

QUELLENBUCH
ZUR
GESCHICHTE
DES
SCHWEIZERISCHEN TAUBSTUMMENWESENS

VON
EUGEN SUTERMEISTER
ZENTRALSEKRETÄR DES «SCHWEIZERISCHEN FÜRSORGEVEREINS FÜR TAUBSTUMME»

EIN
NACHSCHLAGEBUCH FÜR TAUBSTUMMENERZIEHER UND -FREUNDE
(IN ZWEI BÄNDEN MIT ZUSAMMEN 400 BILDERN)

I. BAND: I. BIS VI. KAPITEL

BERN 1929
SELBSTVERLAG DES VERFASSERS

An die Leser zur **vorherigen** Notiznahme!

I. Seite 66—72 ist *Lavaters lateinische Schrift über die geborenen Taubstummen vom Jahr 1664/65* nur *besprochen* und nur ihr *Inhaltsverzeichnis* in Uebersetzung wiedergegeben worden. Genauere Erwägungen haben mich aber bewogen, diese alte Schrift, die anderswo noch nie, weder im Urtext noch in Uebersetzung, veröffentlicht worden ist, im vorliegenden *Quellenbuch*, wohin sie doch unbedingt gehört, vollinhaltlich und zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung abzu drucken, und zwar in den „Nachträgen“ Nr. 2, dies um so mehr, als dem Leser durchaus Gelegenheit gegeben werden muß zur „Kritik der Kritik“, zum Vergleichen der oben erwähnten Besprechung von E. H. mit dem Originalwerk.

II. Aehnliche Erwägungen ließen mich auch *das erste* und bis heute *einzig schweizerische Lehrbuch über Taubstummenunterricht* in extenso in den „Nachträgen“ unterbringen, unter Nr. 3. Es ist die Seite 72, rechte Spalte oben, angeführte Schrift von *Pfarrer Heinrich Keller in Schlieren* vom Jahr 1780, betitelt „*Versuch über die beste Lehrart, Taubstumme zu unterrichten*“. Da ist sie auch bloß besprochen und ebenfalls bloß das Inhaltsverzeichnis wiedergegeben worden. Zwar wurde gleichzeitig bemerkt, daß schon ein Neudruck dieser Schrift im „Organ der Taubstummenanstalten“, Beilage 1888, erschienen ist. Dieser Neudruck ist jedoch nur sehr wenigen Lesern zugänglich und das Original antiquarisch schwer zu erwerben. In einem schweizerischen Fach-Quellenbuch darf daher auch diese Schrift mit ihrem Wortlaut nicht vergeblich gesucht werden.

Unverständlich ist mir, warum diese Schrift Kellers nicht auch abgedruckt wurde im „Quellenbuch zur Geschichte und Methodik des Taubstummenunterrichts“ von Wollermann, Stettin, Verlag Teezmann & Randel, 1912, worin doch Ammanns „*Surdus loquens*“ auch nicht fehlt. E. S.

MEINER LIEBEN FRAU

und langjährigen, hingebungs- und verständnisvollen Mitarbeiterin
in der Taubstummenfürsorge

in herzlicher Dankbarkeit

gewidmet

Präludium.



Dem müden Pilger baut die Liebe kühle Lauben,
Versammelt Waisen um sich her,
Verpflegt mit zarter Hand den Blinden und den Tauben
Und schafft Licht ihm und Gehör.

(Krummacher, 1808.)

Lob oder Schmähung tritt nur durch das Wort ins Leben,
Doch Segen oder Fluch kann dir ein Stummer geben.

(Fr. Rückert.)

Ob taub er oder blind, wer sinnvoll, kann beschämen
Die da vollsinnig sind und sich sinnlos benehmen.

(Otto Sutermeister.)

Das Gehör ist der Sinn der Vernunft, welche denkt und vernimmt.

(Schopenhauer.)

Bei Taubstummen tritt auffällig in Erscheinung, wie sehr
das Ohr, der Sinn des Rhythmus und der Melodien, bildend
das Äußere des Menschen beeinflusst.

(Rein.)

unmöglich einen rein objektiven Standpunkt einnehmen könnte. Daher lasse ich lieber die Quellen allein sprechen und möglichst lückenlos, damit gerechterweise jeder zum Wort kommt und jedes Ding von allen Seiten beleuchtet wird. So allein wird es meines Erachtens richtige „Geschichte“, d. h. Geschehenes. Zur leichteren Erkennung sind der Urtext (gewöhnliche Schrift) und der Text des Herausgebers „E. S.“ (*Kursiv*) durch besondere Schriftart voneinander unterschieden.

Dazu liegt im Lesen wortgetreuer Urkunden ein großer Reiz, ein viel größerer als im kurzen Nacherzählen, durchsetzt mit eigenen Auffassungen; es gibt den Geist und Sinn, die Stimmungen der damaligen Zeiten und Personen viel deutlicher wieder, zaubert sie dem Leser gleichsam vor Augen. Schon das allein rechtfertigt die Fassung des vorliegenden Werkes, die Wiedergabe des ursprünglichen Wortlautes, wie auch die Aufnahme von Reglementen, Satzungen etc., denn diese gehören ebenso sehr zu den „Urkunden“ wie Originalberichte z. B., denn auch sie kennzeichnen den Geist ihrer Zeit, und manchmal drastisch genug. Einzig die Orthographie des „Urtextes“ wurde behufs größerer Lesbarkeit modernisiert.

Die Anfänge der Fürsorge, der Beginn jeder Institution werden am ausführlichsten geschildert, wofür der Leser wohl dankbar ist, denn hier kommt vieles zum Vorschein, was bisher in Archiven und Bibliotheken vergraben blieb und das in den verschiedenen gedruckten, knapp sein müssenden Jahresberichten und Denkschriften der Anstalten und Vereine keinen Platz finden konnte. Und doch findet gerade der Anfang eines jeden Werkes gemeinlich höchstes Interesse. Die Weiterentwicklung der Institutionen wird meistens knapp in den Hauptzügen geschildert.

Um nicht jedes Kapitel mit Quellenangaben vollzustopfen, verweise ich die Leser jetzt schon auf das XI. Hauptkapitel: „Bibliographie des schweizerischen Taubstummenwesens“, das sämtliche Quellen zu meiner Geschichte verzeichnet; man halte sich nur an die Stichworte im geschichtlichen Text, um dann die Quelle in der besagten Bibliographie zu finden. Im Jahr 1922 habe ich mit dem Materialsammeln aufgehört, daher ist hier auch mit diesem Jahr meistens die geschichtliche Grenze gezogen.

Ich bin mir wohl bewußt, noch kein vollkommenes Werk geschaffen zu haben, alle Menschenarbeit ist ja Stückwerk und ich wollte auch nur das Rohmaterial liefern. Man bedenke ferner, daß ich nicht jedes Archiv, nicht jede Bücher- und Manuskriptsammlung, nicht alle Protokolle habe durchforschen können, dazu bedürfte es mehr als ein Menschenalter. Ich glaube aber sagen zu dürfen, daß dieses Buch den Namen einer „grundlegenden“ Geschichte verdienen wird. Und dann: wenn dasselbe auf noch vorhandene Mängel und Bedürfnisse, auf Verbesserungsmöglichkeiten des schweizerischen Taubstummenwesens hinweisen und tätigeres Interesse dafür erwecken kann, — so bin ich reichlich belohnt.

Dem „Schweizerischen Fürsorgeverein für Taubstumme“ bin ich zu ganz besonderem Danke verpflichtet, denn ohne dessen jahrelange kräftige moralische und finanzielle Unterstützung hätte ich diese Arbeit wohl niemals vollenden können. Wertvolle literarische und andere Dienste leisteten mir auch viele Leute vom Fach, und erhebliche finanzielle Beihilfe gewährten dem Werk auch viele Vereine, Behörden und Einzelpersonen. Wenn diese hier Raumes halber ungenannt bleiben müssen, so mögen sie sich doch belohnt fühlen im Bewußtsein, auch schöne Bausteine beigetragen zu haben zu dem stattlichen Bau dieses Denkmals schweizerischer Taubstummenfürsorge!

BERN, Herbst 1927.

Eugen Sutermeister.

Ursprung und Anlage des vorliegenden Werkes.

(Geschichtliche und sachliche Erläuterungen.)

Daß ein von Jugend auf Gehörloser den Versuch unternommen hat, eine offenbare Lücke in der sozialen Geschichte der Schweiz, insbesondere in der Taubstummenliteratur, auszufüllen, mag manchem vielleicht ein Wagnis dünken. Jedoch Schicksal und Neigung, der Werdegang meines Lebens, mein langjähriges Wirken für Taubstumme mitten unter ihnen in dreifacher Amtstätigkeit — das alles gab mir übergenug Stoff und damit auch Mut zum Unternehmen. Weil ich selbst auch ein Stücklein Taubstummengeschichte gemacht habe, so möge man mir verzeihen, daß ich hie und da von mir rede, wenn auch nur in dritter Person (z. B. unter „E. S.“).

Bereits im Jahre 1897 befaßte ich mich mit dem Geschichtsplan und entwarf auch ein Arbeitsprogramm, sowie ein Gesuch an die Taubstummenanstalten u. a. um fachliterarische Beiträge u. dergl. Vorher aber wollte ich mir bei Fachleuten Rat holen, und da schrieb mir G. Kull, der damalige, seither verstorbene Direktor der zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt, daß er zur Zeit von einem Berliner Verlag beauftragt worden sei, das Taubstummenwesen der Schweiz für eine Enzyklopädie darzustellen, daß sein Manuskript zu vier Fünfteln fertig sei und in zwei Monaten abgesandt werden müsse, und seine Anordnung stimme merkwürdigerweise genau mit meinem Plan überein. Kulls Manuskript ist dann wirklich nach Berlin abgegangen, aber unterwegs auf unerklärliche Weise spurlos verschwunden. Ein anderer Anstaltsvorsteher antwortete pessimistisch, „daß er sich durch meinen Plan wenig angeregt fühle, denn das Taubstummenbildungswesen der Schweiz biete ein Bild des Jammers“. Er dachte da vor allem an den Mißstand, daß von den 1500 taubstummen Kindern der Schweiz kaum ein Drittel in den vorhandenen Anstalten untergebracht werden könne. (Jetzt steht's in dieser Hinsicht bedeutend besser.) Aber diese Umstände haben mich nicht abgeschreckt, im Gegenteil erst recht angespornt, das Werk in Angriff zu nehmen.

Den Keim desselben bildete mein Ausstellungsbuch: „Die schweizerischen Taubstummen-Anstalten und -Heime in Wort und Bild“, mit 237 eigenen Photographien, das in der schweizerischen Landesausstellung in Bern im Jahre 1914 aufgelegt war.

Nun habe ich mich noch zu äußern über die Art der Ausführung meiner Arbeit, für welche ich erst jahrelang Material gesammelt und Forschungen in Archiven und Bibliotheken des In- und Auslandes angestellt habe. Mein Grundgedanke war: Eine Schrift über Taubstummenwesen wird — wenn auch noch so kurz gefaßt — niemals so populär werden, wie ein gewöhnliches Geschichtsbuch, weil sie ein Spezialgebiet behandelt und daher vor allen Dingen auch stets nur Spezialisten interessieren wird und etwa noch solche, welche Interesse nehmen an jeder Art Menschenelend. Wenn aber einmal an eine solche Geschichte gegangen werden soll und einem eine solche Fülle Material sozusagen vor der Nase liegt, so geschehe die Arbeit auch gleich gründlich, damit es als ein „standard work“ für alle Zeiten wertvoll bleibe schon durch sein bloßes Dasein, ein Quellen-, Urkunden- und Nachschlagebuch für Taubstummen- und andere Menschenfreunde. Daher wurde das Hauptgewicht auf eine daten- und aktenmässige Darstellung gelegt; die Personen und Dinge werden selbst reden und es bleibt dem Leser überlassen, sich von allem dem ein Bild zu machen. Wer Neigung hat, kann hernach an Hand dieses Quellenmaterials volkstümliche Monographien über ein beliebiges Gebiet schaffen.

Zu dieser Arbeitsweise veranlaßte mich noch ein anderer Grund. Auf dem Gebiete des Taubstummenwesens herrscht, insbesondere in den Disziplinen, ein solches Vielerlei von Meinungen und Praktiken vor und der Herausgeber hegt Anschauungen, die so vielfach vom Landläufigen abweichen, daß er

I. Kapitel.

Vom Wesen der Taubstummheit.

Zur Einführung.

Mit dem Wort „Taubstummheit“ bezeichnet man ein Gebrechen, dessen Ursache in einem angeborenen oder sehr frühzeitig erworbenen schweren Gehörschaden beruht, der das Ausbleiben der natürlichen Spracherlernung und damit auch eine Unterbindung der geistigen Entwicklung des davon betroffenen Individuums zur Folge hat. Gehör und Sprache stehen in einem so innigen Kontakt, daß bei normaler Gehirnfunktion das normale Gehör ganz automatisch die Sprache hervorruft und daß umgekehrt, trotz normaler geistiger Veranlagung, bei Taubheit die Sprache gänzlich ausbleibt oder je nach dem Grade der noch vorhandenen Gehörreste nur lückenhaft, bruchstück-, ja brockenweise erlernt wird.

Zu den Taubstummen rechnet man in erster Linie alle die, welche infolge eines Gehörschadens gar nicht oder nur wenig und unvollkommen sprechen lernten, so daß sie von der gewöhnlichen Schulbildung ausgeschlossen werden. Wie schwer die Folgen des Hörverlustes sind, ergibt sich auch daraus, daß die bereits vorhandene Sprache wieder verloren geht, wenn bei einem Kind vor dem 5. Lebensjahr infolge schwerer Erkrankung völlige Taubheit eintritt. Tritt der Hörverlust erst nach dem 5. Lebensjahr oder noch später ein, so geht die Sprache in der Regel nicht mehr verloren, sie büßt aber viel an Wohlklang und Deutlichkeit ein. Die weitere Beschulung ertaubter Kinder in der öffentlichen Schule ist fast in allen Fällen ausgeschlossen. Kann der Schaden nicht durch Privatunterricht ausgeglichen werden, so ist die baldige Unterbringung eines ertaubten Kindes in einer Taubstummenanstalt geboten. Derart ertaubte Kinder werden also auch zu den Taubstummen gerechnet, aber als uneigentliche Taubstumme bezeichnet.

Damit wäre die Umgrenzung des Begriffs der Taubstummheit bei Kindern abgeschlossen. In Wirklichkeit gestaltet sie sich nicht immer so einfach. Sprachmangel ist nicht immer nur die Nachwirkung eines Gehörschadens, sondern manchmal auch die Folge von geistiger Schwäche oder seelischer Anomalie. Da fällt es bei manchen Kindern schwer, zu unterscheiden, ob der Sprachmangel die Folge einer Herabsetzung des Hörvermögens oder der geistigen Schwäche ist. Und so findet manches schwache Kind mit ansehnlichem Hörvermögen mit Rücksicht auf seinen Sprachmangel seine Ausbildung in einer Taubstummenanstalt. Sprachmangel infolge seelischer Anomalie gehört in das Gebiet der geistigen Störungen und kann in der Taubstummenanstalt nicht berücksichtigt werden.

Trotzdem die Taubstummen in der Taubstummenanstalt sprechen lernen, also entstummt werden, bleibt ihnen lebenslang das Attribut „taubstumm“. Mögen sie sich noch so sehr im Lebenskampfe bemühen, mögen sie mit Erfolg in Konkurrenz mit ihren hörenden Arbeitsgenossen treten, mögen viele das volle Vertrauen und die Achtung ihrer Arbeitgeber genießen — trotzdem haftet im allgemeinen Sprachgebrauch dem Begriff „taubstumm“ die Bedeutung von Nichtvollwertigkeit an. Was wunder, wenn sich in neuerer Zeit die gebil-

deten Taubstummen gegen die Bezeichnung auflehnen und in welschen Ländern bereits das Ersatzwort „sourd-parlant“ gebrauchen. Leider besitzt die deutsche Sprache keine gleichwertige, kurze Bezeichnung. Es wurde empfohlen, die erwachsenen Taubstummen „Entstummt“ zu nennen. Darauf ist zu erwidern, daß sie wohl entstummt wurden, aber nicht in dem Grade, daß nun alle früheren Schranken ihres Verkehrs mit Hörenden gefallen wären. Auch fehlt in dem Wort „entstummt“ der Hinweis auf die Taubheit, die ja nach wie vor besteht.

„Gehörlose“ kann man sie auch nicht nennen, weil viele von ihnen es tatsächlich nicht sind. Zudem würden sich die Spätertaubten, von denen viele eine höhere Bildung genossen haben, gegen die Verallgemeinerung dieser Bezeichnung wehren. Denn es ist nicht zu leugnen, daß vielen Taubstummen trotz der genossenen Ausbildung eine auffallende Besonderheit im Gebaren — man denke nur an die mit Vorliebe verwendete Zeichensprache — und in geistiger Verfassung anhaftet, die sie von den Hörenden unterscheidet. Diese Besonderheit ist neben dem Gebrechen des Gehörs und der Sprache in dem Begriff „Taubstummheit“ gekennzeichnet. Und in ihr kommt die ganze eigentliche Tragik des Gebrechens als seine schwerste Folge zum Ausdruck.

Lassen wir also die Bezeichnung „taubstumm“ auch fernerhin für die bestehen, die ihre Ausbildung in einer Taubstummenanstalt bekommen haben, und sorgen wir vielmehr dafür, daß aus diesem Wort jede Spur von Geringschätzung eliminiert wird, daß es im Gegenteil in allen Herzen, wo es not tut, Nachsicht und Erbarmen weckt für seine Träger. Möge auch das vorliegende Werk dazu beitragen, diesen Wunsch seiner Erfüllung näher zu bringen.

G. (Bern)

Hören wir darüber noch die Stimme eines ausländischen gewiegten Fachmannes, des Herrn Dr. Paul Schumann, Taubstummen-Hauptlehrer in Leipzig, der sich kurz und gut in folgender Weise ausdrückt:

Taubstumm nennen wir einen solchen Menschen, der infolge einer vor dem Spracherwerb oder während desselben einsetzenden vollständigen oder annähernden Taubheit ganz oder annähernd stumm blieb oder wurde. Ein solcher Mensch bleibt ein Taubstummer im landläufigen und rechtlichen Sinn, auch wenn er das Sprechen schulmäßig erlernt hat; diese landläufige Annahme ist dadurch gerechtfertigt, daß er auch dann noch in einem abnormen Verhältnis zur Sprache steht.

Noch vor einer eigentlichen Beschreibung des Wesens der Taubstummheit, d. h. der Folgen derselben, kurz: der Charakteristik der Taubstummen, will der Verfasser versuchen, die tatsächlichen Empfindungen und Erfahrungen eines Taubstummen — seine eigenen — zu schildern. Er hat die Taubstummheit als Gebrechen in allen ihren schwerwiegenden Folgen für Leib und Seele als Nachdenklicher an sich selbst

erfahren und hat sich absolut in das Wesen der Taubstummheit vertiefen können. Aus dem Mitleid mit sich selbst erwuchs das Mitleid mit seinen Schicksalsgenossen, das ihn veranlaßte, seine Kraft dafür einzusetzen, daß die verhängnisvollen Folgen dieses Gebrechens nach Möglichkeit gemildert würden. — Geben wir ihm das Wort:

Nach Aussage meiner Angehörigen — denn an die Zeit vor meiner Krankheit kann ich mich nicht erinnern — war ich ein fröhlicher, lebhafter Knabe, der zu den schönsten Hoffnungen in jeder Hinsicht berechnete, als ich im vierten Lebensjahr durch Gehirnhautentzündung völlig erlaubte. Aus der Krankheit selbst blieb mir nur die eine Erinnerung, daß ich einmal in tiefer Finsternis erwachte und mich wunderte, daß es noch immer Nacht war; denn nach meinem Gefühl mußte ich sehr lange, lange geschlafen haben. Zugleich verspürte ich Hunger und rief nach „Knöpfe“ mit Apfelmus, meiner Leibspeise — es war das erste Zeichen meiner Genesung zum Staunen meines Doktors, der mich schon aufgegeben hatte; denn ich war bereits in totenähnlicher Starre dagelegen.

Erst nach Wochen durfte ich wieder auf die Straße. In aller Unschuld gesellte ich mich zu meinen früheren kleinen Spielkameraden aus der Nachbarschaft. Aber was war das? Ich redete sie an und — bekam keine Antwort. Ich wiederholte, da sahen mich die Kinder groß an und zogen sich allmählich scheu von mir zurück. Aber noch hatte ich keine Ahnung, was denn so Befremdendes an mir sei, und wurde — Einsiedler zu Hause, Einsiedler mitten unter meinen zahlreichen Geschwistern, welche — meinem Augenschein nach — sich auch bald von mir zurückzogen. Ach, sie sprachen ja wohl nach alter Weise mit mir, wie die Eltern auch und die Kinder auf der Straße, aber ich merkte das geraume Zeit nicht. Weil einerseits sie alle kein Echo bei mir fanden und anderseits — meiner Meinung nach — niemand auf mein kindliches Geplauder einging, gaben sie bald den mündlichen Verkehr mit mir auf und ich — das Sprechen, schon weil mir zu diesem die Anregungen fehlten. Ich wurde also immer stiller mit dem Mund und — vergaß schließlich das Sprechen ganz und gar! Das letzte Wort, das die Eltern von mir gehört haben, war das verstümmelte „Schückladi“ (Schokolade).

In jene Zeit fiel ein Begebnis, das sich meinem Gedächtnis unauslöschlich einprägen sollte. Es war Winter und die Kinder belustigten sich auf der Straße mit Schlitteln. Auch ich ging mit einem Schlitten hin, fuhr aber stets allein und in gehörigem Zwischenraum, denn ich war allen schon ein Fremder geworden. Da geschah ein Unglück, indem ein kleines Mädchen ein Bein brach.

Am Tag darauf führte mich mein Vater mit ernster Miene in das Nachbarhaus, drückte mir ein Fünffrankenstück in die kleine Faust und hieß es mich dem verunglückten Mädlein, das zu Bette lag, geben. Ich begann den Zusammenhang zu ahnen und es schrie laut in mir auf. Aber ach, „kein Gott gab mir zu sagen, was ich leide“. Kleine Schlingel hatten mich — offenbar im Bewußtsein, daß ich mich nicht verteidigen konnte — fälschlicherweise als Ursache des Unglücks angegeben. So mußte ich jenen „Büßergang“ tun und war nicht im geringsten im Stande, meine Unschuld zu beteuern.

Man wird vielleicht verwundert fragen: Ja, verstand ich denn nicht, mich durch Zeichen auszudrücken? Ich weiß nicht, woran es lag, daß ich damals von keiner Zeichensprache wußte, daß ich nicht auf die Idee kam, Gebärden zu machen. War es — sowohl bei meinen Angehörigen als bei mir — eine natürliche Abneigung, sich auf solche Art der Hände zu bedienen? Oder nur Unkenntnis?

Oder das instinktive Gefühl der Unzulänglichkeit, sich durch Gebärden zu verständigen? Mir scheint nach allem, einfachere Naturen kommen schneller zu solchem Notbehelf.

Weil ich nunmehr einzig auf meine Augen angewiesen war, lernte ich bald schärfer blicken und entdeckte denn auch, aber verhältnismäßig spät, daß die Menschen ihren Mund bewegten und nicht ohne Grund, denn ich sah auch die Wirkungen davon. Unerklärlich war mir nur der Vorgang selbst, von dem ich mich ausgeschlossen sah. Und doch machte sich auch bei mir ein starkes Mitteilungsbedürfnis geltend. O, wie vieles von dem, was ich vernahm, wollt' ich erklärt haben, wie vieles bewegte mein Herz, das sich auch gern offenbart hätte. Aber wie eine fesselnde Kette, die ich nicht zu zerreißen vermochte, fühlte ich die Unmöglichkeit, mich andern mitzuteilen, und eben dies machte mich zeitweise rasend, so daß ich mich auf den Boden warf und mit Händen und Füßen um mich schlug, zum Entsetzen meiner Angehörigen, welche die Ursache davon nicht erraten konnten und es vielleicht als eine Nachwirkung meiner Krankheit ansahen.

Eines Tages begann die Mutter, meine Kleider und Wäsche in einen Koffer zu packen. Wie viele Fragen bestürmten da mein Herz: Für was? Wohin? Für wie lange? In welcher Begleitung? usw. Aber welche Gebärdensprache, deren wir übrigens, wie bemerkt, unkundig waren, und die doch nur äußere Formen, Gestalten und Eigentümlichkeiten wiedergeben kann, hätte so viele abstrakte Begriffe, die mit einer Reise verbunden sind, ausdrücken können? So blieb mir nichts übrig, als alles qualvoll in mich zu verschließen. — Vortrefflich hat solche Zustände die königliche Dichterin von Rumänien, Carmen Sylva, die sich so gut in das Volksleben und auch in das Leben Anormaler zu versenken wußte, geschildert in den Strophen:

Das Ohr verriegelt, der Sprache beraubt,
So geht die dürstende Seele
Durch die Welt dahin, die nicht ahnt, nicht glaubt,
Daß Geist in der Hülle sich hehle.
Und sieht denn keiner, daß Höllenpein
Die arme Seele umnachtet,
Wenn sie gesundes, blühendes Sein
Mit hungerndem Auge betrachtet?
Die Seele hört, die Seele spricht,
Die Seele will immer fragen
Und begreift das grausame Schicksal nicht,
Das dunkle, schwere Versagen!
Die Seele weiß noch von einer Zeit,
Von frühern Erdenlanden,
Da sie, von Fesseln und Qual befreit,
Nichts ahnte von Ketten und Banden.
Die Seele hat noch das volle Gefühl
Der Kraft in der marternden Hülle
Und blickt verschmachtet ins Menschengewühl,
Das Worte verschwendet die Fülle!
Das hehrste, das heiligste Eigentum,
Das Wort ist ihr ganz genommen:
Doch sollt' mit unvergänglichem Ruhm
Den Schatz sie wiederbekommen.
Was gibt den Stummen das Wort zurück,
Das ihr so elend verwendet,
Als höchstes Erbe und grösstes Glück,
Was ihr verschändet und verschwendet?
Der Geist ist blühend, frei und groß
Auch hinter Mauern und Riegeln,
Nur ungeharnischt und waffenlos,
Ein Rätsel mit sieben Siegeln!

Ein Rätsel sich selbst, bis das freie Wort
Erlösend ihn hell umflossen
Und er den innersten goldnen Hort
Der Welt und sich selbst erschlossen.

Der Vater reiste mit mir in die Hauptstadt eines Nachbar-kantons, wo er mich in meinem völlig sprachlosen Zustand photographieren ließ. Dann ging's in die Taubstummenanstalt in einem Dorf, eine Stunde weit. Im Anstaltshof sah ich eine Anzahl kleiner und großer Knaben, deren Gebaren mich ahnen ließ, daß sie meine Leidensgenossen waren. Nur wunderte es mich, daß die größeren wie die Hörenden jene „Mundbewegungen“ zu machen vermochten und mit demselben Erfolg wie sie. Da dämmerte erstmals in mir die Ahnung auf, daß ich eben zu diesem Zweck hierher gebracht worden war, und zwei mächtige Gefühle begannen, an meinem armen Herzen hin und her zu reißen: das Heimweh angesichts der bevorstehenden längeren Trennung vom trauten Elternhaus und das heiße Verlangen, mich auch bald im Besitz jenes „Zaubermittels“, der Sprache, zu sehen. Das Heimweh hielt nicht lange an, das viele Neue verdrängte es bald und das bisherige beständige Gefühl meiner Einsamkeit verschwand in dem Haufen Kinder, mit denen mich ein gleiches Schicksal verband. Geteilter Schmerz ist ja halber Schmerz. Freilich fachten die jährlichen Ferien bei der Rückkehr in die Anstalt das Heimweh aufs neue zu hohen Flammen an, die aber bald im täglichen Anstaltsgetriebe verloschen.

Was soll ich nun weiter sagen von den zehn Jahren, die ich in dieser Anstalt zugebracht und die ich schon geschildert habe im „Anstaltsleben eines Taubstummen“ (Bern, Verbreitung guter Schriften 1893)? Es läßt sich zusammenfassen in dem Vers:

Hier war's, wo sich mir die Pforte
Zu des Geistes Reich erschloß
Und des Mundes Hauch zum Worte
Voller Geist zusammenfloß,
Wo zuerst ein Strahl von oben
Meine Seele hell durchdrang
Und mein Herz dem Schöpfer droben
Still das erste Heilig sang.

Meine Hauptfreude, mein größter Trost in dem ein-förmigen Einerlei des Anstaltslebens war die Schule. Meine Lehrerin, die ich das große Glück hatte, ununterbrochen vom Beginn bis zum Schluß meiner Unterrichtszeit zu besitzen, verstand es auf das Ausgezeichnetste, nicht nur den Stummen das Sprechen beizubringen, sondern sie auch in die Sprache, ja in den Sprachgeist einzuführen und mit dem Verstand zugleich Herz und Gemüt zu bilden: beides eine sehr schwere Kunst bei Taubstummen.

Jedoch mit der wachsenden Erkenntnis wurde mir auch die Größe meines Unglücks immer klarer. Es ist nicht immer gut, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Mich als ein „von der Natur Benachteiligter“ fühlend, als ein gesellschaftlich Zurückgesetzter, begann ich sogar, mit dem Schicksal zu hadern. So stieg ich einmal als kleiner Knirps im Wohnzimmer auf einen Stuhl und rief mit erhobenen Armen auf meine mich erstaunt umstehenden Mitzöglinge herab: „Ich hasse alle Doktoren!“ Ich beschuldigte sie nämlich — warum weiß ich nicht mehr —, daß meine damalige Krankheit einen so üblen Verlauf genommen hatte.

Die Zeit meines Austritts aus Schule und Anstalt nahte heran und damit die Frage der Berufswahl. An einen geistigen Beruf, der doch am ehesten meinen Anlagen und Neigungen entsprochen hätte, dachte niemand und ich am allerwenigsten. Es schien bei allen ausgemacht, daß

dieses Reich für mich verschlossen blieb, so daß man nicht einmal auch nur eine Probe vornahm, und das wurde mein Unglück.

Zufällig wurde eine Graveur-Lehrstelle in der Nähe meiner Eltern frei. Dorthin wurde ich plaziert und damit begann für mich eine lange schwere Leidenszeit! Erstens hegte ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jedes häusliche Handwerk und dann war ich gerade im Zeichnen immer der Schwächste gewesen, das neben Schönschreiben in meinen Schulzeugnissen stets die schlechtesten Noten aufwies. Wäre ich hörend gewesen, man hätte bald und sicherer gewusst, was aus mir werden sollte.

Ich sage nur noch so viel: die fünf Jahre meiner Lehrzeit gehören zu den schwersten meines Lebens. Meiner Untauglichkeit als Graveur völlig bewußt und trotz der strengen Zucht meines Lehrmeisters die Unmöglichkeit voraussehend, dereinst in diesem Beruf mein Brot zu verdienen, graute mir förmlich vor Gegenwart und Zukunft.

Wie ich vorausgesehen, konnte ich mich in meinem Handwerk nicht behaupten, sondern mußte mich nacheinander in ein paar andere Berufsarten einarbeiten, womit für mich abermals ein drangsalsvoller Lebensabschnitt begann, voll äußerer und innerer Kämpfe. Mit dieser äußern Krise machte ich auch eine schwere innere durch, was bei dem innigen Zusammenhang von Leib und Seele nicht verwunderlich ist. Doch das gehört schon nicht mehr hierher.

Jetzt, wo ich nach manchen Irrungen und Wirrungen, nun schon manche Jahre in einem mir in hohem Grade zusagenden und hoch befriedigenden Berufe wirke, ausschließlich zum Wohl meiner Schicksalsgenossen und mit dem unermeßlichen Glück, in einer in jeder Beziehung mich schön ergänzenden Gattin zugleich eine treue und verständnisvolle Mitarbeiterin zu besitzen — sollte ich da noch zu klagen haben? Klagen freilich nicht mehr! Aber befreit bin ich deswegen noch immer nicht von den beengenden Banden meines Gebrechens, sie sind nur lockerer und erträglicher geworden. Denn noch ist mein Wissensdurst nicht gelöscht, noch bin ich von unwiderstehlichem Drang beseelt, mich weiter zu bilden. Aber ach, dazu bieten sich mir wenig Gelegenheiten. Wohl gehöre ich ein paar Vereinen mit geistigen Interessen an, aber bloß, um sie finanziell ein wenig zu unterstützen. Denn an ihren Versammlungen, geschweige Vorträgen, kann ich nicht teilnehmen, von Konzert und Theater nicht zu reden. So bleiben die Bücher mein geistiger Hauptgenuß. Auch gesellschaftlich habe ich bei meinem großen Bedürfnis nach Gedankenaustausch und Abwechslung zu leiden. War ich schon als Kind zu Hause gezwungenerweise einsiedlerisch, so bin ich als Erwachsener noch immer mehr oder weniger von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen; denn die Konversation mit mir ist vielen zu beschwerlich und es ist nicht jedem gegeben, in richtiger Weise mit Gehörlosen zu reden. So bleibe ich denn auf mein trautes Heim und die Lektüre beschränkt und vermag gar noch im Galgenhumor etwa zu rufen:

Da danken sie dem Herrn,
Daß sie nicht taub wie du,
Und hielten manchmal gern
Sich selbst die Ohren zu!

So weit der Verfasser. — Des Vergleichs wegen ist es sehr zu bedauern, daß nicht noch andere, besonders Taubgeborene, ihre inneren Erlebnisse und äußern Eindrücke während und nach der „sprachlosen“ Zeit vom psychischen und philosophischen Standpunkt aus in Worte gekleidet haben. Vorhanden sind nur kurze Schilderungen taubstummer Schüler über ihre Vorzeit, sie finden sich im Kapitel VI, A. 3.

Betrachten wir nun näher die Eigenschaften der Taubstummen, sowohl der ungeschulten als geschulten, ihr ganzes Denken und Gehaben und zwar am besten an Hand von Beispielen aus ihrem Leben und Aeußerungen verschiedener Taubstummenlehrer und Taubstummenfreunde. Der aufmerksame Leser wird mit Schrecken finden, daß das Gebrechen der Taubstummheit tiefgreifende Folgen zeitigt, tiefgreifend ganz besonders für Geist und Gemüt. Aber dann wird er auch Milderungsgründe und dadurch Kraft und Geduld finden, diese von der Natur so grausam Enterbten zu ertragen; denn sie verstehen heißt schon ihnen verzeihen. Wir wollen dabei jetzt wie künftig die Kantone in alphabetischer Reihenfolge zu Worte kommen lassen.

Kanton Aargau.

1836. Aus einem Jahresbericht der Taubstummenanstalt Aarau:

Für sie (die ungeschulten Taubstummen) bleibt das Erdenleben ein unauflösbares, trauriges Rätsel, ihren Geist lächelt keine Ahnung, keine tröstende Hoffnung der Ewigkeit an. Ohne Unterrichts, ohne Geistes- und Herzensbildung bleiben diese Unglücklichen ein Gegenstand beständigen Schmerzes ihrer Familien, wegen Armut und Hilflosigkeit meistens eine Beschwerde ihrer heimatlichen Gemeinde und zuweilen sogar bei Unkunde und Leidenschaftlichkeit gefährliche Glieder der Gesellschaft, die der Richter kaum zu bestrafen wagt. Wer erinnert sich hier nicht der Brutalität des taubstummen Mörders im Fricktal?

Kanton Basel.

1826. Schon in diesem Jahr klagt die Taubstummenkommission (Zweigkommission der baslerischen Gemeinnützigen Gesellschaft) in einem Brief:

Die meisten Subjekte beider Klassen (gemeint sind Taubstumme und Blödsinnige) werden als jähzornig, eigensinnig und unlenksam geschildert, was freilich zunächst Folge ihres eigentümlichen Zustandes ist, häufiger aber auch durch vielfältige Mißgriffe in ihrer Erziehung befördert werden mag, bei manchen eine zu nachgiebige, bei andern eine zu strenge, brutale Behandlung stattfindet.

Aus den Papieren von W. D. Arnold, Inspektor der Taubstummenanstalt Riehen:

1851. Wenn ein Taubstummer an etwas Freude hat, so weiß er viele Schwierigkeiten zu überwinden; im andern Falle läßt er gleich alles hängen und wünscht sich lieber wieder eine Veränderung. Beim Vollsinnigen geht es zwar auch auf eine ähnliche Weise, jedoch die von ihm gesammelten Lebenserfahrungen binden ihn oft noch wider seinen Willen.

1852. Ein Taubstummer mit der schönsten Ausbildung bleibt dennoch ein unselbständiger Mensch.

1853. Bei den Taubstummen in der Anstalt heißt es gar oft: „Heute fromm sein, weil mich Herr Vater (so wurde Inspektor Arnold von seinen Zöglingen genannt) gelobt hat“. — „Heute nicht fromm sein, weil Herr Vater etwas verlangt, was ich nicht gerne tue“. — Der oder jener Lehrer ist „lieb“, weil er vielleicht eine leichte Arbeit dem Knaben hat zukommen lassen, morgen ist derselbe Lehrer „dumm“, weil er eine unpünktliche Arbeit hat zum zweiten Mal verrichten lassen. — Frau Mutter „ist sehr lieb“, weil sie eine Leibspeise hat auf den Tisch befördern lassen, morgen ist sie nicht mehr „lieb“, weil sie gelbe Rüben oder Rüb Kohl hat aufstellen lassen; —

heute ist die Köchin „geizig“, ja „sehr geizig“, weil die Suppe etwas dünn ausgefallen ist. — So wären hunderte von Beispielen ihrer Beschränktheit und Veränderlichkeit anzuführen und zu sagen von den vielerlei Belehungen, die man ihnen zu geben hat, um sie einigermaßen mit den Verhältnissen und Ansprüchen des Lebens bekannt zu machen und sie ins praktische Leben auch nur notdürftig einzuführen. — Und dennoch sind die Taubstummen ein liebes Völklein, das seine Hülfbedürftigkeit fürs innere und äussere Leben in stiller Verborgenheit tief fühlt, aber mit bedauerungswürdiger Ergebenheit auf die mittelbare oder unmittelbare Hilfe des Herrn harret; daher auch die unbeschreibliche Freude über einen Lichtblick ins Reich Gottes und die bürgerliche Welt.

Wie schwer es ist für einen Lehrer, in die eigentümliche kleine Welt der Taubstummen sich hineinzuleben, das bezeugt unser neu eingetretener Lehrer mit folgenden Worten in seinem Tagebuch:

Ich gleiche seit einiger Zeit einem hilflosen Wrack, das die sturmbewegten Wogen umherschleudern, einem Menschen, der sich tollkühn in die brausenden Fluten stürzte und um sich keine Rettung sieht. Umgeben von Klippen und Felsriffen wird es mir unmöglich, das Ufer zu erreichen... Es beherrscht mich eine völlige Mutlosigkeit, aus der ich mich nur noch mit Mühe zu erheben vermag.

So wird es noch gar manchem mit dem Wesen der Taubstummheit völlig Unvertrauten ergangen sein.

1855. Gestern habe ich Sch. erlaubt, seine Eltern hier besuchen zu dürfen. Das wurde ein langer Besuch, denn er blieb aus bis in die Nacht. Als der Lehrer ihm nachgegangen, so ergab sich, daß er außer seinen Eltern auch noch eine Tante und seine Schwester, die Magd ist bei einem hiesigen Bauern, besucht habe. Er schien recht angefüllt mit Speise und Trank. Auf meine Nachfrage bekannte er mir, bei ersteren habe er genossen zwei Tassen Kaffee, vier Stücke Brot, bei der zweiten ein Stück Brot, zwei Glas Wein und eine Hand voll Aepfelschnitze, bei letzterer oder vielmehr bei ihrem Meister ein Stück Brot und sechs Kartoffeln. — Wer wird uns einst diesen Fresser als Lehrjungen übernehmen wollen? Solche Kinder machen einem im Blick auf ihre Zukunft bange Besorgnis und zwar mit gutem Grund.

Die Lehrerin beklagt, daß Taubstumme gar vorschnell sich Vermutungen machen über alles Gesehene oder Beigebrachte, die aber meist unrichtig seien... Manche dieser Irrtümer würden auch zu beseitigen sein, wenn es möglich wäre, ihnen vom gesellschaftlichen Leben und den Verhältnissen und Beziehungen, in denen die Menschen zu einander stehen, viel klarere Begriffe zu geben, als sie bekommen durch die Schule.

Wir machen bei unsern ausgetretenen Taubstummen und auch schon bei denen in der Anstalt die Bemerkung, daß sie kein Gebot Gottes geneigt sind strenger zu halten, als das der Sabbathheiligung. Die Ursache ist aber meist die fleischliche Trägheit.

1857. So hat man's mit dem Taubstummen: alle paar Tage eine andere Gesinnung und Richtung. Nur allein das Erbarmen zu ihm, wenn dasselbe in der Liebe Christi wurzelt, ist im Stande, dennoch mit ihm fortzumachen und für ihn zu sorgen.

Ein Schüler meinte gegenüber dem Lehrer, er brauche das Rechnen nicht, da er nach seiner Entlassung aus der Anstalt immer bei seinem Bruder bliebe und dieser werde für ihn rechnen — und überdies werde man ja im Himmel nicht rechnen.

1858. Nimmt man dazu, daß das natürliche Mitleid der Eltern bei einem taubstummen Kinde unentschuld bare Fehler entschuldigt oder in beständigen Erweisen des Bedauerns sich kund gibt, so ist es begreiflich, wie oft bei den Taubstummen ein starker Eigenwille, ein kränkliches Sichselbstbedauern vorhanden ist.

Eine Schülerin meinte in ihrem früheren unwissenden Zustand, die Sonne sei dadurch entstanden, daß jemand den Kopf eines Verbrechers an den Himmel gehängt und ein Licht dahinter gestellt habe.

Es schien den Kindern unbegreiflich, daß die Tiere den Vorzug des Gehörs vor ihnen, den Menschen, haben sollten. Einige wurden sogar recht betrübt darüber.

1859. Die Taubstummen sind doch wirklich eitle Geschöpfe. Etwa fünf machten miteinander aus, sie wollten sich durch heftiges Reiben rote Backen zu verschaffen suchen. Diese Eitelkeit wurde aber sogleich bestraft, indem alle wunde und geschwollene Backen bekamen und jetzt noch fort und fort das Malzeichen ihrer eitlen Wünsche und Bemühungen tragen müssen.

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß sich die Taubstummen zu einander besonders hingezogen fühlen und einander ein ungewöhnliches Vertrauen schenken, oft dann noch, wenn sie sich schon mehrmals in ihren gegenseitigen Erwartungen getäuscht sehen. Sind sie vollends leibliche Geschwister, so ist ihre Liebe und Anhänglichkeit zu einander merkwürdig groß. Ein ausgezeichnetes Beispiel hiervon liefern die Brüder J... Der ältere sorgt ebenso zärtlich wie eine Mutter für seinen kleinen Bruder. Des Nachts weicht ersterer nicht von seinem Bette, bis dieser liegt, deckt ihn dann aufs zärtlichste zu, legt ihm die Hände zusammen, betet mit ihm und gibt ihm für den Tag Verhaltensmaßregeln. Der jüngere Bruder ist ein wilder Knabe, der ohne den guten Einfluß des Bruders uns Lehrern manche Schwierigkeit in seiner Erziehung bereiten würde, so aber geht's recht gut.

Aus andern Berichten derselben Anstalt von andern:

1889. Die Aufnahmebegehren für Personen vorgerückten Alters wurden damals sehr häufig gestellt. Aus Kindern werden eben Leute, und was man an Kindern erträglich findet, wird an Erwachsenen unerträglich; denn solche sollen abtun, was kindisch ist. Das aber tut der ohne gründliche Erziehung aufgewachsene Taubstumme eben nicht: er bleibt kindisch und nicht nur das: ihm fehlt besonders auch seinen Affekten gegenüber jegliches Gleichgewicht.

1914. Die Taubstummen sind und bleiben in vielen Dingen Kinder: leicht erregbar und leicht zu bestimmen zum Guten wie leider auch zum Bösen. Hält man ihnen einen Fehler oder ein Vergehen vor, so antworten sie oft: Die Hörenden machen es auch so! Das scheint in ihren Augen eine vollgültige Entschuldigung zu sein.

Es mögen noch Charakteristiken schwachbegabter Taubstummer folgen, die wir den Jahresberichten der Anstalt Bettingen entnehmen:

1907/08. Wer selber schwachbegabte Taubstumme unterrichtet, weiß, was für einer Arbeit sich diese unterziehen. Wenn die jungen Leute älter werden, wächst ihnen oft, wie man sagt, der Kamm: sie beginnen, sich zu fühlen und doch kommt der Geist nicht nach. Sie bleiben Kinder, so lange sie leben, und müssen als solche verstanden und behandelt werden. So wollte einer fortlaufen, weil er nebst seiner Kost nicht gleich Lohn bekomme, nur weil ihm ein anderer, der daheim ißt und schläft, erzählte, er bekomme täglich 50 Rp. Ein anderer blieb eine Zeit lang aus der Lehre weg, weil er hie und da Kommissionen machen mußte.

1910/11. Der Laie ist geneigt, anzunehmen, es sei mit solchen Schülern nicht viel anzufangen. Diese Ansicht stimmt nicht. Die schwachbegabten Taubstummen sind besser als ihr Ruf; sie stehen an Intelligenz über den hörenden Schwachsinnigen. Der beste Beweis für diese Behauptung ist wohl die Tatsache, daß die Kinder unserer Anstalt keine Wärter und Wärterinnen nötig haben, sich also selbst bedienen können. (*Wie aber, wenn es 20, 30, 40 Kinder wären? E. S.*)

1916/17. „Dem Tauben sollst du nicht fluchen.“ Paßt diese Mahnung in 3. Mose 19, 14 wirklich noch hinein in unsere Zeit und in unser Land, wo neben den 15 Taubstummenanstalten noch Fürsorgevereine und Einrichtungen aller Art sich bilden, um das Los dieser Verkürzten zu erleichtern? Fast möchte man die Frage verneinen, allein, wenn wir bedenken, wie wenig Rücksicht wir im Verkehr schon den Schwerhörigen gönnen, und wie oft es noch vorkommt, daß man sich über den unbeholfen dahertrottenden Taubstummen ärgert oder gar noch lustig macht, dann merken wir doch, daß dieses Gebot immer noch seine volle Berechtigung hat. Es gilt aber auch dem Taubstummenerzieher. Wenn dieser auch genau weiß, daß das läppische Wesen eine Begleiterscheinung des Gebrechens ist, so kommt er doch im Verkehr mit seinen Zöglingen manchmal in Launen und Lagen, wo er den französischen Ausdruck „Institut des sourds-muets“ am liebsten phonetisch übersetzen möchte in „Anstalt zur sure Müeh“. Da leitet ihn dann unser Schriftwort hin auf das alte Schulmeisterrezept des Philantropen Salzmann, daß der Lehrer die Fehler seiner Zöglinge in sich selbst suchen solle.

Kanton Bern.

Ein günstigeres Urteil über die Taubstummen fällt die Knabentaubstummenanstalt, damals noch in der Bächtelen bei Bern, in ihrem Jahresbericht 1823/24:

Man spricht so viel von ihrer Verslossenheit und ihrem Mißtrauen, von ihrem Eigensinn und Jähzorn, von ihrer Tücke und Grausamkeit. Die einen setzen nämlich theoretisch sehr einleuchtend auseinander, wie notwendig bei ihnen diese Fehler sich vorfinden, indem sie nur eine natürliche Folge seien von der Gehörlosigkeit und der Schwierigkeit, sich andern mitzuteilen, und man ja doch überhaupt annehmen müsse, daß das sittliche Leben des Menschen von der Beschaffenheit und Entwicklung seines Körpers abhängig sei. Andere führen Erfahrungen an, wie dieser oder jener Taubstumme nie zu einiger Offenheit und zum Vertrauen in andere gelangt sei, wie dieser oder jener einen entschiedenen Hang zu dumpfem Trübsinn von jeher äußerte, wie hartnäckig und widersetzlich sich die einen, wie jähzornig und grausam die andern sich benommen haben. Ja sogar Beispiele von Mordtaten, welche in der Wut oder mit kaltem Blute von Taubstummen sollen verübt worden sein, werden erwähnt, um zu beweisen, daß, wo das Ohr den Tönen, das Herz auch dem Vertrauen, der Liebe, der Freude, dem Mitleiden und allen sanfteren Gefühlen verschlossen sei. Endlich stimmen wohl gar einige Eltern oder Erzieher mit ein, die sich selbst und andere über ihre Nachlässigkeit oder ihre falsche Behandlung gerne täuschen möchten, indem sie über die außerordentliche Schwierigkeit ihrer Aufgabe mit solchen Zöglingen klagen und von der Unmöglichkeit sprechen, gewisse den Taubstummen angeborene Fehler auszurotten.

Wir halten diese Zweifel an der vollkommenen sittlichen Anlage der Taubstummen für Vorurteile oder wenigstens für sehr übertrieben, und sind hoch erfreut, die Resultate unserer Beobachtungen und Erfahrungen dagegen können sprechen zu lassen.

Dann folgt eine längere Betrachtung, wie durch Liebe und Beispiel, durch Arbeit und Ordnung die sittliche Bildung der Taubstummen ermöglicht werde, wovon in einem andern Kapitel noch die Rede sein wird. In einem spätern Bericht, dem von 1840, heißt es ähnlich:

Vielleicht erwartet man hier eine besondere Charakteristik Taubstummer oder doch einiger derselben unter Angabe ihrer Namen. Des letzteren enthalten wir uns grundsätzlich und absichtlich, obgleich wir einige freundliche Blüten zu nennen hätten, die der Anstalt zur Zierde gereichen, wäre es auch nur, damit sie selbst ihre Namen nicht besonders glänzen sehen. Im ganzen aber wüßten wir wenige auffallende Eigentümlichkeiten von ihnen anzugeben. Die Welt mit ihren Charakteren der verschiedensten Art findet sich auch bei den Taubstummen im Kleinen abgespiegelt (*aber unmittelbarer, gröber und unbeherrschter. E. S.*). Im allgemeinen sind sie von Natur gutmütig, an Begriffen und Urteilen, sogar an Anschauungen, besonders wenn sie zu Hause vernachlässigt werden, sehr arm und unklar, und obschon die Intelligenteren unter ihnen manchmal mehr mitbringen, als man geahnt hätte, doch weit beschränkter zu denken als Vollsinnige ihres Alters und auf eine jüngere Stufe zu setzen, ohne Verständnis oder sogar im Irrtum über das menschliche Treiben, seine Triebfedern und Absichten, rohe Naturmenschen, falls sie nicht unter besonders günstigen Einwirkungen standen, und daher, bis sie einen gewissen Grad von Bildung erlangt haben, ganz der sinnlichen Seite zugewendet. Sie sind ärmer an Lebenserfahrungen, weniger veranlaßt und noch weniger gewöhnt, ihre Wünsche und Neigungen zu verleugnen. Die erhaltenen Eindrücke, Gefühle und Neigungen treten bei ihnen unverstellter und kräftiger hervor. Sie brausen leichter im Zorn auf, wenn sie sich von andern beleidigt, hintangesetzt oder auch nur nicht nach Verdienst gewürdigt glauben, aber sie sind meistens augenblicklich zu besänftigen, wenn man ihnen liebevoll, mit fester Ruhe entgegentritt und daran Belehrung knüpft. Sie lieben ihre Wohltäter herzlich, denjenigen am meisten, der ihnen am meisten Gutes erzeigt und dabei am seltensten ihre Freiheit beschränken oder ihre Unarten rügen und bestrafen muß, während sie erst bei reiferer Bildung, Erfahrung und Alterstufe auch im Bestrafenden den liebenden Wohltäter erkennen und ihm mit unerschütterlichem Zutrauen anhängen.

1896. Weiter folgt eine überschwängliche, unzutreffende Lobpreisung der Taubstummen, „die selbst den Feind lieben, edelmütig für fremde Rettung und Wohlfahrt sich in Gefahr wagen, mit Geduld und Ergebung sich in Leiden fügen“ usw. Dem widersprechen Erfahrungen von Praktikern, die sich insbesondere mit erwachsenen Taubstummen abgegeben haben, so auch die Erfahrungen des langjährigen Taubstummenpredigers und -fürsorgers E. S. Dieser, ein gewesener Zögling der Taubstummenanstalt Riehen, veröffentlichte im Jahr 1896 in einem Fachblatt einen Aufsatz über „Eigenheiten der Taubstummen“, den er später zu einer Studie erweiterte und im Jahr 1915 in zwei pädagogischen Blättern zum Abdruck brachte. Einzelne Taubstummenlehrer haben hernach gefunden, er male zu schwarz, während der Verfasser sich bewußt ist, die Farbe noch dünn aufgetragen zu haben. Wer über zwanzig Jahre lang sich ausschließlich mit erwachsenen Taubstummen beschäftigt hat, schon von Amtes wegen, dem darf wohl ein richtiges Urteil über sie zugetraut und — geglaubt werden; jeder Fürsorger wird ihm beistimmen.

Anstaltskinder können sich nach ihrem Austritt draußen gewaltig verändern. Unter steter Zucht und in Freiheit ge-

deihen ist zweierlei. Was in Haus und Schule gebändigt lag, bricht draußen im unbewachten Leben gerne aus; was unter beständiger Aufsicht zurückgehalten wurde, überflutet den unbeaufsichtigten Damm leicht. Die Lehrer laufen oft Gefahr, sich das Seelenleben ihrer früheren Schüler noch auf der kindlichen Stufe ihres Unentwickeltseins zu denken, und sind dann sehr erstaunt, bis zur Ungläubigkeit erstaunt, wenn ihnen ihre früheren Schüler als innerlich durchaus völlig veränderte Menschen geschildert werden und wenn dies gar nicht stimmt mit ihren Vorstellungen, die sie von der Schülerzeit derselben her noch hegen. Schon darum ist es gut, das Zeugnis eines andern, zumal das ehrliche eines Gehörlosen über Gehörlose, zu bringen, besonders weil er nicht nur die Fehler aufdeckt, sondern gleichzeitig „Palliativmittel“ dagegen angibt. E. S. schreibt also unter der Ueberschrift:

Charakterfehler der Taubstummen, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung.

Es ist kein erfreuliches Bild, das ich da aufrolle, und ich treffe damit mich selbst, der ich von Jugend auf zu den völlig Gehörlosen zähle. Aber Mitleid und Liebe drängen mich, den Finger nicht nur auf die Wunden meiner Schicksalsgenossen zu legen, sondern auch sie zu untersuchen und ihre Heilung anzustreben.

Bekanntlich ist Erkennen von Krankheitsursachen auch oft schon ein Schritt zur Heilung, und wie beim Unterricht des kleinen taubstummen Schülers der Spiegel fleißig verwendet wird, so sollte man sowohl ihm, als den erwachsenen Taubstummen öfter einen Spiegel vorhalten, worin sie sich mit allen ihren Mängeln erblicken können und wodurch ihnen eine Besserungsmöglichkeit gegeben wird. Ueberdies heißt Erklären auch entschuldigen und zur Nachsicht bewegen.

Ich wage zu behaupten, daß kein anderes Gebrechen von so verhängnisvollen Folgen begleitet ist, wie die Taubstummheit und kein anderer Körperfehler so schwere Seelenfehler zeitigt wie sie. Und das Seltsamste ist, daß sogar manche intelligenten Spätertaubten nach und nach dieselben Mängel aufweisen, wie Taubgeborene. Es ist gerade, wie wenn sie mit dem Verlust des Gehörs zugleich seelische und geistige Defekte erlitten, es sei denn, daß sie als innerlich gefestigte Persönlichkeiten schon an beständige Selbstzucht gewöhnt sind.

Eröffnen wir nun den „lieblichen“ Reigen der Untugenden, von welchen Vollsinnige freilich auch nicht frei sind, die aber bei den Taubstummen in verstärktem Maße auftreten, sich viel unverhohlener äußern, mit drastischer Ursprünglichkeit, und die sich bei fast allen Taubstummen mit peinlicher Regelmäßigkeit wiederholen, was schon dafür spricht, daß sie eben Folgen des Gebrechens sind. Selbstverständlich vereinigt nicht jeder Taubstumme alle die zu beschreibenden Fehler in sich, sondern bei Einzelnen prägen sich diese oder jene Fehler stärker aus, als bei andern.

Mangel an Selbstbeherrschung. Bei unangenehmen Kleinigkeiten, die Vollsinnige kaum beachten oder rasch abtun, gerät der Taubstumme leicht in Aufregung, sogar in Zorn, und er hält sich immer wieder über sie auf. Derselbe Mangel veranlaßt ihn, Sinnengelüsten gern und schnell nachzugeben.

Ursache: Der Taubstumme ist in hohem Maße „Augenmensch“, d. h. zu sehr auf das Äußere, Sichtbare, auf die sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen angewiesen. Sein Geist, der nur mittelbarem Einfluß zugänglich ist, nämlich durch Auge und Gefühl, ist zu schwach, um allezeit die Tiernatur in ihm zu bemeistern,

Durch die für ihn völlig lautlose Einsprache auf ihn wird sein Gemüt nie so tief ergriffen, nie so innig berührt und gerührt, wie das der Vollsinnigen durch tönende Worte oder Musik, durch die Sprache von Seele zu Seele, die schon durch ihre Modulationen allein alle Saiten des Herzens in Schwingung versetzen, bleibende Eindrücke hinterlassen und nachhaltige Erfolge erzielen kann. Kurz: die überaus große Schwierigkeit, sein Innerstes zu beeinflussen, wird verhängnisvoll für ihn.

Mangel an Selbsterkenntnis und Einsicht. Er vermag die Größe eines von ihm begangenen Unrechts und dessen Folgen nicht richtig einzuschätzen und hat dabei stets noch etwas herauszufordern. Ebenso wenig vermag er die ganze Tragweite seiner sonstigen Handlungen und derjenigen anderer völlig zu ermessen und den Nutzen oder Schaden von Vorkehrungen und Einrichtungen richtig abzuwägen.

Ursache: Sein enger Geisteshorizont; seiner ganzen Veranlagung nach ist er zu sehr Augenblicksmensch und es fehlen ihm der Trieb und oft auch die Gelegenheit, allen Dingen auf den Grund zu gehen, die Mittel zur Erweiterung und Vertiefung seines Wissens, oder wenn er solche hat, dann mangelt ihm die Fähigkeit oder Anleitung, den richtigen Gebrauch davon zu machen. Da die Selbsterkenntnis wesentlich durch gediegene Lektüre und häufigen Verkehr mit der Welt gefördert wird und dem Taubstummen gewöhnlich beides fehlt, besonders der den Verstand und das Urteil schärfende, heilsame, Vergleiche herausfordernde und nützliches Wissen vermehrende Menschenverkehr, so bleiben seine Geistes- und Seelenkräfte gebunden, er bleibt über sein eigenes Wesen blind und dies erst recht, wenn er sich selbst überlassen wird; denn er denkt überhaupt nicht gern, denkt nicht ohne nachdrücklichen Anstoß von außen.

Selbstüberhebung und Einbildung. Wenn er sich durch etwas auszeichnet, und sei es noch so bescheiden, so sieht er es gerne durch ein starkes Vergrößerungsglas und rechnet sich's höher an als einem Vollsinnigen, weil ja seine Leistung trotz seines Gebrechens erfolgt ist. Er verlangt Bewunderung dafür und meint, wunder was er geworden wäre ohne den Gehörmangel. In seiner kleinen Welt fühlt er sich bald als Mittelpunkt, um den sich alles drehen muß, und er wird anspruchsvoll.

Ursache: Das ist ebenfalls Folge seines beschränkten Gesichtskreis- und Wirkungskreises. Von seinem niedrigen Standpunkt aus kann er keine richtigen Vergleiche mit andern anstellen, die sonst seinem Hochmut heilsam wären. Sodann wirkt häufig der unausgesprochene Gedanke mit, daß er als ein von der Natur stiefmütterlich Begabter mehr als andere Anspruch machen dürfe auf Beachtung und Bevorzugung, auf ganz besondere Rück- und Nachsicht, und daß er ein doppeltes Vorrecht auf Vorteile des Lebens besitze.

Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl. Sehr selten kann man einen Taubstummen für längere Zeit auf einen Vertrauensposten stellen. Er tut automatisch, was er zu tun hat und oft auch nur unter beständiger Aufsicht. Er weiß nicht, was Pflicht ist, d. h. er weiß zwar, was er tun muß, aber nicht, daß jemand oder etwas leidet, wenn er's nicht tut. Er ist im Stande, alles liegen zu lassen, unbekümmert um die Folgen. Er glaubt ferner, alle Welt schulde ihm etwas, während sein Gebrechen ihn von jeder Pflicht entbinde.

Ursache: Der von Natur schon so unselbständige und von andern abhängige Taubstumme ist gewohnt, alles nach bestimmten Weisungen zu verrichten. Er glaubt genug

zu tun, wenn er den erhaltenen Auftrag ausführt, aber weiter geht er nicht: denn er fühlt sich zu unsicher, um irgendwo und irgendwie die Initiative zu ergreifen, sondern wartet lieber untätig auf neuen Befehl, auch wenn darüber etwas versäumt oder verdorben wird. Es kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß das Leben aus lauter Kleinigkeiten besteht, die unausgesetzt gut besorgt werden müssen, wenn alles zusammengehalten werden soll, und daß auch er an seinem Platz ein wichtiges Teilchen des Ganzen bildet. Er ist nicht davon durchdrungen, daß auch er in seinem Teil sich anstrengen muß, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und Kräfte das Höchste zu leisten, der Welt sein Bestes zu geben.

Mißtrauen: Ein harmloses Gelächter, irgend eine Gebärde, was gar nicht ihm gilt, bezieht er nur zu schnell auf sich und läßt sich in seinem Zorn nur schwer von der Grundlosigkeit seiner Vermutungen überzeugen. Gute Absichten verkennt er häufig und lehnt sich gegen unbequeme Maßnahmen auf, die nur zu seinem Heile getroffen werden.

Ursache: Es ist dasselbe Mißtrauen, das jedes schwache Wesen gegenüber einem stärkeren empfindet. Es ist die dumpfe Furcht, von ihm vergewaltigt, mißbraucht, ausgebeutet oder gar beseitigt zu werden. Dieses beständige „Auf-der-Hut-sein“ ist eigentlich die einzige Waffe des Schwachen. Dem Taubstummen geht überdies das feinere Empfinden ab, die kluge Unterscheidungskunst, wem er trauen darf und wem nicht.

Seine verschlossene Natur kennt keine rückhaltlose Hingabe und findet selten eine Brücke zum Herzen anderer.

Weltunerfahrenheit und Leichtgläubigkeit. Unannehmlichkeiten, welche keinem Erdenbürger erspart bleiben, die andere aber mit Humor oder Gelassenheit hinnehmen, weil sie zu beseitigen nicht in ihrer Macht liegt, diese erregen bei den Taubstummen leicht dauernde Unzufriedenheit. Kindliche An- und Absichten, unerfüllbare Wünsche, die er aber eigensinnig durchzusetzen versucht, geben ihm Anlaß zu Klagen und Enttäuschungen. Vermeintliche oder wirkliche Fehler seiner Mitarbeiter oder Meistersleute können ihn z. B. bewegen, auch den besten und sichersten Arbeitsplatz Knall und Fall zu verlassen, ohne daß er bedenkt, wie schwer es gerade für Taubstumme ist, anderswo Arbeit zu finden.

Einflüsterungen und Versprechungen leiht er nur zu gern das Ohr, und ist leicht zu beeinflussen.

Ursache: Von den Geschehnissen in der Welt dringt zu wenig auf ihn ein und das Wenige noch dazu so unvollständig, daß er sich kein richtiges Bild davon machen kann. Als „Augenmensch“ sieht er nur die Oberfläche und versteht die innern Zusammenhänge nicht, die oft nur durch Rede und Gegenrede ermittelt werden können; während der Ton den Vollsinnigen von allen Seiten umbraust, zum Aufmerken rüttelt und zum Forschen und Fragen reizt, bleibt der Geist des Taubstummen, dem ja der anregende Ton fehlt, im Schlummer liegen. Er sieht die Bilder der Welt oft nur wie in einem bunten Kaleidoskop, ohne deren tieferen Sinn und Zweck erfassen zu können: er bleibt mehr oder weniger weltfremd.

Seine Leichtgläubigkeit scheint im Widerspruch mit seinem mißtrauischen Wesen zu stehen, kommt aber nur daher, weil er instinktiv die Ueberlegenheit des Vollsinnigen über ihn fühlt. Daher nimmt er manchmal für bare Münze, was an ihn hingeschwatzet wird. Es fehlt ihm die Urteilskraft, die alles auf das richtige Maß zurückführt und den Wert oder Unwert von Worten und Handlungen bald erkennt. Mißtrauisch ist er nur da, wo es seine Person angeht.

Neid und Eifersucht, Nachahmungssucht. Er sieht es ungern, wenn seinesgleichen sich hervortun, und sucht sie klein zu machen. Leicht ereifert er sich, wenn z. B. ein Mitarbeiter einen rechtlich begründeten Vorzug genießt und seiner Leistung entsprechend besser entlohnt wird als er. Gern stellt er die unerfüllbare Forderung auf, in allem, aber auch in allem, den Vollsinnigen gleich gehalten zu werden. Daher auch seine Nachahmungssucht, die ihn oft zu törichtchen Schritten verleitet und lächerlich macht und sogar seinen Stil unheilvoll beeinflusst.

Während sonst Leidensgenossen durch innige Liebe zu einander verbunden zu sein pflegen, sogar sich persönlich aufopfern können, tritt beim Taubstummen das Gegenteil ein.

Ursache: geringe Gemütsbildung. Es fehlt ihm der gemeinnützige Sinn, die Kraft zur Selbstverleugnung. Die zahlreichen Taubstummenvereine, von denen manche sich auch mit gegenseitiger Unterstützung befassen, scheinen das Gesagte Lügen zu strafen. Aber man bedenke, diese Vereine bilden nur einen allerwinzigen Teil der taubstummen Bevölkerung, und wer tiefere Blicke in ihr Vereinsleben getan hat, wird auch hier die Wahrnehmung machen, daß oft in häßlicher und unverständiger Weise um Unterstützungen oder andere Wohlfahrtsmaßregeln gestritten wird. Da kommen sie ohne kraftvolle Leitung nicht zurecht und Zänkereien und Eifersüchteleien sind an der Tagesordnung, auch in Nebendingen. Die Nachahmungssucht entspringt ihrem kindlichen Sinn, der nicht einsieht, daß, wenn zwei dasselbe tun, es doch nicht dasselbe ist. Oder sie wollen es sich nicht gestehen, daß ihr Gebrechen ihnen manche unübersteigliche Schranken aufgestellt hat, daß sie es daher nicht in allem den Hörenden gleich machen können. Zugleich möchten sie damit die Spuren ihres körperlichen Mangels verwischen und streben daher nach dem Schein der Vollsinnigkeit.

Empfindlichkeit und Reizbarkeit. So gleichgültig im allgemeinen der Taubstumme für das Wohl seiner entfernteren Mitmenschen zu sein scheint, so empfindlich, ja geradezu feinfühlig ist er für seine eigene liebe Person. Eine leichte Vermahnung genügt oft, um ihn für den ganzen Tag in eine mürrische Stimmung zu versetzen, und eine ernste Verwarnung, um ihn derart in Harnisch zu bringen, daß er alles wegschmeißt oder umwirft. Daß er dennoch so wenig tätlich wird, ist wohl eine Nachwirkung der Erziehung durch die Schule. Aber Tatsache ist, daß gar manche Taubstumme gefürchtet werden und man sich ihrer gern so bald als möglich zu entledigen sucht. Eben ihre große Reizbarkeit ist mit einer der Hauptgründe zur Unterbringung noch erwerbsfähiger Taubstummer in Versorgungsanstalten.

Ursache ist nicht nur grenzenlose Eigenliebe, es ist auch der tiefere Grund, daß er sich sozusagen in einer beständigen innern Unruhe befindet, in einem gewissen Unbefriedigtsein, in einer stillen Wut über seine Benachteiligung gegenüber andern und in der Furcht, man wolle ihn noch mehr verkürzen, auch um das bringen, was er noch besitzt. Seine kranke Seele will nicht angetastet werden.

Klatsch- und Verleumdungssucht. Ich stehe nicht an, zu sagen, aus jahrelanger Erfahrung heraus: die Taubstummen gehören zu den Geschwätzigsten und Verleumderischsten, so unglaublich dies gerade bei den des Sprechens und der Sprache so wenig Mächtigen klingen mag. Und häufig sind Taubstummenvereine Brutstätten dieser Bakterien. Man gehe nur ihre Protokolle durch.

Ursache: Dem Hörenden fließt Tag für Tag eine Menge der verschiedenartigsten Neuigkeiten und Wahrnehmungen zu, so daß er oft außer Stande ist, aus jeder derselben ein

großes Wesen zu machen, oder aber er beurteilt alles von einer höhern Warte aus. Dem Taubstummen jedoch gehen naturgemäß äußerst wenig Mitteilungen zu. Desto begieriger nimmt er sie auf, desto intensiver beschäftigt er sich mit dem Wenigen und desto geneigter ist er, es aufzubauschen und weiterzuverbreiten. Die Verleumdungssucht entspringt wohl auch der stillen Angst und unbewußten Abwehr, immer den Kürzern zu ziehen und in den Schatten gestellt zu werden, dem krankhaften Hang, sich geltend zu machen, selbst auf Kosten anderer; er bewirft andere mit Schmutz, um selbst um so heller zu strahlen.

Unverträglichkeit und Unumgänglichkeit. Selten wird man eine wahre Herzensfreundschaft unter den Taubstummen finden. Nicht nur unter sich, sondern auch in ihrer hörenden Umgebung werden sie oft unleidlich und stoßen schon äußerlich ab durch ihre übeln, allzu drastisch geäußerten Eigenschaften und unangenehmen Manieren.

Ursache: Mangel an tieferer Einsicht, an weitherziger Auffassung und an Anpassungsfähigkeit. Von Vernunft eingegebenes Entgegenkommen, „diplomatische Kompromisse“ kennt er nicht, sondern nur kindisches Beharren, Trotzen und Widerstreben. Wenn sogar Hörende das Sprichwort: „Der Klügere gibt nach“ oft nicht befolgen, wie kann man das von Taubstummen erwarten, denen Selbstzucht fehlt, die Weltklugheit, um ihre Fehler zu bemänteln, die zarte Rücksicht auf andere, sie zu verbergen oder zu unterdrücken. Es fehlt ihnen ferner das Gehör zur Korrektur ihrer lauten Manieren, und werden sie von fremder Seite auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, so können sie sich nicht zu dankbarer Annahme solcher Berichtigung aufschwingen.

Undankbarkeit. Wer Taubstumme erzieht oder für sie arbeitet, der verzichte von vornherein auf jeden Dank von ihnen, wenn er sich bittere Enttäuschungen und Entmutigung ersparen will. Ein solches Amt erfordert, wie selten ein anderes Amt, wahre Engelsgeduld.

Ursache: Kurzer Verstand und verkümmertes Gemütsleben. Danken kommt vom Denken und nur der Denkende kann ermessen, wie viel ihm noch fehlt und daß das Gute, das er empfängt, in keinem Verhältnis zu seinen Leistungen, Gaben und Eigenschaften steht. Hat ein Taubstummer etwas mehr Verstand und traut man ihm daher auch mehr Einsicht zu, so irrt man sich wieder: denn sein Verstand ist doch zu sehr von Eigenliebe durchsetzt. Er wird mehr oder weniger von dem Gefühl oder Gedanken beeinflusst: Ich bin in allem benachteiligt, daher ist es nur recht und billig, daß man mir Liebe erweist; mein Gebrechen verlangt doppelte Berücksichtigung. Daß aber diese Rücksicht auch von seiner Seite ein gutes Maß von Selbstverleugnung, ein liebevolles Sichversenken in fremdes Leid erheischt, zu solcher Erkenntnis und Größe reicht sein Verstand doch nicht.

Starrköpfigkeit und Unbelehrbarkeit. Was sich der Taubstumme in den Kopf gesetzt oder was ein anderer ihm eingebläut hat, das bringt oft keine Macht der Welt aus ihm heraus, auch wenn er dadurch stracks in sein Unglück rennt. Vergeblich sucht man ihn über schlimme Folgen beabsichtigter Schritte aufzuklären. Einen ihm unangenehmen Befehl führt er nicht oder nur mit Murren aus. Wird er zur Rede gestellt, so ist er im Stande, sich stundenlang einzuschließen oder für ganze Tage fortzulaufen, nichts mehr zu essen, mit niemand mehr zu sprechen. (Jeder Fürsorger weiß Beispiele davon.) So gern Taubstumme materielle Hilfe beanspruchen und annehmen, so wenig leuchten ihnen Maßnahmen zu ihrer sozialen und geistigen Förderung ein. Sie beißen sich gerne fest

in einen Plan und sind dann nicht davon abzubringen, wie manche Jagdhunde von einer Beute.

Ursache: Je beschränkter der Mensch ist, desto schwieriger ist seine Aufklärung. Ach, bis jetzt wirkte das „Hephata“ bei dem Taubstummen fast nur äußerlich, etwa noch bei seinem Verstand, selten jedoch in seinem Gemüt. Wachsende Herzensbildung schärft unleugbar auch den Verstand. Vergessen oder Zurückstellen seines eigenen Leides, erwachende Teilnahme an fremder Not, Duldung und Anerkennung fremder Wesensart, neidlose Anerkennung geistiger Ueberlegenheit, wie kann man das von dem Taubstummen erwarten, dem der wirksamste „Seelenöffner“, der Ton, fehlt?

Bekämpfung. Ein Haus auf unsicherem Grund kann trotz reicher und zweckmäßiger Außen- und Innenausstattung zusammenbrechen und seinen Bewohner begraben. Das kann auch bei dem kunstvollen Aufbau der Taubstummen-erziehung geschehen. Den guten Grund müssen hier schon Elternhaus und Schule legen, und dabei sollte viel größeres Gewicht auf die Gemütsbildung gelegt werden. Diese den Taubstummen beizubringen ist freilich eine schwere Kunst, die auch nicht jedermann gegeben ist.

Wie haltlos ist schon das taubstumme Kind von Natur. Es tappt geistig und seelisch im Dunkeln und findet sich nur allmählich zurecht in der äußern wie innern Welt. Einen Halt, der sich auch später in den unausbleiblichen Stürmen des Lebens bewährt, kann ihm nur die Religion geben oder die Sittenlehre oder wie man's nennen will. Geistesbildung gibt ihm ja wohl Waffen in die Hand für seinen spätern Daseinskampf, aber man suche dabei mit allen Kräften auch auf seine Seele zu wirken. Denn „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Was hilft in der Tat dem Taubstummen alle Bildung, wenn er nach vollbrachter Schulung draußen innern und damit oft auch äußern Schiffbruch erleidet, wenn sein Lebensschiff an den Klippen seiner unbeherrschten Leidenschaften und Untugenden scheitert? Was nützt ihm die Unzahl eingepprägter geographischer Namen und geschichtlicher Daten, wenn er nicht einmal in der Geographie seines Herzens Bescheid weiß und sich keine klare Rechenschaft geben kann über die Folgen seines Verhaltens? Was hilft ihm sein Schönschreib- oder Zeichentalent, wenn Leidenschaften seine Züge verzerren und Laster ihre Schrift darein graben?

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, heutzutage wird die Herzensbildung der Taubstummen nicht überall genügend angestrebt. Die Unterrichtspläne ihrer Anstalten und die Fachorgane sind stets voll Material und Vorschläge zur Förderung besonders der Verstandesbildung; die Seele aber, der einzige unverlierbare Teil des Menschen, wird noch zu wenig berücksichtigt. Daher richte die Taubstummen-schule ihr Augenmerk so viel als möglich auf Entwicklung und Befruchtung des Gemütslebens, auf Weckung und Stärkung des sittlichen Bewußtseins!

Kanton Luzern.

Im September 1833 und wieder am 17. Juli 1834 entwickelt Kaplan Grüter dem Regierungsrat des Kantons Luzern in einem längeren Schreiben das Programm seiner jungen Taubstummenanstalt in Menznau, um die Regierung für dieselbe zu gewinnen. Im Eingang des Briefes schildert er den ungeschulten Taubstummen wie folgt: (Der Herausgeber erlaubte sich, Grüters Schreibart zu verbessern.)

Erlaube mir, Hochdieselbe, das traurige Bild des Taubstummen hier in helleres Licht zu stellen; es wird dadurch unser Mitleid nur um so inniger in Anspruch genommen, und der Nutzen einer Taubstummenanstalt, zu deren Begründung ich Hochdieselbe ehrfurchtsvollst um die Erlaubnis bitten möchte, nur um so heller in die Augen leuchten.

Der Taubstumme ist in einem höchst bedauerungswürdigen Zustande: in physischer, intellektueller, moralischer und ökonomischer Beziehung.

In physischer Beziehung. Der Körperbau des Taubstummen, auch mit der besten Gestalt und glücklichsten Anlagen von Kräften und Fähigkeiten, äußert sich durch eine gewisse Steife und Plumpheit, die sich offenbart in einem stauenden Blicke, mit hängendem Munde, steifen Armen und schwerem Gange, so zwar, daß die Schwerkraft des Physischen ein merkliches Uebergewicht über das Geistige des Menschen verrät, woraus das mißfällige und tölpelartige Aeußere hervorgeht.

In intellektueller Beziehung. Verstand und Vernunft schlummern auf eine gewisse Weise bei taubstummen Menschen, und doch sind diese Gaben gerade jene Vorzüge, die den Menschen vor dem Tiere auszeichnen; Taubstumme verstehen wenigen oder einen mangelhaften Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen, Nützlichen und Schädlichen zu machen, Taubstumme kommen nie auf Begriffe von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge, von Zweck und Mittel der Dinge in der Welt, ohne deren Bildung der Mensch nicht einsehen lernt, woher etwas komme und wohin etwas führe.

In moralischer Beziehung. Wenn die Bildung des Verstandes und der Vernunft fehlt, so ist die moralische Seite des Menschen, die Tugend, geschwächt; denn wenn der Mensch das Gute nicht erkennt, so kann er es nicht verlangen. Wenn er die Pflicht nicht einsieht, so kann er sie nicht ausüben. Wenn er nicht weiß, was ihm und seinen Mitmenschen wahrhaft nützlich ist, so kann er weder für sich noch für andere Gutes stiften. Wenn der Mensch die Eigenschaften der Dinge und die Folgen der Handlungen nicht erkennt, und er nicht weiß, was seinem Leibe und seiner Seele schadet oder nützt, so kann er das Schädliche nicht meiden und das Nützliche nicht aufsuchen. Wenn er nicht weiß, woher das Unglück kommt, wie will er ihm entgehen? Wenn er die Folgen des Bösen nicht ahnen kann, wie soll er Antrieb haben, sie zu meiden? Hieraus geht klar hervor, daß seine Glückseligkeit als Folge der Tugend geschwächt ist und bleibt.

In ökonomischer Beziehung. Der Taubstumme erscheint in der Welt als eine mechanische Person, die keine persönliche Selbständigkeit vorzustellen weiß, sich und den andern nur Beschwerde ist und mehr das Spiel seiner blinden Triebe, Neigungen und Launen bleibt, meistens das Los hat, verachtet und hintangesetzt zu werden, und nicht selten als eine Last und Schande seiner Familie angesehen wird.

Diese Charakteristik des ungeschulten Taubstummen trifft heute noch in allen Teilen zu. — In ihrem Jahresbericht 1866/67 klagt die Taubstummenanstalt Hohenrain:

Ein furchtbares Hindernis des Gedeihens bildet die schon erwähnte Vorliebe zu mechanischem Tun und Geistesträgheit. Der Geist des Taubstummen ist auf das Material angewiesen, das durch das Auge gewonnen ist. Er ist doppelt fest auf die Außenwelt gerichtet, seine Sprache ist ganz die Nachahmung der Dinge. Daher die Neigung zum Mechanismus, und weil der Geist durch die Objektivität gefesselt ist, das mangelnde Abstraktionsvermögen.

1887. Dem Taubstummen fehlt das „Tor der Seele“, der eigentliche „Gemütsinn“, wie das Gehör von den Psychologen genannt wird. Ungesucht empfängt die Seele des hörenden Kindes tagtäglich durch den Ton in Sprache und Musik, in Jubel und Klagen, ja selbst durch die so mannigfaltig belebte Sprache der außer uns liegenden Natur tausend das Gemüt befruchtende Gefühlseindrücke, wo für den Tauben Grabesstille herrscht. Wie öde muß des letzteren Gemüt bleiben. (Dann wird von den mancherlei Anstrengungen gesprochen, auf das Gemüt des Taubstummen zu wirken.) Trotz aller Sorge jedoch um die Gemütsbildung der Taubstummen wird es besonders diese Seite ihres Seelenlebens sein, auf der die Bedauernswürdigen auch bei besserer Verstandesbildung stets weit hinter ihren hörenden Brüdern zurückstehen werden.

Kanton Waadt.

Im Bericht von 1816 erweist sich Näf als ein guter Kenner der Taubstummen und zugleich als verständnisvoller Freund derselben:

Der arme Taubstumme, der so viel Mühe hat, sich selbst verständlich zu machen und andere zu verstehen, hat so viel Liebe nötig und ist derselben würdig. Man tut ihm so leicht Unrecht, man verletzt ihn so leicht durch ein Mißverständnis, dann kann er tückisch, mißtrauisch, boshaft und sogar wirklich böseartig werden. Wer wollte denn auch das Leben dieser Unglücklichen noch bitterer gestalten, dieses Leben, das ihm später noch oft genug dunkel und elend vorkommen wird, auch unter der glücklichsten Behandlung? Demnach soll kein Mensch die Erziehung der Taubstummen übernehmen, der nicht in seinem Innern eine unversiegbare Ehrfurcht vor allem Edelsten und Größten in der menschlichen Natur hat und eine reine Liebe, die der größten Opfer für seinen Nächsten fähig ist.

An einer andern Stelle:

Ohne Unterricht bewegen sie sich unter den Menschen wie Wesen niedrigerer Natur. Verurteilt, ihr Leben in einer Art Träumerei zuzubringen, erliegen sie unter der Menge äußerer Eindrücke aller Arten, die sie nicht verstehen. Das Leben erscheint ihnen düster und erfüllt sie mit Staunen und Bestürzung, dessen Zweck und Notwendigkeit werden ihnen nie klar.

1833 schreibt derselbe:

Der Gehörlose generalisiert gern. Da er aber seine Wahrnehmungen nicht, wie der Hörende, durch das Gehör korrigieren lassen kann, verfällt er leicht in Irrtümer.

Die Langsamkeit, mit der sich naturgemäß der Taubstumme entwickelt, bedingt ein Vorwiegen der sinnlichen Triebe. Er stürzt sich mit Vorliebe auf sinnliche Genüsse und seine Bewegungen werden leicht plump und abstoßend.

Kanton Zürich.

In seinen „Beobachtungen etc.“ (1825–1839) schreibt Dr. J. Th. Scherr, Oberlehrer der zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt:

Ihm fiel bei den Taubstummen auf: eine große Eßbegierde, eine gänzliche Teilnahmlosigkeit am Wohl und Weh anderer und eine starre Gleichgültigkeit gegen das Schöne in Kunst und Natur.

Einige lieben die träge Ruhe, andere ein sinnloses, flüchtiges Tändeln; alle hassen geistige Anregungen und widerstreben denselben durch beharrliche Untätigkeit oder durch gewaltsame Gegenwirkung. Teilnahmlosigkeit ist das schlimmste aller Anzeichen.

Für den Physiognomiker ist es sehr merkwürdig, wie beim Taubstummen mit der geistigen Veränderung seines geistigen und sittlichen Zustandes so ganz entsprechend seine Gesichtszüge sich verändern.

Eben darum nimmt es mich, den Herausgeber, sehr wunder, dass Lavater in seinem bekannten physiognomischen Werk die Taubstummen mit keiner Zeile und Zeichnung erwähnt. — Den Jahresberichten der Zürcher Blinden- und Taubstummenanstalt sei folgendes entnommen:

1856/57. Im allgemeinen sind die Taubstummen weniger empfänglich für Krankheiten, namentlich sind die meisten nicht empfindlich bei körperlichen Schmerzen, was besonders daher rühren mag, daß sie nicht davon reden hören, auch kein beängstigender Eindruck auf ihr Gemüt und ihre Einbildungskraft hervorgerufen wird. Merkwürdig ist es, daß die Taubstummen, wenigstens die meisten, die wir in unserer Anstalt kennen lernten, keine Furcht vor dem Sterben haben und einzelne demselben so kindlich furchtlos entgegengehen, wie Kinder dem Schlafe.

1865/66. Von Natur ruht der Geist des Taubstummen wie in einem Kerker verschlossen. Dumpfes Schweigen, Traum und nächtliche Dämmerung sind die Bilder, unter denen sich die Vollsinnigen den natürlichen Geisteszustand desselben einigermaßen veranschaulichen können. Ob und wie weit durch die abnorme Verschlossenheit der leiblichen Hülle das Prinzip selbst — seinem Wesen nach — krankhaft modifiziert oder ob es dadurch nur in seiner Entwicklung und Aeußerung gehemmt sei, gehört zu den Geheimnissen, deren Schleier kein Sterblicher zu lüften vermag. So viel ist gewiß, aus dem Bild, in welchem der Geist des Taubstummen seinem natürlichen Zustand nach erscheint, tönt uns der Seufzer entgegen: Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? ...

Nun sind zwar die äußeren Dinge auch für den Taubstummen vorhanden, er nimmt ihrer wahr durch das Gesicht, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, aber sie bleiben ihm stumm. Lautlos stehen sie für ihn da, lautlos gehen sie durch die Pforten des Gesichts und Gefühls in seine eingekerkerte Seele ein, lautlos gehen sie wieder hinaus, ungenannt stehen sie außer ihm und nie und nimmer wäre der Mensch, wenn stumm erschaffen, der Herr der Schöpfung geworden. Nur als Formen und Schatten verschiedener Gestalt und Bewegung, ewig stumm spiegeln sich die sichtbaren Dinge im Geiste der Taubstummen ab.

1869/70. Es hat jüngst ein Kind, das zum ersten Mal von Taubstummen hörte und über ihren Zustand nachsann, die Frage an mich gerichtet: Aber können die taubstummen Kinder auch essen? Wir belächeln die kindische Frage, aber sie ist kaum verständiger, als wenn erwachsene Personen, die eine Taubstummenanstalt besuchen, den Gesang der Taubstummen zu hören verlangen.

In ergreifenden Worten schildert auch Pfr. H. Weber in Höngg das Los des gehör- und sprachlosen Kindes in seinem Referat „Die Sorge um die Taubstummen“ 1883. Inhaltlich deckt es sich aber mit dem schon Gesagten. — Viel Vortreffliches bringt auch G. Kull in seiner gründlichen Arbeit „Volksschule und Taubstummenschule. Eine pädagogische Vergleichung“ im „Organ“ 1890. Da sagt er unter vielem andern:

Nicht selten ist an taubstummen Schülern physische Schläffigkeit, körperliche Ungewandtheit und Langsamkeit wahrzunehmen, häufiger bei den Taubstummen, die mit der endemischen Taubstummheit behaftet sind, als bei der sporadischen Taubstummheit ...

Allgemeine Erscheinungen, die in der Gehörlosigkeit bis auf einen gewissen Grad ihren Grund haben sind: lärmender Gang, Schmatzen beim Essen, lautes Gähnen, unbewußtes Stöhnen, Schnaufen, schärfere Ausbildung des Gesichtssinnes. (E. S. fügt hinzu; und des Gefühls.)

Sehr richtig bemerkt Morf in seiner „Geschichte der Taubstummenbildung“ 1892:

Von entschieden größter Wichtigkeit aber für die geistige Ausbildung des Menschen ist der Gehörsinn.

Die Gehörsempfindungen erscheinen zunächst schon in quantitativer Beziehung hinsichtlich der bloßen Stärke des Schalles viel mannigfaltiger als die Gesichtsempfindungen. In qualitativer Beziehung ist die Differenz noch auffallender Das Gehör liefert eine so überschwängliche Fülle von unterscheidbaren Empfindungen, daß in dieser Beziehung weder das Gesicht, noch irgend ein anderer Sinn mit ihm sich messen kann.

Die eigentliche Würde und Herrlichkeit des Gehörsinns aber liegt darin, daß er dem Menschen das Reich des Geistes aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Kultur darbietet. Durch alle übrigen Sinne hängt der Mensch nur mit der vergänglichen Welt zusammen, durch das Gehör allein mit der ewigen und höheren.

Er kommt zu dem Schluß:

Der Taubstumme ist wohl unter allen Gebrechlichen der unglücklichste zu nennen.

Noch eine Bemerkung aus dem Jahresbericht der Zürcher Taubstummenanstalt 1910:

Der Taubstumme wird der Familie und der Verwandtschaft nicht selten lästig durch sein polterndes Wesen, durch zu lautes Sprechen und durch eine Art Neugierde, die leicht zur Zudringlichkeit wird und im täglichen Verkehr von jedermann als Mangel an Anstand empfunden wird. Nicht immer mit Unrecht.

Wir glauben, diese Abhandlung nicht besser abschließen zu können als mit den Worten von G. Kull in seiner Geschichte der Zürcher Taubstummenanstalt 1918:

Die Vorstellungen der sichtbaren Erscheinungsweise der Lautsprache und die Lautempfindung in den Sprechorganen (auf Seite der Taubstummen) sind nur ein Analogon und eine Art Ersatz unseres Gehörsinnes und also als Notbehelf nicht imstande, dem Taubstummen den Mangel seines Gehörs ganz und gar zu ersetzen. Das Gebrechen der Gehörlosigkeit kann in seinen traurigen Folgen für den Tauben oder Schwerhörigen und dessen sprachlichen Verkehr wohl wesentlich gemildert, nie aber ganz beseitigt werden. Die Leichtigkeit des Sprachverkehrs des Hörenden wird der Gehörlose, wollten wir's auch noch so gerne, nie erreichen. Der Verkehr während des Gehens, sowie die Unterhaltung bei Nacht werden immer größere Schwierigkeiten bilden. Es bleibt dem Gehörlosen ein gewisser Rest seines Gebrechens und er bleibt daher stets auf eine freundliche Rücksichtnahme seiner hörenden Umgebung angewiesen, die sie ihm bei verständnisvoller Beurteilung der Schwierigkeit der Sachlage wohl hoffentlich überall gerne gewähren wird.

Auch das Kapitel VII A enthält Charakteristiken der Taubstummen.



II. Kapitel.

Die Taubstummheit in der Schweiz.

Alte und neue Versuche zur Erklärung ihrer eigentümlichen starken Verbreitung.

Unser Vaterland hat von Alters her den traurigen Ruhm, die meisten Taubstummen zu besitzen, nämlich nach der letzten Zählung von 1870 (die von 1910 und 1920 konnten nach dieser Richtung nicht verarbeitet werden) auf je 100,000 Einwohner: 245. Ihm am nächsten kommt das ehemalige Großherzogtum Baden mit 122, das Mittel erreichen Ungarn, Norwegen, Irland, Preußen und Finnland mit 109–102, am günstigsten stellen sich Belgien und Holland mit 43. (Nach Blau, Enzyklopädie der Ohrenheilkunde, 1900.)

Darnach verteilen sich die Taubstummen auf die Kantone, wie folgt: (Vollständige Statistik siehe in Kapitel XII, 3.)

Kantone:	Taubstumme:	Auf 10,000 Quote der Bevölkerung berechnet:
Freiburg	446	40,24
Solothurn	94	12,58
Basel-Stadt	122	25,54
Basel-Land	29	5,36
Schaffhausen	47	12,46
Appenzell A.-Rh.	109	22,37
Appenzell I.-Rh.	10	8,40
St. Gallen	287	15,02
Graubünden	222	24,19
Aargau*	864	43,44
Thurgau	87	9,32
Tessin	138	11,54
Waadt	297	12,82
Wallis	477	49,23
Neuenburg	40	4,11
Genf	25	2,68

Doch ich will mich nicht in weitläufigen Statistiken (denen später ein besonderes Kapitel gewidmet wird) und auch nicht in philosophischen oder medizinisch-wissenschaftlichen Betrachtungen verlieren, sondern — getreu meinem geschichtlichen Plan — nur Meinungsäußerungen und Urteile von Gelehrten und Laien in chronologischer Reihenfolge zusammenstellen.

Hier muß ich vorausschicken, daß — besonders in alten Zeiten, aber auch noch in der Gegenwart — geistig normale Taubstumme öfter mit Kretinen und Blödsinnigen zusammengeworfen und mit ihnen auf die gleiche Stufe gestellt wurden. Hörende Blödsinnige, zumal solche höheren Grades, erlernen auch oft die Sprache nicht. Sie stammen nur oder stoßen unartikulierte Laute aus. Daher nennt sie das Volk kurzweg „Stumme“. Diese Verwechslung und Verquickung macht es schwer, die in der Literatur niedergelegten Daten und Anschauungen über die Verbreitung der Taubstummheit einerseits und des Kretinismus, des Blödsinns andererseits richtig zu bewerten, und dadurch wird auch die Zuverlässigkeit der bisherigen Taubstummenzählungen gemindert oder gar entwertet.

* Inbegriffen waren die Zöglinge der drei Taubstummenanstalten Aarau, Baden und Zofingen, darunter nicht wenig Außerkantonale.

Aus diesen Gründen werden im Nachfolgenden Kretinen, „Kropfige“ und Taubstumme oft in einem Atem genannt, deren Gebrechen eben oft denselben Nährboden haben.

Nach „Rein, Handbuch der Pädagogik“, werden im allgemeinen als Ursachen angeborener Taubstummheit übereinstimmend genannt: Vererbung, Blutsverwandtschaft der Eltern, klimatische, namentlich terrestrische (vom Erdkörper herrührende) Einflüsse, ungünstige soziale Verhältnisse, konstitutionelle Krankheiten der Eltern. In Gebirgsländern wirken klimatische Einflüsse, ungünstige soziale und hygienische Verhältnisse und Inzucht zusammen. Hier sind bereits Ursachen der starken Verbreitung dieses Gebrechens in der Schweiz angedeutet. Wie für viele andere körperliche Defekte ist auch für die Taubstummheit das Gebirgsland ein besonders geeigneter Nährboden. Mit Sicherheit ist erkannt, daß Trinkwasser in vielen Fällen die Ursache kretinischer Krankheitserscheinungen ist und mit diesen steht die Taubstummheit vielfach in Verbindung. So weit nach Rein. — Als Nebenursachen für Gebirgsgegenden nennt E. S. noch: 1. die unverständige, oft zu sorglose Behandlung von Krankheiten der Kinder in zartem Alter. 2. Die Armut scheut ärztliche Hilfe. Der Arzt ist in vielen Fällen zu schwer erreichbar, manchmal weder durch Telegraph noch Telephon, weswegen Kinderkrankheiten, besonders des Gehörs, weil unrichtig und schlecht, besonders zu spät behandelt, leichter zur Taubheit führen.

Erst Anfang des 19. Jahrhunderts suchte man eifrig die unangenehme Tatsache unseres „Taubstummen-Reichtums“ zu ergründen. Zwar spricht bereits 1641 Felix Plater in seinen „Observationum libri tres“, Basel, im Kapitel der Geisteskrankheiten von dem auffallend häufigen Vorkommen des Kretinismus im Wallis, wo er auch von Schwach- oder Blödsinnigen und Taubstummen erzählt, aber die Ursachen erwähnt er nicht. Mehr darüber siehe im folgenden Kapitel.

Im Aarauer „Schweizer-Bothen“ des H. Zschokke 1804 steht die bewegliche Bitte:

Herzliche und menschenfreundliche Bitte an alle Kantonsregierungen, an alle Geistlichen und Seelsorger, an alle Aerzte und die es sonst mit der armen Menschheit wohl meynen.

Es ist keine gleichgültige Sache, wenn man die Ursache jener Krankheit ergründen könnte, welche in der Schweiz so einheimisch ist und das Glück so vieler Familien unterbricht — einer Krankheit, welche nicht nur den schönsten Körper häßlich und ungestalt macht, sondern auch in manchen Ortschaften seiner Sprache, ja sogar seiner Vernunft beraubt Ihr Seelsorger und Geistliche, untersucht genau in euren Taufregistern, in welcher Jahreszeit bei euch die meisten Kropfigen, Taubstummen und Nervenschwachen geboren worden sind.

In einem „Bericht über die Ursachen des Kretinismus im Kanton Aargau“ 1813 schreibt der Ausschuß der Gesellschaft für vaterländische Kultur dieses Kantons:

..... Der Ausschuß ersparte inzwischen keine Mühen, der menschenfreundlichen Aufgabe einiges Genüge zu leisten. An die gesamten Pfarrer des Kantons wurden zu dem Ende, wegen der in ihren Sprengeln allenfalls vorfindlichen Unglücklichen jener Art, Umlaufschreiben mit achtundzwanzig auf den Gegenstand Bezug habenden Fragen versandt. Wir wurden dadurch in Kenntnis von der Anzahl und dem Zustand nur der Taubstummen in achtundzwanzig Ortschaften unseres Kantons gesetzt. Die Anzahl der geschilderten Elenden beträgt hundertundvier Personen, darunter sind dreiundfünfzig männlichen und einundfünfzig weiblichen Geschlechts, so daß aus diesem Verhältnisse der Zahlen sich nicht folgern läßt, daß das Uebel vorzugsweise einem Geschlechte mehr als dem andern eigen sei.

Ungeachtet die Menge der Unglücklichen, von welchen wir Nachricht erhielten, beträchtlich genug ist, wurden darin doch nur diejenigen begriffen, bei welchen sich das Uebel am schreckbarsten äußerte, bis zur Taubstummheit und Blödsinnigkeit.

Im „Archiv der Medizin, Chirurgie und Pharmacie“, 1817, Heft 4, liest man:

„Es ist eine von Geographen, Aerzten und Naturforschern schon längst erkannte Tatsache, daß in gebirgigen Ländern die Cretinischen, die Blödsinnigen, Kröpfigen und Taubstummen weit häufiger daheim sind als in ebenen Ländern.“

Aehnlich lautet es von der Schweiz im Häser'schen „Archiv für die gesammte Medizin“, 1841, I. Bd. S. 303.

Im „Helvetischen Almanach“ 1820, wird über den Kanton Wallis u. a. folgendes berichtet:

Diese glückliche Abnahme des Uebels (*gemeint sind „Kropfige, Taubstumme und Kretins“*) läßt sich aus verschiedenen Ursachen herleiten, von denen die vornehmsten seyn mögen: 1) die mehreren Brunnen in verschiedenen Gemeinden, die nun reines Quellwasser statt der ehemaligen von Waldbächen oder gar aus Morästen gezogenen enthalten; 2) die Ausrottung großer Bäume, welche einige Dörfer so dicht einschlossen, daß aller Kreislauf der Luft verhindert und die Häuser gleich Backöfen erhitzt wurden; 3) das Austrocknen mehrerer den bewohnten Orten benachbarter Moräste; 4) mehr Reinlichkeit in der Nahrung, Wohnung und Bekleidung; 5) besser verstandene Besorgung der Jugend in den ersten Kinderjahren, wo solche in unsaubern, stinkenden Kammern bey vernagelten Fenstern eingeschlossen blieben und 6) nicht selten ihre Nahrung für den ganzen Tag auf einmal erhielten, statt daß sie jetzt reinlicher gehalten, geregelter ernährt werden und der Wohlthat frischer Luft außer dem Hause genießen. Ein geschickter Arzt glaubt, daß zu allen benannten Ursachen auch noch der häufige Gebrauch des Caffee gehöre.

Die „Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigigen“ in Basel veranstaltete durch ihre „Taubstummen-Kommission“ im Jahr 1826 eine kantonale Taubstummen- (und Blödsinnigen-) Zählung, welche 89 Taubstumme und 131 Blödsinnige ergab. (Die ausführliche Tabelle siehe Kapitel XII.) Im Bericht über diese Erhebung schreibt die genannte Kommission am 1. Heumonats desselben Jahres u. a. (Staatsarchiv Basel-Stadt. Privat-Archive. 146/N. 9,1):

..... Abgesehen von dem nächsten Zwecke der eingezogenen Erkundigungen: Ausmittlung des Bedürfnisses einer Anstalt für solche Unglückliche, fanden wir uns auch durch die Hoffnung angezogen, daß solche möglichst vollständige und genaue Angaben auch in statistischer und anthropologischer Hinsicht eben so wohl interessante als belehrende Resultate, besonders über die Grundursachen jener merkwürdigen Erscheinungen liefern würden.

Es ließ sich nämlich die Möglichkeit denken, daß die größere oder kleinere Zahl der Taubstummen und Blödsinnigen durch gewisse äußere Verhältnisse bedingt werde, z. B. durch die Lage des Orts, Beschaffenheit der Wohnung, Lebens- und Berufsart u. dergl. Wenige Gegenden dürften für solche Untersuchungen so geeignet seyn als unser Canton, der in den angeführten wie in andern Beziehungen eine so große Verschiedenheit darbietet. Hier finden wir ganze Ortschaften, in denen die große Mehrheit der Einwohner mit Bandweben sich beschäftigt und wo hiemit eine sitzende Lebensart vorherrschend ist. Im untern Theile unsers Cantons wird hingegen beinahe bloß der Landbau betrieben. Eine ebenso große Verschiedenheit bietet unser Ländchen in Hinsicht der relativen Höhen dar, indem es zum Theil von Basel bis Langenbruck auf 1490 Fuss ansteigt. Es ließ sich also ziemlich gut ausmitteln: ob die so wesentlich verschiedene Berufsart des Fabrikarbeiters und des Landbauers, ob der Aufenthalt in hohen Gebirgsgegenden oder in niedriger gelegenen Flächen von einigem Einflusse auf die Zahl der Taubstummen und Blödsinnigen sei.

Aus beiliegender Tabelle ergibt sich freilich, daß der untere Theil unsers Cantons weit mehr solcher Unglücklicher zählt als der obere. Wollten wir aber aus dieser Thatsache einen für die niedriger gelegenen Gegenden unsers Cantons ungünstigen Schluß ziehen oder aus diesem Umstande einen allgemeinen Grundsatz ableiten, so kämen wir durch die sonderbare Erscheinung ins Gedränge: daß Muttenez, Münchenstein, Biel, Benken, Böttlingen und Bettingen keinen Taubstummen besitzen.

Wer vermag wohl das Räthsel zu lösen, daß die 25 Taubstummen des untern Bezirks hingegen bloß den Ortschaften Riehen, Pratteln, Binningen und Kleinhüningen angehören?

Findet sich die Mehrzahl jener Menschenklasse in den untern Theilen unsers Cantons, so fällt auch die Vermuthung weg, daß der Aufenthalt in dumpfen Stuben und die sitzende Lebensweise des Bandwebers auf jene Erscheinung einigen Einfluß haben möchte, da bekanntlich jene Berufsart fast ausschließlich in den höheren Gegenden unsers Cantons betrieben wird. Diese Vermuthung wird besonders durch die auffallende Thatsache widerlegt, daß in manchen großen Passamenter-Dörfern höchstens einer, in mehreren gar keiner der Bedauernswürdigen sich findet.

Es fehlt jedoch in unsern Berichten nicht an Hinweisen auf zufällige Ursachen jener geistigen und körperlichen Uebel. Am häufigsten werden darunter Kopfverletzungen und in der Kindheit erlittene gichtische Anfälle genannt. Von vielen Blödsinnigen wird bemerkt, daß ihr Zustand theilweise auch einer gänzlichen Vernachlässigung von Seite der Eltern zugeschrieben werden müsse.....

Skeptisch äußert sich jemand im Bernoullischen „Schweizerischen Archiv für Statistik und Nationalökonomie“, 1827:

Diese sehr auffallend ungleiche Verteilung (von Taubstummen in Gemeindebezirken) möchte man dem Zufall oder bedeutenden Omissionen zuschreiben. Unter Taubstummen versteht nicht jeder ganz dasselbe. Taubstumm heißt oft schon der in hohem Grad Harthörende; und mancher, der im Grunde nur taub, nicht stumm ist oder der bei halber Taubheit blödsinnig ist; allein Verzeichnisse, die im Jahr 1826 in den Kantonen Basel und Waadt aufgenommen wurden, zeigen dieselbe sonderbare Erscheinung. Weder in dem einen noch in dem andern hat man indessen irgend eine Ursache finden können. Weder die höher noch niedriger gelegenen, noch die von Fabrikation oder von Viehzucht und Landbau lebenden Gemeinden

haben eine auffallende Mehrheit dieser Unglücklichen. Auch scheinen sie nicht, wie man es gern von den Kretinen behaupten will, häufiger in engen Thälern oder auf der Schattenseite vorzukommen. Ursachen müssen vorhanden sein, aber sie sind noch verborgen; umso schätzbarer sind ähnliche und würden noch umständlichere Verzeichnisse sein. So viel scheint außer Zweifel, daß viele Taubstumme es zum Theil aus Verwahrlosung wurden, und daß sie eben daher schon weit häufiger unter der Klasse der Armen vorkommen.

Auch Schmalz nennt 1830 das Verhältnis der Taubstummen in der Schweiz „ein sehr bedeutendes“ und findet es

... bemerkenswert, daß die Kantone Zürich und Waadt, welche nur sehr wenige hohe Berge und gar keine tiefen Thäler enthalten, die geringste Zahl Taubstumme — Bern hingegen — welcher sehr viel dergleichen hat, so daß, namentlich in seinem sogenannten Oberlande, nur tiefe Thäler von himmelhohen Bergen eingeschlossen, sich finden — auch das größte Verhältnis der Taubstummen zu der Einwohnerzahl sich darbietet. Es scheint mithin, als ob diese Oertlichkeiten, mögen sie nun bestehen, worin sie wollen, ebenso wohl Taubstumme in größerer Anzahl zu erzeugen vermögen, als dieses von den Cretins und Blödsinnigen längst bekannt ist. Es läßt sich dieses nach meiner Ansicht nur von einer, durch örtliche Einflüsse gehemmten Ausbildung des Nervensystems erklären, welches bei den Taubstummen nur in den Gehörnerven oder den ihm entsprechenden Theilen des Gehirns, bei den Blödsinnigen aber in noch wichtigeren Theilen gelähmt ist.

In der „Schweizerischen Zeitschrift für Natur und Heilkunde“, I. Bd., I. H., 1834, liest man unter der Ueberschrift:

Aufmunterung zur vorzugsweisen Bearbeitung einiger wissenschaftlicher Gegenstände durch schweizerische Naturforscher und Aerzte, *eine lange Reihe von Fragen, von denen wir nur die ersten vier als Beispiel, wie der Fragesteller gründlich ins Zeug gehen wollte, hier wiedergeben wollen:*

... Ein vierter Gegenstand, welcher verdient, wissenschaftlich bearbeitet und zu näherer Kenntniß gebracht zu werden, sind die Taubstummen und die zur Aufnahme und zum Unterricht dieser Unglücklichen von den Regierungen oder von Privatpersonen errichteten Anstalten der Schweiz oder derjenigen Kantone, in welchen sich dergleichen Institute befinden.

Behufs näherer Kenntnis dieses Uebels wäre zuerst zu erforschen: 1) wie sich überhaupt die Zahl der Taubstummen in der Schweiz zur Zahl der gesunden Bewohner verhält?, auf wie viele Gesunde ein Taubstummer kommt, und was die Vergleichung hierüber mit andern Ländern lehrt? 2) wie sich's auf gleiche Weise in den andern Cantonen verhält und welches Resultat eine Vergleichung derselben untereinander liefert? 3) wäre zu ermitteln: welches die Zahl der Taubstummen in den verschiedenen Cantonen der deutschen und französischen Schweiz, verglichen mit der Zahl der andern Kranken, und namentlich auch der Cretinen in denselben ist? Um vielleicht die Bedingungen der Entstehung und Entwicklung dieses Uebels näher kennen zu lernen, ist zu untersuchen: 4) mit welchen klimatischen, tropischen, körperlichen und geistigen Cultur-, Sitten-, Standes-, Beschäftigungs- und Nahrungsverhältnissen dasselbe in den betreffenden Gemeinden zusammenhängt, und wie diese Hemmungsbildung eigenthümlicher Art, mit Veränderung der eben genannten Einflüsse in andern Bezirken vielleicht wieder zusammenschrumpft oder allmählich ganz ver-

schwindet, oder sich dafür in eine Reihe anderer Erzeugnisse krankhafter Bildungsthätigkeit auflöst? Ob in Gegenden, wo Taubstumme öfters vorkommt, auch Cretinismus nicht selten ist und beide Uebel miteinander verwandt, vielleicht durch Mittelglieder oder Zwischenstufen näherer und entfernterer Art, zum Beispiel durch die verschiedenen Form- und Mischungsänderungen der Knochen in der Rhachitis, Hypertrophie und Atrophie einzelner oder mehrerer Knochen, Erweichung derselben, Rückgratmißbildungen, sogenannte abgesetzte Glieder und gekrümmte Beine, leichte Neigung zu Hüftgelenkkrankheiten und dadurch entstehendes Hinken, Gelenkgeschwülste, gehemmtes Wachstum des Körpers in der Länge, auffallende Dickköpfigkeit mit kurzem und dickem Halse, Häufigkeit der Kröpfe, ungewöhnlich frühes Ausfallen der Haare, frühe Zahnverderbnis, baldiges Ausfallen der Zähne, fehlerhafte Stellung oder gleich bei der ersten Bildung und Entwicklung mangelhafte Beschaffenheit derselben, ineinander übergehen? oder ob Taubstumme und Cretinismus etwa getrennt von einander verlaufen, oder, was unwahrscheinlich ist, einander gar ausschließen?

Und so geht es fort, 7 Seiten hindurch!

Im „Schweizer Boten“ 1835, schreibt Hch. Zschokke in seinem Aufruf „Von den Taubstummen im Kanton Aargau“ u. a.:

. . . . Aus einer im letzten Frühjahr veranstalteten Zählung dieser Unglücklichen (Taubstummen) ging ein schaudererregendes Ergebnis hervor. Urteile jeder selber.

Im Kanton Aargau lebt eine Bevölkerung von ungefähr 180,000 Seelen; und unter diesen sind etwa 960 Personen taubstumm. Also ist im Durchschnitt von kaum 200 Menschen immer Einer gehör- oder sprachlos.

Wir fragen noch allezeit vergebens, woher diese traurige Erscheinung in so schönen, fruchtbaren und sorgsam angebauten Gegenden rührt? — Das wäre wohl, dächt' ich, eine Preisfrage, die würdiger wäre, als manche andere, von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, nicht nur zum Besten des Aargau's, oder vieler andern Schweizer Kantone, sondern der Menschheit überhaupt, und für die Wissenschaft selbst, gegeben und gelöst zu werden. Aber man denkt gewöhnlich an das am nächsten Gelegene und Nothwendigste zuletzt.

So viel wissen wir im Allgemeinen wohl, daß am häufigsten die Taubstummen, Kröpfigen und Blödsinnigen, sogenannten Kretinen in Bergländern zum Vorschein kommen; daß sie daselbst nicht in höher gelegenen Gegenden, sondern in tiefer liegenden Thalgegenden zu finden sind; ferner daß dies besonders dann der Fall ist, wenn diese Gegend feucht und wasserreich und durchsumpft ist. Das Alles könnte auch vom Aargau gelten. Denn die meisten von den grösseren Flüssen der Schweiz, Aar, Reuß, Limmath, der Rhein selber, mit allen ihren unzähligen Nebenströmen und Nebenbächen, führen ihren Wasserschatz von den Alpen her. Auch die gemein-übliche Wiesenwässerung zur Durchfeuchtung großer Landstrecken darf nicht vergessen bleiben. — Die davon aufsteigenden Dünste des Erdbodens mögen allerdings nicht die gesunden sein und leicht ein schlaffes, schwammiges Fleisch, auch Verstopfung und Geschwülste der Drüsen verursachen.

Ich zweifle gar nicht, daß dies Alles noch mehr verschlimmert werde, wenn Ortschaften schon von so nachtheiligen Umständen, noch dazu an der Schattenseite der Berge gelegen, oder durch Wald und Hügel eingeschlossen, des edlen Sonnenlichts einen guten Theil des Tages hindurch beraubt sind. Schaut nur die armen, bleichen Weber und Weberinnen an, in allen gewerbetreibenden Kantonen, welche in ihren sonnenlosen, dumpfen, feuchten Kellern

arbeiten! Lieber Gott! welche Sanitätsbehörde in der Schweiz hat sich denn auch schon werkhätig mit den ungesunden Zuständen dieser Menschenklasse beschäftigt?

Was ich da vom Nachtheil der Schattseiten der Berge rede, ist nicht ganz ohne Grund. Im alten Aargau ist die Schattseite des Landes am rechten Aar-Ufer, und von dieser Seite her strömen auch alle Gewässer der Alpen in die Aar. Aber es befinden sich auch in den Ortschaften längs der Aar, von Niederwyl bis Koblenz am Rhein, die meisten der an Drüsengeschwülsten und an Kröpfen Leidenden, die meisten Taubstummen und Kretinen. Am linken Ufer, also an der Sonnenseite, längs dem Jura, bei weniger Gewässern, werden von jenen Unglücklichen gar keine oder selten gefunden.

Das schreckliche Unheil in jenen von Natur ungesunden Gegenden zu vergrößern, helfen leider unwissende und schlechterzogene Leute noch mehr durch ihre Lebensart. Gewöhnlich ist die ärmere Menschenklasse auch die unordentlichere, die unmäßigere, die leichtsinnigere und die liederlichere. In den Häusern findet man die stinkendste Unreinlichkeit, Staub, Rauchschwärze, Unflath das ganze Jahr hindurch am Fußboden, an den Wänden, auf Tischen und Bänken, am Fenster und Spiegel. Die Stuben werden selten gelüftet. Die Kleider sind schmierig und zerrissen, ebenso die Betten. Schon die kleinen Kinder müssen sich gewöhnen, halbe und ganze Tage lang im Koth ihrer Kissen zu liegen, die davon verfaulen. Nun frage ich den gesunden Menschenverstand: Muß nicht offenbar beim täglichen Einathmen so böser Dünste, bei der viehischen Unsauberkeit des Leibes, der Kleider, der Betten und Wohnungen die Anlage zu Krankheiten nach und nach auf's schlimmste entwickelt werden? — Aber ich frage noch dazu: Welche Behörde sorgt mit Ernst und Strenge dafür, daß dieser schädlichen und schändlichen Selbstvernachlässigung der Menschen ein Ende gemacht werde?

Mit dieser Frage beschäftigten sich auch der vielseitige Dr. P. J. Troxler in seinem Buch „Der Kretinismus und seine Formen als endemische Menschenentartung in der Schweiz“, 1836, und Dr. Meyer-Ahrens in seiner Abhandlung „Geschichtliche Mittheilungen über die Kenntnisse von der Verbreitung des Cretinismus in der Schweiz vor dem Jahre 1840 etc.“, erschienen in den „Beobachtungen über den Cretinismus“, herausgegeben von Karl Rösch, 3. Heft, 1852, Tübingen, und in seinen „Materialien zur Statistik der Verbreitung des Cretinismus in der Schweiz“, abgedruckt in der „Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe“, 1852.

Im Jahresbericht der Aarauer Taubstummenanstalt 1837/38 schreibt jemand:

Wer die geheimen Gründe dieser Entstellung der menschlichen Natur mit Sicherheit aufdecken und zu ihrer Entfernung Anweisung geben könnte, würde ein unvergängliches Verdienst um die Menschheit erringen. Am meisten findet man die Taubstummen, Kröpfigsten und vollendeten Kretinen, wie die Erfahrung überallhin zeigt, in den tiefen, feuchten oder durchwässerten, schattenreicheren Thalgegenden der Bergländer, seltener in trockenen, lichtreicheren, an sonnigen Berghalden oder auf Höhen gelegenen Ortschaften. Man findet sie weniger in der wohlhabenderen als in der ärmeren Volksklasse, wo noch oft Unreinlichkeit, übelbereitete Nahrung und rohe Unmäßigkeit im Genuß berauschender Getränke die kräftigste Gesundheit abschwächen und tödtlich vergiften.

Zu bemerken ist, dass H. Zschokke Präsident jener Anstalt war.

Im Jahresbericht der Zürcher Taubstummenanstalt 1837/38 steht u. a. zu lesen:

Die meisten Taubstummen hat verhältnismäßig die Gemeinde Weiach, wo unter 698 Einwohnern 16 Taubstumme sind. Da diese Ortschaft eine trockene und sonnige Lage hat, während man sonst die Taubstummen, Kröpfigen und Kretinen am meisten in den tiefen, feuchten und schattenreichen Gegenden der Bergländer findet, so erschien mir dieser Umstand so wichtig, daß ich den dortigen würdigen Seelsorger, Herrn Pfarrer Keller, der sich der Unglücklichen seiner Gemeinde menschenfreundlich annimmt und ihnen den nöthigsten Unterricht erteilt, ersucht habe, über die Ursache jener Erscheinung die sorgfältigsten Nachforschungen veranstalten zu wollen, was mir derselbe auch mit großer Bereitwilligkeit zugesagt hat.

In einem andern gleichzeitigen Bericht meint Einer (wahrscheinlich H. Zschokke), daß zu jenem unangenehmen Umstand

unstreitig die eigentümliche Lage der Ortschaft beiträgt, ihre längere Verschattung durch Berge in gewissen Jahreszeiten, besonders in Morgenstunden, ihre Umgebung von vielen Wassermatten und deren Ausdünstungen, die Durchsickerung der tiefen Bodenschichten von stehendem und faulem Wasser, durch Versetzung desselben aus benachbarten Quellen und Bächen, die daher rührende Verderbtheit des Trinkwassers, welches wahrscheinlich oft viele Extractivstoffe verweseter Materien führt, oder andere örtliche Veranlassung, nicht minder aber auch die gesundheitswidrige Lebensart vieler Haushaltungen usw.

Daß es mit der gepriesenen „trockenen und sonnigen Lage“ nicht weit her war, bestätigt auch der angerufene Pfarrer Keller von Weiach, der im Zürcher Anstaltsbericht 1839/40 folgendes mittheilt:

Ein dortiger Arzt, Herr Dr. Billeter, nimmt an, daß wenigstens zwei Dritteile der Gemeinde Weiach mit skrophulösen Leiden behaftet seien, und stellt die Behauptung auf, daß die Taubstummheit der dortigen Taubstummen nur ein erhöhter Grad von Skrophulosität sei. Diese zwar etwas gewagte Hypothese gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn mit jener Tatsache noch zusammengehalten wird, daß in Weiach Dickhalsige, Schwerhörende, unverständlich Redende und Stotternde von allen Altern in großer Zahl vorhanden sind. Jedenfalls dürfte in dieser Beziehung ein Verzeichnis sämtlicher mit skrophulösen Leiden behafteter Personen und der Angabe ihrer verwandtschaftlichen Verhältnisse zueinander, ferner wie sich in den einzelnen Haushaltungen die Zahl solcher Subjekte zu derjenigen ganz Gesunder herausstelle, von Wichtigkeit sein. Bereits hat Pfarrer Keller in dieser Absicht einen Hausbesuch von Haushaltung zu Haushaltung begonnen . . . Herr Pfarrer bemerkte mir übrigens, daß immerhin auch klimatische Einflüsse nicht wenig mitwirken, diese Erscheinung hervorzubringen. Erwägt man nämlich den Umstand, daß beinahe alle Taubstumme dortiger Gegend denjenigen Theil des Dorfes bewohnen, der in der Tiefe, meist in Hohlwegen liegt, wo es immer feucht und naß ist, daß zu gewissen Jahreszeiten in beinahe allen Kellern der dortigen Häuser eine Menge Wasser sich sammelt, daß dieser Theil des Dorfes in das waldige und tief liegende Thal gegen Bachs hin eingeeengt ist, nur dem rauhen und kalten Nordwinde offen steht, und daß mit Ausnahme des höchsten Sommers die Abendsonne nur kurz und selten hinein scheint, so kann in der That nicht wohl bezweifelt werden, daß eben auch die Lage dieses Dorftheiles eine Mitursache jener Erscheinung sei,

.... Alle gegenwärtigen Taubstummen, mit Ausnahme eines einzigen, wurden erst geboren, seit man anfang, die Schöpfbrunnen zu beseitigen und statt derselben laufende Brunnen zu errichten. Zudem fällt die Geburt jener Taubstummen in eine Zeit, wo das jetzt gottlob seltener gewordene Branntweintrinken stark im Schwange ging. Auch ist noch zu bemerken, dass eben jener Theil des Dorfes meistens nur arme und dürftige Bewohner zählt, bei denen eine oft ans Eckelhafte grenzende Unreinlichkeit herrscht. Herr Bezirksarzt Wäckerling will nächstens eine chemische Untersuchung aller Brunnquellen in Weiach vornehmen und beabsichtigt zugleich, in Verbindung mit Herrn Pfarrer eine geognostische Untersuchung der dortigen Gebirgsarten anzustellen.

In seiner Schrift „Ueber endemischen Kretinismus“, 1840, nennt Prof. Dr. Hermann Demme, nachdem er bei den Kretinen die häufigsten Mängel bei ihrem Gehörsinn gefunden, als Ursachen:

1. Niedrige Kulturstufe der Bevölkerung.
2. Tellurische, atmosphärische und solarische Schädlichkeiten. Das Eindringen höherer Kultur mit ihren wohlthätigen Folgen ist die allgemeinste und wichtigste Veränderung in den Kretinentälern. Durch Austrocknen der Sümpfe, schützende Dammanlagen, Lichtung von Waldungen (wodurch die stockende, dumpfe Luft verscheucht wird), gute Brunnenanlagen, Gewinnung eines gipsfreien Trinkwassers ist dem Kretinismus Abbruch getan worden.

Richtig bemerkt wird in der Schrift von G. W. Röder und P. C. von Tscherner „Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch und statistisch geschildert“, nachdem vom Vorkommen der Taubstummheit in gewissen Gegenden des Kantons gesprochen wurde:

Man darf jedoch hoffen, daß solche Uebel sich in immer geringerem Grade und bei verminderter Anzahl einfinden werden; denn wie entschieden Anteil auch einerseits klimatische und andere unabänderliche Verhältnisse an deren Entstehung haben mögen, so darf doch andererseits nicht bezweifelt werden, daß Lebensweise, physische und moralische Behandlung des Menschen zur weitem Ausdehnung, ja mitunter selbst zur ersten Begründung solcher Zustände nicht minder entschieden einwirken.

Im Bericht der Taubstummenanstalt Friesenberg 1840 wird gefragt:

Kann man sich wohl bei Betrachtung dieses Verhältnisses (der übergroßen Anzahl Taubstummer in gewissen Gegenden) enthalten, an die Behauptung so vieler Aerzte zu denken, daß dieses traurige Uebel, wenigstens zum Theil, auch in Sittenverdorbenheit, sinnlichen Ausschweifungen und in dem Mißbrauche gebrannter Getränke unter unserm Volke seinen Grund habe? Wir würden es nicht gewagt haben, dies Bedenken hier zu äußern, wenn sich nicht ergäbe, daß die Zunahme der Taubstummzahl gerade in denjenigen Gegenden unseres Kantons am auffallendsten ist und mit dem Zeitpunkte zusammentrifft, wo namentlich die körper- und seelenverderbende Branntweipest mit ihrem traurigen Gefolge am frühesten und stärksten eingebrochen ist und überhand genommen hat. Ernst wardend ist dies Verhältnis jedenfalls für unser Volk und verdient von jedem, dem das Wohl kommender Geschlechter am Herzen liegt, ins Auge gefaßt zu werden. Unter Hinweisung auf die Warnung vor lieblosem und vorwitzigem Urtheile im Einzelfalle: Joh. IX, 1—3, Lukas XIII, 1—5, denn das Urtheil soll einem höheren Richter anheimgestellt bleiben — glauben wir somit, eine uns obliegende Pflicht zu erfüllen, indem wir schließlich allem Volke wohlmeinend und ernst zurufen und zu bedenken geben, daß

Nüchternheit, Zucht und Sittsamkeit noch die notwendigsten Taubstummenanstalten sind, die nicht nur der Taubstummheit Hülfe leisten, sondern sie vielmehr auch möglichst verhüten!

Der schon genannte Troxler schreibt in der „Schweizerischen Zeitschrift für Medizin und Chirurgie“, 1845 (unter der Ueberschrift: Epikrise):

Zuvörderst scheint das Ergebnis die Ansicht zu bestätigen, daß der eigentliche Kretinismus ein endemisches Uebel ist, welches mit gewissen Ortslagen und bestimmten damit zusammenhängenden atmosphärischen Verhältnissen in Verbindung steht. Auffallend ist es, daß die Taubstummheit ebenso endemisch ist, in denselben Lokalitäten vorkommt und von denselben Verumständen und äußern Bedingungen abzuhängen scheint. Nicht nur wahrscheinlich ist es, daß der endemische Charakter des Kretinismus in denselben Gegenden noch auf andere, von einigen Beobachtern bereits angedeutete Geistes- und Sinnesanomalien, sowie auf Körpermißbildungen sich erstreckt. In dem durch hydrostatische und atmosphärische Eigentümlichkeiten besonders ausgezeichneten Kanton Aargau zeigt sich die besonders beachtenswerthe Erscheinung, daß die weitem, offenern und trockenern Thalebene des Freiamts und der Grafschaft Baden eine von diesen Uebeln fast ganz freie Bevölkerung haben; daß dagegen in dem albernischen Aargau das Suhren- und Wynenthal und besonders die an der Einmündung der zwei Flüßchen in die Aare liegenden Ortschaften Suhr und Buchs die Hauptsitze des Kretinismus und der Taubstummheit sind.... Gewiß ist die Analogie dieser Naturverhältnisse verfolgenswerth.

In seinen „Briefen über den Abendberg“ 1846 zitiert Dr. Guggenbühl folgende Bemerkungen vom bernischen Regierungsrat Dr. med. J. R. Schneider:

Endlich steht auch die Zahl der Taubstummen mit der geognostischen Beschaffenheit des Bodens offenbar in einem ursächlichen Zusammenhange. Nach der öffentlichen Zählung vom Jahr 1836 beläuft sich die Zahl derselben im ganzen Canton (Bern) auf 1955, und es kommen davon:

im Jura	1 auf 1524 Einwohner
in den Alpen	1 auf 247 Einwohner
in dem Molaß-Gebiet	1 auf 166 Einwohner

Ich bin jedoch überzeugt, daß bei einer genaueren Zählung das Verhältnis sich für das Gebiet der Molasse noch viel ungünstiger herausstellen würde, und ich erinnere hier nur daran, daß nach der offiziellen Zählung der Amtsbezirk Bern, mit Ausschluß der Hauptstadt, 188 Taubstumme zähle, während Herr Prof. Hermann unmittelbar nach dieser Zählung bei einer Untersuchung von Haus zu Hause deren 305 fand, oder 1 auf 65 der Bevölkerung....

Nach einer Zählung der Taubstummen im Canton Waadt vom Jahr 1826 kamen auch dort im Juragebirge nur wenige Taubstumme vor, während man in den mitten im Molaß-Gebiete liegenden Bezirken von Peterlingen und Milden auf 1000 Einwohner 6 1/2 Taubstumme zählte. Eine im gleichen Jahre im Canton Basel vorgenommene Zählung ergab ebenfalls das Resultat, daß in dem größtentheils im Juragebirge liegenden Bezirken Liestal, Sissach und Waldenburg auf eine Bevölkerung von 23,400 Einwohner 51 Taubstumme vorkommen, während man im unteren Bezirk, welcher nach Merian* zu den tertiären

* Das häufigere Vorkommen von Taubstummheit im Jura des Cantons Basel gegenüber des Juras im Canton Bern, dürfte wohl mit dem viel häufigern und mächtigen Auftreten des Keupers und der Molaß-Gebiete im Jura des Cantons Basel in ursächlichem Zusammenhang stehen. (Thurmann, Essai etc. II., p. 49.)

Bildungen gehört, bestehend aus mächtigen Geröll-, Sand-, Lehm- und Mergellagern, auf 6000 Einwohner 25 Taubstumme, also $4\frac{1}{30}$ auf 1000 zählte.

Ganz übereinstimmende Resultate lieferte endlich die Zählung der Taubstummen im Canton Aargau vom Jahre 1810 (Bernoulli's Archiv, I. Bd., pag. 126), nach welcher in diesem Canton auf 1000 Einwohner 5 Taubstumme kommen, und wonach die größte Zahl der Taubstummen aus den Bezirken Aarau, Zofingen, Kulm und Lenzburg, welche dem Molaß-Gebirge angehören, herkommen, während die ausschließlich dem Jura angehörenden Bezirke Zurzach und Lauffenburg im ganzen nur 8 Taubstumme zählen. — *So weit Schneider an Guggenbühl.*

In einem Fachblatt vom Jahre 1872 wird bemerkt:

Wenn man die speziell genferischen Verhältnisse in Betracht zieht, so muß es auffallen, wie in den wenigen alt-aristokratischen Familien die Blutsverwandschaft sich rächt. Es scheint, als begreife man in diesen Kreisen noch nicht, daß die Natur ihr Recht behauptet und daß Versündigungen gegen deren Gesetze an den jüngeren Generationen sich strafen. Frappant ist es zu beobachten, wie häufig man in den Familien, wo man sich immer und immer wieder in näheren oder entfernteren Verwandtschaftsgraden verheiratet, skrofulösen, idioten, tauben, an allgemeinen geistigen oder leiblichen Schwächezuständen leidenden Kindern begegnet, und es ist heilige Pflicht eines Jeden, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne auf die großen Gefahren aufmerksam zu machen, denen sich diejenigen in Hinsicht auf ihre Nachkommenschaft aussetzen, welche aus dem einen oder anderen Grunde sich verleiten lassen, blutsverwandte Ehen abzuschließen. —

1877. In seiner Schrift „Die Verbreitung der Blindheit, der Taubstummheit, des Blödsinns und des Irrsinns in Bayern nebst einer allgemeinen internationalen Statistik dieser vier Gebrechen“ (München, 1877) spricht Dr. Georg Mayr über die Schweiz, wie folgt:

Eine nicht bloß in einzelnen Bezirken, sondern im ganzen Landesdurchschnitt sehr hohe Taubstummenquote — 24,52 — hat die Schweiz. Nach den bisherigen Ausführungen wird diese hohe Quote den Leser nicht überraschen. Gleichwohl bitte ich, dem geographischen Detail, welches die Sondernachweise für die einzelnen Schweizerkantone liefern, Aufmerksamkeit zu schenken.

Im Norden und Nordwesten der Schweiz findet sich ein ausgedehnter Landstrich mit mäßigen Taubstummenquoten. Teils fehlt dort der Gebirgscharakter, teils kommt ein solcher, nur in geringerem Maße als in den Alpen, im Jurazug zum Ausdruck. Die Juraformation selbst aber ist, wie die Studien für Süddeutschland gezeigt haben, der Taubstummheit nicht günstig.

Es muß hienach vollkommen den Erwartungen des Lesers entsprechen, daß die Hauptbezirke erhöhter Taubstummenhäufigkeit in der Schweiz in die Hochalpen fallen, daß also beispielsweise Bern 42, Luzern 44, Wallis 49 Taubstumme auf 10,000 Einwohner nachweisen. Die Erstreckung der Untersuchung auf sämtliche Hochgebirgskantone ergibt aber weiter auch eine sehr interessante Ausnahme von der im übrigen beobachteten hohen alpinen Taubstummenhäufigkeit. Die Kantone Appenzell I.-Rh., St. Gallen, Glarus, Schwyz, Unterwalden, welche untereinander zusammenhängen und sich vom Nordosten bis in das Herz der Schweiz erstrecken, haben nur mäßige, teilweise sogar sehr geringe Taubstummenquoten, da letztere zwischen 8 und 15 auf 10,000 liegen. Auch der Kan-

ton Tessin hat nur 12 Taubstumme auf 10,000 Bewohner. Wir haben es daher hier mit sehr beachtenswerten Ausnahmen von der großen Taubstummenhäufigkeit der Alpen zu tun, welche gewiß keine bloß scheinbaren sind. In einem Band der vom eidgenössischen statistischen Bureau herausgegebenen Volkszählungsergebnisse von 1870, welcher im übrigen keine Bearbeitung der Gebrechenstatistik enthält, ist allerdings bemerkt, daß die Aufzeichnung der Gebrechen, wie man von einzelnen Kantonen wisse, mangelhaft erfolgt sei. Es ist aber doch höchst unwahrscheinlich, daß diese Mangelhaftigkeit gerade in den erwähnten, untereinander zusammenhängenden Kantonen und überdies in solcher Ausdehnung vorliegen sollte. Man darf hienach wohl annehmen, daß die erwähnten Kantone eine ähnliche Ausnahme von den gewöhnlichen Taubstummenverhältnissen der Alpen im großen darstellen, wie sie im kleinen für die Partenkirchener Gegend der bayerischen Alpen (Bezirk Werdenfels) nachgewiesen ist.

1881. *Aehnlich berichtet Dr. H. Bircher in seiner Abhandlung „Die Verbreitung der Taubstummheit in der Schweiz“ (abgedruckt in den „Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft“, 1880/81); er sagt weiter:*

Als gemeinsames der drei Taubstummheit erzeugenden Formationen Trias, Meeremolasse und Eocen kann man sagen: Alle drei sind Meeresebildungen und zwar die beiden ersten Ablagerungen seichter Meere, die letztere die eines Tiefmeeres. Die Taubstummheit fällt zusammen mit den Niederschlägen dreier Meere.

Bemerkenswerth ist, daß Kropf und Kretinismus in naher Beziehung zu einander stehen; von Kropf behaftete Eltern haben kretinisch entartete Kinder, so daß man zu dem Ausspruche kömmt, daß beides Formen ein und desselben Prozesses sind....“ *Sein Schlußresultat ist:* Kropf, Taubstummheit und Kretinismus sind nur verschiedene Formen desselben Degenerationsprozesses und im Zusammenhange mit der geologischen Bodenformation.

1883. *Wer sich noch gründlicher über diese Materie unterrichten lassen will, der greife vor allem zu der eingehenden Arbeit desselben Arztes, Dr. H. Bircher: „Der endemische Kropf und seine Beziehungen zur Taubstummheit und zum Kretinismus“ (Basel 1883) mit ihren interessanten, immerhin noch mangelhaften* statistischen Belegen und Karten. Auf 22 Seiten behandelt er die endemische Taubstummheit ausführlich und sagt zum Schluß:*

So lückenhaft die bisherigen Forschungen sind, so scheint mir doch aus denselben und besonders aus dem Parallelismus der Endemie, wie er sich gerade in der Schweiz so deutlich zeigt, der Schluß gerechtfertigt, daß die endemische Taubstummheit keine zufällige Begleiterscheinung des Kropfes ist, sondern mit demselben in genetischem (entstehungsmäßigem) Zusammenhang steht, als jene Form kretinischer Degeneration, bei welcher besonders die Centren der Sprache und des Gehörs betroffen sind.

Auf einer geographischen Karte desselben Arztes über die Verbreitung des Kropfes und der Taubstummheit in der Schweiz vom Jahre 1883 steht in großen Zügen, handschriftlich:

Mit der Degeneration behaftet sind in der Schweiz: die Trias, das Eocen, die Meeremolasse und die im Alter noch unbestimmten Schiefer der Kantone Wallis und Graubünden. Die äußere Konfiguration des Bodens ist von keiner

* Mangelhaft, weil bloß Zöglinge der Taubstummenanstalten untersucht sind und zwar ohne ohrenärztliche Fachkenntnisse, ohne eingehende Berücksichtigung des übrigen klinischen Befundes und der Aetiologie.

ätiologischen Bedeutung. Die größte Endemie findet sich auf der Hochebene; einzelne Gebirgspartien sind behaftet, andere verschont.

Er kommt dabei nicht viel weiter als H. Zschokke, der Verfasser des interessanten Aufsatzes in seinem „Schweizerboten“, 1835, s. oben.

1892. Etwas abweichender Meinung ist G. Lambelet in seiner statistischen Arbeit: „Die Taubstummenanstalten der Schweiz im Jahr 1892“ in der „Zeitschrift für schweizerische Statistik“, 1894. Da sagt er auf S. 3–4:

Wenn nun aber auch die bis heute an die Hand genommenen detail-geographischen Studien die Beweisführung erbringen, daß im Hochgebirge die größte Verbreitung der Taubstummheit zu finden sei, so ist man doch nicht über die Gründe dieser großen Verbreitung im klaren, denn es wäre absolut falsch, aus diesem Faktum schließen zu wollen, daß demzufolge Bodenbeschaffenheit und Klima einen Einfluß auf die Taubstummheit auszuüben vermögen. Höchst interessant wäre dagegen, Nachforschungen über die Heiraten in den Gebirgsgegenden anzustellen, denn es liegt die Vermutung nahe, daß im Hochgebirge weit eher wie anderswo, infolge der Abgeschlossenheit seiner Bewohner, Heiraten in der Blutsverwandtschaft häufiger vorkommen wie im Flachlande.

1895. Im Jahre 1907 stellt Vorsteher Fritschi, Landenhof, folgende Erfahrung von Bircher fest:

Er fand unter den schweizerischen Taubstummen 80% mit Kropf behaftet. . . . Kropfige Eltern höheren Alters erzeugen in häufigen Fällen schwerhörige, taubstumme und kretinartige Kinder. Welch unschätzbaren Wert gutes Trinkwasser für die Gesundheit und Wohlfahrt der Kinder hat, erhellt besonders frappant aus den Erfahrungen der Gemeinde Rapperswil. Hier befanden sich 1883 unter den Schulkindern 59% mit Kropf behaftete. Nachdem der Ort 1884 eine neue Wasserleitung aus kropffreiem Terrain erhalten, sank der Prozentsatz des Kropfes 1886 schon auf 44%, 1889 auf 25% und 1895 gar auf 11% herab.

1898. In der verdienstvollen Schrift „Die endemische Taubstummheit und der endemische Kretinismus“ von Oberlehrer Roose, der hierzu verschiedene Quellen benützte, nennt er nach Bircher als eine der Hauptursachen der beiden endemischen Gebrechen das Trinkwasser, und rät Seite 23:

Man versorge also die Lehrer mit Broschüren, die sie befähigen, die Kinder im Unterricht, die Erwachsenen durch Vorträge über die Gefährlichkeit und die Sanierung ihres Trinkwassers zu belehren“ und auf Seite 24: „Sage einer Frau, die werdende Mutter ist: Du kannst dein Kind bewahren vor Taubstummheit, vor Mißgestaltung, vor unsäglichem Elend, vor Verkümmern an Leib und Seele, wenn du eine Zeitlang nur dem Genusse frischen Wassers entsagst und, wenn Bedürfnis da ist, abgekochtes trinkst: ich bin überzeugt, in 99 unter 100 Fällen folgt sie dem Drange der Mutterliebe. — Doch wie die Mutter belehren? Dazu bedürfen wir der Hilfe wohlthätiger Menschenfreunde, ich meine die Pfarrer. In mehreren Kantonen der Schweiz wird bei jeder Trauung dem Brautpaar vom Pfarrer (resp. vom Standesbeamten) ein Büchlein eingehändigt, das eine Belehrung über Pflege und Ernährung der Säuglinge enthält und schon manchen Segen gestiftet hat. Die Einrichtung nachahmend verseehe man die Pfarrer zwecks Verteilung mit Anleitungen, unsere Angelegenheit betreffend. Die Kosten solcher Einrichtung würden unbedeutend sein und mit einer verhältnismäßig geringen Summe würde voraussichtlich alljährlich eine große Schar von Neugeborenen vor einem traurigen Schicksal bewahrt.“

1904. Der Basler Professor der Ohrenheilkunde, Prof. Dr. Fr. Siebenmann, behandelt in seiner grundlegenden Monographie „Grundzüge der Anatomie und Pathogenese der Taubstummheit“ (Wiesbaden 1904) auch die endemische Taubstummheit, aber nur vom medizinischen und anatomischen Standpunkt aus. Im „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte“, 1918, spricht derselbe Verfasser auch von der „kretinischen Degeneration, die oft zu der angeborenen Form der Taubstummheit führe, und die namentlich in der Schweiz eine außergewöhnliche Rolle spiele“. Weiter gibt er zu:

Ueber die letzte Entstehungsursache sowohl der kretinoiden oder endemischen Taubstummheit als der andern drei Glieder dieser Gruppe — Kropf, Idiotie, Kretinenwuchs — wissen wir auch heute, trotzdem, wenigstens was den Kropf anbelangt, in letzter Zeit viel darüber gearbeitet worden ist, noch zu wenig Positives. . . . Not und Elend, Inzucht und andere soziale Mißverhältnisse können unmöglich für den Kretinismus und die kretinoide Taubstummheit als deren Hauptursache verantwortlich gemacht werden, wenn auch ihre unterstützende Rolle schon ex juvantibus auf breiter Basis sicher festgestellt ist. . . . Einen viel größeren Einfluß auf die Entstehung und Ausbreitung der endemischen Taubstummheit scheinen die geologischen Verhältnisse auszuüben. Auf den Abdachungen unserer Alpen nimmt nämlich sowohl nach Norden als nach Süden mit dem Kretinismus auch die kretinoide oder endemische Taubstummheit allmählich ab, um in den Niederungen ganz zu verschwinden; dabei ist der Jura auffallend kropfarm, etwas weniger arm aber ist er an endemischer Taubstummheit. . . .

Auch er spricht von der Wichtigkeit der Rolle, die hier das Trinkwasser spielt, und findet in der Schweiz im allgemeinen ein starkes Ueberwiegen der angeborenen gegenüber der erworbenen Taubstummheit: 55,5% Angeboren- gegenüber 36% sicher Erworbentaubstummen. Endlich hält er mit Recht eine neue, mit keiner sogenannten Volkszählung verquickten Taubstummenzählung auf fachmännischer Grundlage für dringend notwendig. Dieselbe soll dienen zur Lösung gewisser wissenschaftlicher und praktischer Fragen, sowie zur Verwirklichung einer Reihe sozialer wichtiger Postulate, welche sich auf die schweizerische Taubstummenfürsorge beziehen, um eine Ab- oder Zunahme unserer Taubstummenquote zu konstatieren, zum Zweck der Sanierung durch Anhandnahme prophylaktischer Maßnahmen.

Dies wäre in der Tat der richtigste und kürzeste Weg, die Grundlagen zu schaffen, um den traurigen Ruhm unseres Taubstummenreichtums nach und nach von uns abzuschütteln.

1908. In seiner Schrift „Zur Pathogenese der kretinischen Degeneration“ (Beihefte zur med. Klinik, Berlin 1908, Heft 6) bekennt auch Dr. Eugen Bircher, jetzt Chefarzt des aargauischen Kantonsspitals:

So stehen wir heute allen Experimenten und theoretischen Erwägungen zum Trotz an derselben Stelle, an welcher Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Forschung intensiv eingesetzt hat. Wir wissen, daß endemischer Kropf, endemische Taubstummheit und der Kretinismus sui generis (der Gattung nach) zu einander gehören und als Krankheitsbilder miteinander verwandt sind, daß dieselben jedoch nicht in einem Kausalzusammenhang stehen, daß es hier kein post hoc, ergo propter hoc (Schluß aus der Aufeinanderfolge auf den ursächlichen Zusammenhang zweier Erscheinungen) gibt.

Derselbe Arzt gibt sodann neuere Beobachtungen wieder, welche nach seiner Ansicht für die alte, von Hch. Bircher belegte Anschauung sprechen, daß die kretinische Degeneration eine chronische Infektionskrankheit sei, deren organisches Miasma an gewissen marinen Ablagerungen unserer

Erdrinde haften und durch das Trinkwasser in den Körper gelange. (Vergl. Kap. XII Galluser, St. Gallen.)

1915. In der neuesten Zeit (seit etwa 1915) ist aber der Kretinismus (und mit ihm vielleicht auch die endemische Taubstummheit) als eine Folgeerscheinung der Schilddrüsenstörung angesehen worden und als Ursachen werden neben dem mit klaren Tatsachen nachgewiesenen Umstand schlechter Trinkwasserverhältnisse, dem Alkoholismus der Eltern und der Inzucht der Verwandtenheirat neuestens besonders entzündliche Vorgänge in der Schilddrüse solcher Personen genannt, die einmal schwere Infektionen durchgemacht haben.

Der Schwachsinn und die Taubstummheit dürften nach dieser Ansicht bedingt sein durch die Schädigung der Schilddrüse und ihrer Funktion als Wachstumsdrüse, welche durch ihre innere Absonderung ins Blut die zum Aufbau des Gehirns, des Skeletts und des Gehörorgans notwendigen Stoffe liefert. Dadurch dürften die beiden Gebrechen schon durch Schädigung der keimenden Frucht im Mutterleib entstehen, schon bei der Geburt vorhanden sein.

Auf Grund der neueren Erfahrungen wird weiter die Vermutung ausgesprochen, daß der Kropf (und die endemische Taubstummheit) auf einem Jodmangel in der Nahrung beruht. Die entartete Schilddrüse kann dann ihre normale Funktion, die Ueberführung einer ganz bestimmten Menge von Jod in das Blut, nicht mehr ausüben. Darnach dürfte die Zufuhr kleinster Jodmengen während der Schwangerschaft zur Deckung des Jodbedarfes der Mutter und des Kindes im Mutterleibe nicht nur die Entstehung des Kropfes, sondern auch des Schwachsinn und der endemischen Taubstummheit (?) verhüten oder doch einigermassen hintanhaltend.

Man hat daher in einigen Kantonen angefangen, jodiertes Kochsalz abzugeben. Nach dem Urteil von Sachverständigen genügt ein Zusatz von 20 bis 25 Milligramm Jodsatz zu fünf Kilogramm Kochsalz, um den durchschnittlichen jähr-

lichen Jodbedarf eines Erwachsenen in Kropfgegenden zu stillen und den Ausbruch des Kropfes zu verhüten. Bei diesen geringen, auf ein ganzes Jahr verteilten Jodmengen seien gefährliche Nebenwirkungen ausgeschlossen. Nach diesen Versuchen konnte wirklich eine merkliche Abnahme von Kröpfen festgestellt werden.

Als Beweis der guten Wirkung des Jodsatzes wird unter anderem angeführt, daß in Bordeaux seit Jahrzehnten ein Salz konsumiert wird, welches dreimal mehr Jod enthält, als unser jetziges Vollsatz. Jener relativ hohe natürliche Jodgehalt des Salzes war bis jetzt weder der Bevölkerung noch den Aerzten bekannt. Jene Menschen können sich glücklich schätzen, daß sie frei von Kropf, Kretinismus und endemischer Taubstummheit sind.

1922. Jedoch gesteht Prof. Dr. Oswald in Zürich in seiner Broschüre „Die Kropfkrankheit als Volksseuche“ 1922 ehrlich:

Wir sind trotz aller Bemühungen, die sich jetzt auf mehr wie hundert Jahre erstrecken, und die sich teilweise auch der Unterstützung der Regierung mehrerer Länder erfreuten, noch immer im Ungewissen über die Ursache des Kropfes, und wir fügen hinzu: und der endemischen Taubstummheit. Mit Recht ruft Bühler, der Direktor der St. Galler Taubstummenanstalt, aus:

Wie viel Not und Elend könnte unserem Volke erspart bleiben, wenn die neue Theorie Wahrheit wäre! Ihre Gültigkeit zu beweisen, dürfen weder Mühe noch Kosten gescheut werden. Es bedarf ernstester Arbeit auf breitem Boden und von jahrzehntelanger Dauer. Denn erst nach langer Zeit, wenn während einer, zwei, drei Generationen ohne Unterbruch unsere ganze Bevölkerung die vorgeschriebenen kleinsten Mengen Jod täglich (mit dem Kochsalz) in sich aufgenommen hat, wird man mit Bestimmtheit die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Annahme konstatieren können.



III. Kapitel.

Das Los der Taubstummen in alter Zeit und altzeitliche Beispiele vom Selbstunterricht Taubstummer in der Schweiz.

Dieses Kapitel weiß ich kaum besser einzuleiten als mit den Worten Ed. Walthers in seiner „Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens“ (1882):

Noch vor wenigen Jahrhunderten gehörten die Taubstummen zu den verlassensten und elendesten Menschen. Es drängt sich uns ganz von selbst die Frage auf: Wie kommt es, daß man sich erst so spät der Taubstummen, die doch mit uns aus eines Schöpfers Hand hervorgegangen sind und das Ebenbild ihres Gottes unverkennbar an sich tragen, so spät angenommen hat? Die Antwort darauf lautet:

1. Das Gebrechen der Taubheit, aus dem sich die Stummheit ganz von selbst ergibt, ist ein nicht in die Augen fallendes. Es fordert deshalb auch das Mitleid anderer Menschen nicht unmittelbar heraus. Zudem treten die Taubstummen so vereinzelt auf, daß es schwer war, einen Ueberblick über die Größe des durch den Mangel des Gehörs entstandenen Elendes zu gewinnen.

2. Die wenigen, jedenfalls sehr oberflächlich angestellten Versuche, das Wesen der Taubstummen zu ergründen, führten zu dem Resultate, daß diese in die Kategorie der Blödsinnigen zu rechnen und demnach alle an ihnen vorzunehmenden Bildungsversuche als ein vergebliches Bemühen zu bezeichnen wären. Dieses Forschungsergebnis wurde um so weniger bezweifelt, als es von Männern ausging, deren Autorität unantastbar war.

3. Männern, denen sich von ihrer seelsorgerlichen Stellung aus das Bedürfnis der Bildung der Taubstummen mit Allgewalt in die Seele drängen mußte, hielten an dem starren Grundsatz fest, daß man den unerforschlichen Ratschluß Gottes, nach dem gewisse Menschen taubstumm geworden wären, durch menschliche Eingriffe nicht korrigieren dürfe.

4. Man erkannte die Stummheit nicht als eine natürliche Folge der Taubheit, sondern als ein spezifisches Gebrechen, dessen Ursache im Fehlen der Sprachwerkzeuge zu finden und dessen Heilung durch medizinische Einwirkung auf diese zu erstreben wäre. Da die angestellten Heilversuche selbstverständlich nicht den gewünschten Erfolg hatten, so hielt man die Stummheit für unheilbar.

5. Erst mit Beginn der Reformation entstanden Volksschulen, und erst seit Anfang dieses Jahrhunderts (1800) sind die Schulverhältnisse befriedigende geworden. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn bei dem Mangel einer allgemeinen Volksbildung die Bildung der Taubstummen vernachlässigt wurde.

Wenden wir uns nun zu den Taubstummen früherer Jahrhunderte. Dabei wollen wir uns auf unser Land beschränken und nur zum besseren Verständnis der damaligen Lage der Taubstummen das voraus schicken, was Heinrich Morf im „Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft Winterthur“ 1892 treffend geschrieben hat:

400 n. Chr. Das Altertum weiß nichts von Versuchen, die Taubstummen zu bilden. Aristoteles erklärte sie für jeder Bildung unfähige Wesen. Auch die christliche Kirche nahm sich dieser Unglücklichen nicht an. Im Hinweis auf Römer 10, 14—17: „Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Predigt? So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes“ — hatte der heilige Augustinus (354—430) den Satz aufgestellt: „Von Geburt aus Taubstumme können niemals Glauben empfangen, Glauben haben; denn der Glaube kommt aus der Predigt, aus dem, was man hört; sie können weder lesen noch schreiben lernen.“

Seine Autorität entschied auf Jahrhunderte hinaus für das Verhalten der Kirche zu den Gehör- und Sprachlosen.

So überließ man die Taubstummen ihrem Schicksal und betrachtete sie mit stummer Scheu als von Gott Gezeichnete, und der religiöse Wahn, man dürfe Gottes an solchen Geschöpfen kundgethanen Willen nicht korrigieren, den Schöpfer nicht meistern wollen, war bis in unsere Zeiten der Bildung von Taubstummen, ja überhaupt ihrer guten Behandlung hinderlich. Die Kirche vergaß, daß Christus selber nach der schönen Erzählung bei Markus 7, 31 in der Heilung des Taubstummen mit seinem Beispiel vorangegangen ist, und fühlte sich zur Nachfolge in solcher Teilnahme an dem Schicksal des Unglücklichsten aller Unglücklichen nicht angeregt.

Wie die Taubstummen in älterer Zeit bei uns behandelt worden sind, davon sind naturgemäß nur wenig Beispiele zur Kenntnis der breiten Oeffentlichkeit gelangt. Aber sogar noch in der Gegenwart wissen Fürsorger von stillem Martyrium Taubstummer zu erzählen! Nun zu unsern Beispielen.

1581. Im Berner Staatsarchiv (Rats-Manual Nr. 401) findet sich ein Befehl des täglichen Rates an den Amtmann Vincenz von Schneitzu Frienisberg mit dem Wortlaut:

1581. April 11. Frienisperg. Sölle die zwey stumme gehörlose und torechte meittlin, so Georg Schützen schwestern und weder vatter noch mutter mehr haben etc. unterschiedendlich wo möglich verdingen, ze underhalten. So er aber nieman findt, de sy nemmen welle, sy inn das Closter uffnehmen und inen narung und wartt zuschaffen etc.

Solche Beispiele ließen sich leicht vermehren, allein dazu bedarf es zu vieler zeitraubender Forschungen in Archiven. Nachstehende chronologisch geordnete Beispiele, die nur eine zufällige Auslese sind, beweisen mancherlei: erstens die Wahrheit meiner vorigen Bemerkung, zweitens das „Bildungswunder“ einzelner Taubstummer, die ohne Unterricht es so weit brachten, daß sie sich durch ihrer Hände Arbeit, dank ihrer Geschicklichkeit, selbst erhalten und gar noch mit ihrer Umgebung gut verständigen konnten, drittens, daß es in

Bezug auf die Behandlung der Taubstummen auch immer rühmliche Ausnahmen gegeben hat, aber eben nur Ausnahmen.

Daß zu einer Zeit, wo es bei uns noch keinen einzigen Taubstummenlehrer, geschweige eine Taubstummenanstalt gegeben hat und wo der Taubstummenunterricht überhaupt noch ein ganz unbekanntes Ding war, — daß zu einer solchen Zeit Taubgeborene dank ihren Kenntnissen doch ihr Brot auf ehrliche und anständige Weise verdienen, sich mit ihrer Umwelt verständigen und sogar verheiraten konnten, das dünkt uns ein Rätsel, ja ein Wunder. Ein Rätsel um so mehr, als nicht im geringsten angedeutet wird, auf welche Weise diese Taubstummen ihre Kenntnisse erworben haben, ob sie von selber lernten, also Autodidakten gewesen, oder dazu angeleitet worden sind, sei's durch Angehörige, sei's durch fremde Personen (etwa nach Art der Miss Sullivan bei der bekannten taubblinden Helen Keller), wovon uns leider die Geschichte, wie gesagt, nichts vermeldet, so eifrig ich auch nachgeforscht habe. Schon D. Heß schreibt 1818 in seiner „Badenfahrt“:

Es wäre höchst merkwürdig, zu wissen, wie die intellektuellen Fähigkeiten eines von seiner Geburt an Taubstummen zu einer Zeit entwickelt werden konnten, wo man noch keine Ahnung von der Methode des Abbé de l'Épée (geb. 1712) hatte. Ich habe vergebens darüber geforscht.

1600. Erste Mitteilungen über solche geschickte Taubstumme in der Schweiz finden sich Seite 316—318 in „Hans Erhard Escher, Beschreibung des Zürich-Sees, sammt der darangelegenen Orten etc.“ Joh. Rud. Simler, 1692, unter der Ueberschrift:

Sonderbare Gnaden gebohrner Stummen.

Ueber alles aber ist sich zu verwundern, daß Männer sind, die von Mutterleib an Stumm und taub gewesen, denen gleichwol Gott überaus große Gnaden erzeiget; davon will ich nur drey Personen Exempelweise anzeihen.

Rudolf Bremi starb A. 1611 seines Alters in dem 30. Jahr. Dieser konnte schreiben, mahlen, abconterfethen, war ein für bündiger Künstler, konte wohl die Rechenkunst, deßgleichen die Zeit und Sonnenzeit über die maßen wol machen, wie auch die abmessung der Thürnen hohe und breite, darab sich menniglich verwundern mußte, und viel Frömde öfters vermeinten, man äffe und betrieße sie, bis sie es selbst erfahren.

Er pflegte folgendes in die Stammbücher zu schreiben:

Dem höchsten Gott zu lob und ehr,
Der mich ein Stumm begabt so sehr,
Daß ich liß, schreib, Arithmetik kan,
Auf Geometri auch verstahn,
Astronomi aus Gottes gefallen,
Erhalt mich auch durch flach mahlen,
Darum, o Mensch, an Gott verzag nit,
Der wenig nimt und vil dargibt.
Ob mir schon gnommen red und ghör,
Sey doch dem Höchsten Lob und Ehr!

Zu diesen unsern Zeiten waren zwei Brüdere, deren der einte noch in dem Leben, der andere aber todt; der Eltere so dieser stund noch lebet, heißt Heinrich Wüst, ist ein guter Mahler, kan schreiben und rechnen, ist verehelicht, hat eine einige Tochter, deren doch nichts an der Rede fehlet.

1688. Der Jüngere, so A. 1688 gestorben, hat Hans Ulrich Wüst geheißten, war seines Handwerks ein guter Zimmermann, verstuhnde darbei trefenlich die Tischmacher Arbeit, die Trechslerei, das Bildschnitzen, und das Schilfmachen; Im Piquet, Hundert und Eins, und andern Karten-Spielen thate es ihm keiner zu.

Diese beiden Brüdere hatten einen herrlichen Verstand,

und gienge nichts neues für in der ganzen Statt, ja auch anderwärts an frömden Orten, daß sie nicht durch deuten, und zum theil nur von dem Mund und den Gebärden anvermerken konten.

Auch wußten sie von des Glaubens Artiklen, durch deute, ihre meinungen solcher gestalten zu verstehen zu geben, daß man kein bedenken gemacht, sie zu dem Tische des Herrn zulassen.

Offensichtlich haben diese Taubstummen nie sprechen gelernt, und wenn die Brüder Wüst vom Mund ablesen konnten, dann ist das nur so zu verstehen, daß sie den Sinn der Worte, die in immer gleichen Fällen gebraucht werden und auch immer gleiche Mundbewegungen hervorbringen, erraten konnten.

Der oben angeführte Vers von Rudolf Bremi findet sich schon früher im „Joh. Lavater, Disquisitio physica de motorum ac surdorum ab ortu, sermone, auditu, cognitione at que institutione prior. Tig. 1664“, ebenso im „Johann Jakob Scheuchzer, Vernunftmäßige Untersuchung des Bads zu Baden etc.“, 1732, Seite 42—43, und „Barthol. Fricker, Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden“, Seite 437, in allen drei Schriften in der etwas andern, vielleicht richtigeren Lesart:

Dem höchsten Gott zu Lob und Ehr,
Der mich, ein Stumm, begabet sehr,
Das ich lis, schreib und rechnen kann,
Die geometrie auch verstahn,
Astronomie, auch Kupfer etzen,
Flachmalens ich mich auch ergetzen,
Darum, o Mensch, an Gott zag nicht,
Der ein Gnad nimmt und viel dargibt,
Ob mir schon gnommen Red und Ghör,
Sey doch dem höchsten Gott Lob und Ehr.

(1603.)

Endlich steht dieser „Stammbuchvers“ in nahezu denselben Worten auch auf dem handgezeichneten, in mancherlei Farben gemalten Stammbaum, der sich noch im Besitz der Familie Bremi-Uhlmann in Zürich befindet und von 1743 datiert. Hier steht nach dem Vers noch die kurze Notiz: „Ihme ward von seinem Vater und Mutter a 1611 300 & Gelt Vortheil vermacht.“ —

Bei Fricker liest man die Einleitung:

Im sogenannten Juthause am Hinterhof befand sich als Merkwürdigkeit für die damalige Zeit eine Sonnenuhr, welche im Jahr 1603 Rudolf Bräm von Zürich, ein Taubstummer, gemacht hatte. Und auf dem Stammbaum: A. 1600 vor und nach lebt Rudolf Bremi, der von Mutterleib an stumm war, könnte doch wohl schreiben, mahlen, rechnen, Sonnenuhren machen, verstuhnde die Geometriam, darob sich mänglich verwunderte und viel Frömbde meinten, man äffe se, bis se es selbst erfahren. Er machte das künstliche Sonnen-Zeit zu Baden im hinderen Hof von deme nahen das Zeithaus den Namen bekommen; die innert (?) diesem sciaterio geschriebenen Vers pflegte er auch gemeinlich in die Stammbücher zu schreiben.

Geboren wurde Bremi im April 1576 und gestorben ist er 1611. Sein Vater war ein Schlosser und hieß auch Rudolf, seine Mutter Verena Graf. — Ueber ihn berichtet Leu in seinem Helvetischen Lexikon, 1750, im 4. Teil, Seite 296, und Hottinger in seinem „Thermae Argovia-Badenses“, 1702, Seite 59—60, ebenso David Heß in seiner „Badenfahrt“, 1818, Seite 171—172. Hottinger erzählt, daß die Sonnenuhr 1669 renoviert worden sei. — Das Gebäude mit der Sonnenuhr, das sogenannte „Zeithaus“, ist 1777 niedergerissen worden.

Waren die drei genannten Taubstummen Autodidakten, d. h. haben sie ohne fremde Hilfe sich selbst unterrichtet, so sind sie wahre Wundermenschen gewesen, größere als die amerikanische Helen Keller. Bedurften sie zu solcher Bildungshöhe erst Antrieb und Anleitung von außen, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll: die Kunst, die Geduld und den Mut ihrer „Lehrer“ oder die hohe Intelligenz der taubgeborenen Schüler, die so siegreich alle Schranken durchbrach, und das zu einer Zeit, wo das Schulwesen im allgemeinen noch sehr im Argen lag, und wo man die Erziehung Taubstummer geradezu als ein frevelhaftes Eingreifen in „Gottes Ordnung“ anzusehen gewohnt war, welche Anschauung noch im Anfang des 19. Jahrhunderts sogar in Köpfen Gebildeter spukte.

1641. In seiner Schrift „*Observationum libri tres, Basilea 1641*“, Seite 38–39, im Kapitel der Geisteskrankheiten, speziell des angeborenen Blösinnes (*Stultitia originalis*), erzählt Felix Plater (1530–1614, Professor und Stadtarzt in Basel) von Walliser Kretinen:

Es gibt auch Blödsinnige, welche außer mit angeborenem Blödsinn noch mit andern angeborenen Fehlern behaftet sind. Zum kleinern Teil finden sie sich hie und da vereinzelt, in der Hauptsache aber in gewissen Gegenden auffallend häufig, so in dem Walliser Dorfe Bremis, wo ich sehr viele derselben am Wege sitzen sah und von denen einige zu mir nach Sitten zur Konsultation gebracht wurden. Zuweilen ist ihr Kopf unförmlich, die Zunge sehr groß und geschwollen; stumm, kropfig, häßlich anzusehen, sitzen sie vor ihren Häusern, den Blick finster zu Boden gerichtet, Hölzchen zwischen den Fingern haltend, den Körper verschiedentlich verrenkend, den Mund verzogen, Lachen und Verwunderung bei den Vorübergehenden erregend. —

Seite 116 erzählt F. Plater von einem Mädchen, welches wahrscheinlich im ersten Lebensjahre noch gehört habe, dann infolge einer Hirnkrankheit ertaubt und nun auch taubstumm geworden sei.

Seite 118. Ein von Geburt an Taubstummer führte stets Kreide und Tafel mit sich; man konnte schriftlich mit ihm verkehren, auch las er von den Lippen ab und verstand die Gebärden.

Seite 119. Von einem andern Taubstummen, welcher den gelehrten Arzt F. Plater konsultierte, erzählt er, daß derselbe, wenn weder Kreide noch Tafel zur Hand war, die mit dem bloßen Finger auf den Tisch geschriebenen Worte verstand.

Plater beobachtete auch einen Taubstummen, der von den Lippen ablesen konnte, und einen zweiten, der Geschriebenes verstand; ferner eine taubblind Gewordene, mit der man sich verständigen konnte durch Schreiben mit dem Finger auf ihrem Arm.

1718. Burnet, geb. 1643, gest. 1715, berichtet in seiner „*Voyage de Suisse etc.*“ 1718 von einem taubstummen, 16 Jahre alten Mädchen, einer Tochter des Predigers Gody in Genf, welches im ersten Lebensjahre zu sprechen angefangen hatte, im zweiten aber ganz taub geworden war und die Sprache nur nach der Bewegung der Lippen verstand, daß sie bei Nacht mit ihrer Schwester sich unterhalten konnte, wenn sie die Hände auf den Mund der Sprechenden legte.

1739. Wundersam klingt auch die Geschichte in „*Johann Gustav Reinbecks philosophischen Gedanken über die vernünftige Seele und derselben Unsterblichkeit usw.*“ (Berlin, 1739):

Der Herr le Maître, vormahliger Frantzösischer Prediger in Schwabach, hat uns solches in dem XXIII. Tomo der Bibliothéque germanique, pag. 36, mitgetheilet. Er thut daselbst eines Beckers, Namens Weiss, der zu Bern in der Schweiz gewohnt, und von Kindes-Beinen an taub

und stumm gewesen, Erwähnung. Dieser Mensch hatte sich in ein gewisses Mädchen verliebet und wollte sie zur Ehe haben. Die Anverwandte derselben aber machten anfänglich viele Schwierigkeiten, unter dem Vorwande, daß dieser taube Mensch nicht tüchtig wäre, eine Haushaltung zu führen. Die Sache wurde demnach für das Ober-Consistorium gebracht und gründlich untersucht, da sich denn fand, daß dieser sich angebende Bräutigam eben so klug als vernünftig sei, als ob er hätte hören und sprechen können. Man erfuhr mit großer Verwunderung, daß derselbe nicht nur mit den Bauern, sondern auch mit den Müllern, mit aller nöthigen Vorsichtigkeit sein Gewerbe von vieler Zeit her getrieben hätte. Er kannte alle gangbare Müntz-Sorten, er hielt eine sehr genaue und richtige Rechnung, und bediente sich dazu einer Tafel, auf welche er eine Art von Ziefern machte, die niemand als er selber verstund. Und solcher Gestalt über-vortheilte er niemand, ließ sich aber auch von niemandem betrügen. Uebrigens ließ er Merkmale einer großen Frömmigkeit von sich spühren, und führte einen sehr ordentlichen Wandel. Bey solchen Umständen ward ihm das Mädchen, mit welchem er sich schon eingelassen hatte, vom Consistorium zuerkannt. Ihre Ehe war sehr vergnügt, und zeugten sie miteinander einen wohlgestalten Sohn, der hören konnte und sprechen lernte, und also mit dem natürlichen Mangel seines Vaters nicht behaftet war.

Wir machen aus dieser Begebenheit den Schluß, daß dieser Becker, ob er gleich taub und stumm gewesen, doch kein bloß thierisches Leben geführt habe, wie Fontenelle und Bayler S. 94 urtheilen, sondern daß er als ein vernünftiger Mensch gelebet und daß er vernünftig gedacht habe. Wie wäre es bey ihm möglich gewesen, eine Müntze von der andern genau und richtig zu unterscheiden, wenn es ihm an deutlichen Begriffen gefehlet hätte? Wir haben schon oben S. 81 bemercket, daß man einem Thier den Unterschied der Müntzen und des Metalls um deßwillen nicht beybringen können, weil dasselbe nur mit klaren, aber nicht mit deutlichen Begriffen versehen ist. Was aber noch mehr, der taube Becker konnte auch so gar rechnen, ob er gleich nicht die geringste Anweisung dazu empfangen hatte. Dieser einzige Umstand zeigt zur Genüge an, daß dieser Mann sehr deutliche und abstracte Begriffe gehabt, und daß er von sich selber eine gewisse Art der Algebra erfunden habe, welche gewiß die allerdeutlichsten und reinsten Begriffe voraus setzt. Man versuche es, ob man durch die größte Bemühung einem einzigen Thier die Rechenkunst beybringen können. Es wird alle Arbeit vergeblich sein. Und gleichwohl hat unser Becker diese Kunst von sich selber gelernt. Wer kan ihm denn nun vernünftige Gedanken absprechen? Und wer kan läugnen, daß er nicht auf eine ganz andere Weise als wir, die wir unsere Gedanken in gewisse Worte einzukleiden pflegen, gedacht habe?

Daß solche Beispiele so ausführlich beschrieben wurden, beweist ihre Seltenheit und Auffälligkeit. Die meisten Taubstummen damaliger Zeit werden nur vegetirt haben, oder wurden in jeder Beziehung vernachlässigt oder ausgebeutet, ja mißhandelt.

1761. In seinem „*Elemen. physiologiae corporis humani*“ (Lausanne, 1761), Tom. III in fine, p. 479, erzählt A. von Haller von einem tauben Mädchen, welches alles verstanden habe, was man ihr in der Nacht auf die Stirn oder den Arm oder den Rücken geschrieben habe. (Nach dem Journ. de med. 1757, Juin. Denique virgo surda oculis audiebat, quae in brachium scribebantur frontemque ac dorsum, ut etiam celeriter scriptum intelligeret.)

Es wird dasselbe Mädchen gewesen sein, von dem Burnet oben berichtet (1718).

1775. *Die Geschichte einer ganzen taubstummen Familie im 18. Jahrhundert drucken wir als Zeit-Dokument vollständig ab. Sie steht in Hirzels „Vorlesungen“, 1806, unter der Ueberschrift: Beschreibung einer stummen Haushaltung zu Kloten, der Asketischen Gesellschaft vorgelesen von Leonhard Brennwald, Vicar, den 5. Januar 1775.*

Eine Wittve aus unserem Dorfe hatte zwey Töchter. Beyde waren taub und stumm, dabey aber sehr schön und zu allen Geschäften gar tüchtig. Dieses letzte, nebst dem vielen Gelde, so sie besaßen, machte vor etwa 30 Jahren einem Bauersmanne Lust, die eine von ihnen zu heirathen. Die Tochter selbst zeigte eine ebenso große Lust zu dieser Partie, und gab durch die unzweydeutigsten Merkmale und Caressen zu verstehen, daß sie nichts so sehr wünsche, als die Frau dieses Mannes zu werden. Der damalige Herr Pfarrer Keller widersetzte sich ihrem Vorhaben, und wies die Verlobten vor das Ehegericht. Die Herren Eherichter wollten darüber nicht absprechen, sondern brachten die Sache vor den kleinen Rath zum Entscheid. — Von diesem wurde den Herren Aerzten aufgetragen, sich miteinander zu berathschlagen, ob nicht etwa aus einer solchen Heirath nachtheilige Folgen in Absicht auf die Nachkömmlinge solcher Leute entstehen könnten. Die Herren Aerzte glaubten physisch beweisen zu können, daß von dieser Heirath nichts Böses zu befürchten sey. Die Heirath ward also von dem Magistrat gestattet, und dem geitzigen Mann ward seine stumme Frau, nebst ihrem Geldbeutel angetraut. Zur Zugabe bekam er noch die ebenfalls stumme Schwester in sein Haus.

Der Erfolg dieser Ehe war wirklich recht sonderbar. Die Frau brachte in 10 Jahren zwey Söhne und vier Töchter zur Welt. Beyde Söhne hatten den völligen Genuß des Gehörs und der Sprache; der eine von ihnen ging schon zur Schule — aber beide starben wiederum in ihrer Jugend dahin. — Die Töchter aber, von denen jetzt noch drey bey Leben sind, befinden sich mit ihrer Mutter in den gleichen traurigen Umständen. — Alle sind des Gehörs und der Sprache beraubt.

Nun stellen Sie sich, M. W. Herren! einmal die Situation des geitzigen Hausvaters vor! — Eine Frau, eine Schwägerin und drey Töchter hatte er bey sich — mit denen er nur kein Wort reden konnte. — Alles muß er ihnen durch Zeichen zu verstehen geben, und daß die Zeichen-Sprache eine noch sehr unvollkommene Wissenschaft sey, hat er sehr oft zu seinem größten Verdruß erfahren. Denn da seine Frau gebieterisch, ungeduldig und dabey weit stärker war, als er, — so ersetzte sie den Mangel der Sprache sehr oft durch Schläge, und prügelte ihn, wenn er ihre Sprache nicht verstehen konnte, oder nicht verstehen wollte, — mehrmals recht derb ab. — Er mußte es für das größte Glück halten, wenn er, wie seine Hausgenossen, Wochen und Monate lang mausestill bleiben durfte. — Kurz, seine unbesonnene und nur vom Geitz gestiftete Heirath, — verschaffte ihm 20 Jahre lang das allermühseligste und beschwerlichste Leben. — Endlich starb die Frau, und zwar unter der entsetzlichsten Todesangst, vor etwa 10 Jahren; und hörte nicht auf, durch Heulen und Jammern ihren Abscheu vor dem Tode zu bezeugen, bis sie den Geist aufgeben mußte. — Seither hat der Mann eine bessere Heirath getroffen, und sich sein Schicksal um so viel erträglicher gemacht. — Indessen hat er doch noch immer seine Schwägerin und seine drey Töchter bey sich, von denen ich, M. W. Herren! eine desto zuverlässigere Nachricht geben kann, da ich dieselbe alle sehr wohl kenne.

Die Schwägerin, so jetzt etwa 54, und die zwey jüngeren Töchter, die 27 und 24 Jahre auf sich haben, sind zu allen Geschäften überaus tüchtig. Alles was in die Haus-Oeconomie

hinausläuft, was den Feld- und Rebbau, und die Viehzucht betrifft, verstehen sie so gut als andere Leute. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit wissen sie alle Commissionen, so man ihnen aufträgt, auszurichten. — Ich kann es oft kaum begreifen, wie es ihnen möglich sey, alles das, was ihnen ihr Vater und Stiefmutter zu befehlen haben, so genau zu verstehen, daß sie dabei nicht das Geringste vergessen oder falsch verrichten. — Sie wissen auch ihre besonderen Kunstgriffe, die ihnen bey ihrer Arbeit große Dienste leisten. Ich will nur ein paar Beyspiele anführen. — Ich sah der einen von ihnen einmal zu, als sie einen Kornacker in dem Frühjahr mit flüssigem Dünger übergieß. Der vorderste Ochse an dem Wagen hatte keinen Maulkorb an, und fing darum an, das aufwachsende Korn abzuätzen. — Wie kann sie ihn davon abhalten? — Sie ist allein. Wenn sie den Ochsen zurückhalten muß, so kann sie ihr Geschäft nicht verrichten. — Sie nimmt aber ein Geschirr voll von der übelriechenden Materie, gießt es zuerst auf die Stelle hin, wo der Ochse stehet, lacht dazu, und der Ochse mag nun wegen des schlimmen Geruchs nicht mehr fressen. — Wenn die beyden Töchter miteinander das Feld pflügen, und es sich etwa zuträgt, daß diejenige, so das Vieh treibt, ein wenig hinfällig ist, so wirft die andere, so den Pflug hält, ihrem Vieh oder nach Nothdurft gar der Schwester einen Kloß Erde nach dem Rücken, und dieses Monitorium ist alle Mahl von sehr guter Wirkung. — Wenn die drei stummen Personen ihre Aecker miteinander vom Unkraut reinigen, und eine jede sich eine starke Bürde gesammelt hat, so helfen sie einander, dieselbe auf den Kopf bringen; der letzten aber können die ersten, so bereits beladen sind, nicht helfen. Andere Leute können sie nicht allemal herbeylocken. Allein eine von den Töchtern hatte sich einen eigens gemachten Hacken aus Holz geschnitzt, und ließ hernach einen solchen von Eisen verfertigen. Sie schlägt dann den Hacken, wo immer möglich, in einen Baum, rückt ihre Bürde, so weit sie kann, dem Baum nach auf, hängt sie an den Hacken, und kann dann die Bürde mit bester Gelegenheit auf den Kopf bringen. Die andere, schon beladene Schwester, macht den Hacken mit der einen Hand wiederum los, und sie gehen heim.

Ihre Aufführung ist dabey recht gut und verräth ein freundliches, gefälliges Wesen. Sie lieben die Gesellschaft mit anderen Töchtern und wissen sich bey ihnen so beliebt zu machen, daß man sie allenthalben nicht nur gerne bey sich hat, sondern sich eine Freude daraus macht, mit ihnen zu spazieren, oder des Winters bey ihnen zu spinnen, und ihre Gesellschaft sogar sucht. — Sehr gefällig und dienstfertig, thun sie mit lachendem Munde alles das, wovon sie glauben, es möchte ihren Nebenmenschen angenehm seyn. Mitleidig gegen die Armen, haben sie z. E. den Gebrauch, meistens ihr Mittag- oder Abendbrot bey sich herum zu tragen, und es dem ersten besten zu geben. — Sie halten sehr viel auf den kleinen Kindern, und man sieht sie selten an einem Sonntage spazieren, da sie nicht eines Nachbars Kind mit sich herumtragen. — Sehr willig gehorchen sie ihrem Vater und der Stiefmutter auf den ersten Wink. — Ihre heitere Miene, ihr frohes Lächeln und ihre Grüße gegen jeden, den sie antreffen, zeigen, daß sie mit jedermann gut zu stehen wünschen — eine einzige von ihnen ist bisweilen jähzornig, welches aber dergleichen Leuten, wie mich dünkt, noch viel eher kann verziehen werden, als jedem andern. — Sie stellen sich sehr fleißig in der Kirche ein, und sitzen dort so stille, und entziehen dem Prediger sogar kein Auge, so daß der, so sie nicht kennt, sie für die aufmerksamsten Zuhörer halten würde. Auf Anrathen unseres sel. Herrn Antistes Wirzen, hat mein lieber Vater die zwey jüngeren Töchter mit anderen Kindern der Unterweisung zum heil. Abendmahl bey-

wohnen lassen. — (Die Tante derselben war schon längst vorher admittiert.) — Ob sie gleich hiervon keine Begriffe haben konnten, so scheinen sie doch nach ihrer Art überaus aufmerksam; ja da mein lieber Vater bey dem Actu Admissinis mit den andern Kindern für sie bethete, so weinten die zwey mitleidenswerthen Personen bittere Thränen; und seither kommen sie immer mit allen äußerlichen Zeichen gerührter Herzen zum heil. Abendmahl. — Sie müssen ihre eigene Zeitrechnung im Kopfe haben. Sie wissen z. E. genau, ohne daß man sie daran erinnern darf, wenn ein Fest oder Communionstag ist — da einmal das Osterfest 14 Tage später einfiel, als in dem vorigen Jahre, so haben sie sich auch 14 Tage früher auf die Communion gerüstet, d. i. ihre schwarzen Kleider angelegt — und überhaupt ist in allen andern Stücken ihr Gedächtniß zur Verwunderung stark. Ueberaus neugierig wollen sie alles wissen, was in dem ganzen Dorfe vorgeht, und bringen ihren Eltern allezeit zuerst die Nachricht von dem Tode des einen, oder von der Heirath des anderen, oder den Streitigkeiten des dritten — nach Hause. Sie lieben dabey stark den Putz, und wissen sich auf die beste Art zu stellen, und dadurch ihre natürliche Schönheit noch gar wohl zu vermehren.

Doch, es ist einmahl genug von diesen geredet. Solche Beyspiele gehören eben nicht unter die größten Seltenheiten — hier und da giebt es, leider! dergleichen Leute. — Auch unsere Gemeinde hat noch etliche ganz oder halb taube und stumme; — unter andern einen Kerl, der von den beschriebenen Töchtern in Absicht auf seinen Charakter, gerade das Gegentheil ist — der z. E. alle Arten von Kartenspielen so meisterlich practicirt, daß sich bald niemand mehr getraut, es mit ihm aufzunehmen. — Allein ich habe Ihnen, M. W. Herren! noch die merkwürdigste Person jener stummen Haushaltung zu beschreiben.

Sie ist die älteste Tochter dieses Mannes, und war auch die erste Frucht seiner unbesonnenen Heirath, und wahrhaftig können Sie sich kaum vorstellen, M. W. Herren! wie ein trauriger Anblick dieser ist. — Kaum einem Menschen ähnlich, erweckt sie dem, der sie sieht, eine Furcht, mit Wehmuth und Mitleiden vereinigt, die sich eher fühlen, als beschreiben läßt. — Diese Creatur ist nun bald 29 Jahr alt, sehr kurz und gebogen, mit scheußlich großen Augen, stark aufgeschwollenen Lippen, gelb von Farbe, sehr pocken-narbig, die Haare bis zu den Augenbrauen herabgewachsen — und dabei nicht die geringste Spur eines denkenden Wesens — nur eine Maschine, die von fremder Hand bewegt werden muß, oder stille steht. Ihr ganzes Leben durch saß sie fast immer stille an dem gleichen Plätzchen, außer wenn man sie mit Gewalt in ein Bett schleppete. Ihre einzige Beschäftigung war, etwa zur Seltenheit eine Mücke zu haschen, die ihr zu nahe kam, und dann dieselbe zu verschlucken. Ankleiden läßt sie sich nicht gerne, sondern man muß ihr das Kleid fest an den Leib nähen, wenn sie es nicht wegreißen soll. Ihre Haare — einem wilden Dorngebüsch gleich — können ihr kaum in Ordnung gebracht werden, sie zerstört dieselben alsobald wiederum und leidet keine Kappe auf dem Kopf. — Die Beine läßt sie sich gar nicht bekleden. — Schon mehrmals hab ich sie besucht, und sie auf das eine und andere aufmerksam zu machen getrachtet.

Gab ich ihr meinen Stock, oder einen Schlüssel, oder die Taschenuhr, oder etwas anderes in die Hand, so hielt sie es so unbeweglich, und mit so weniger Attention, daß sie es jetzt noch in dieser Positur halten würde, wenn ich es nicht wiederum genommen hätte. Sie hielt mir einmahl meinen Hut in einer recht mühsamen Stellung, nehmlich mit ausgerecktem Arm, eine gute halbe Stunde lang. — Ich zündete ein andermal vor ihren Augen etwas Schieß-

pulver an, noch ein andermal zog ich sie nach dem Fenster, als es blitzte — sie achtete aber so wenig auf diese ihr so seltenen Meteoren, als auf das, so sie immer vor Augen sieht. — Ich wagte es, ihr einmahl den Finger recht streng zu drücken, um zu sehen, was der Schmerz für eine Wirkung bei ihr mache. — Allein, ich gestehe es gern, ihre erbärmlichen und schreckenden Gesichtszüge, so sie annahm, setzten mich in solchen Schrecken, daß ich ihr den Finger alsbald frey ließ. Doch giebt sie niemals einen Laut von sich, und man glaubt sogar, die Stimme fehle ihr gänzlich. — Nichts ißt sie, als was ihr die Mutter giebt. — Ich wollte ihr ein wenig Brod geben; sie hielt es aber, wie andere Sachen, unbewegt in der Hand — das gleiche Brod gab ihr darauf die Mutter, und alsbald verschlang sie es. Sie würde sogar an einem Stück Holz nagen, wenn es ihr die Mutter geben würde. — Ihre Speisen schiebt sie mit beiden Händen in den Mund, kaut sie nicht, ob sie gleich schöne Zähne hat — (das einzige, so man an ihr schön nennen kann) — und ist deßwegen schon oft fast erstickt. — Sie kann auch nicht dazu gebracht werden, einen Löffel oder eine Gabel zu gebrauchen. — Nun hat sie neulich einen neuen Zufall bekommen, der sie ganz in das Bett geleet hat. Zwar soll sie sich wieder ein wenig erholt haben; allein wahrscheinlich wird sie das Bett nie mehr verlassen können.

Erlauben Sie mir, M. W. Herren! nur noch die Frage an Sie zu thun, ob es nicht mit zu der Absicht unserer Gesellschaft gehören würde, darüber nachzudenken, wie sich ein Seelsorger gegen Stumme und Taube zu verhalten habe? Ob ihnen nicht wenigstens schwache Begriffe von Gott, der Tugend und der Ewigkeit beizubringen wären, und wie man dieses anfangen müßte? Wie sich ein Pfarrer bey dem Sterbebett solcher Leute zu verhalten habe? Was er denjenigen, die mit stummen Personen umgehen müssen, diesfalls für gute Rätze und Anweisungen geben könne?

Eine Abhandlung über diese Materie würde vielleicht nicht nur meinem lieben Vater und mir, sondern noch manchem Minister, der solche Leute in seiner Gemeinde hat, vieles nützen können. — Allein sie müßte wahrhaftig aus einer geübteren Feder fließen, und es würde ein besseres Genie erfordern, gründlich hierüber zu reden, als man von dem Verfasser dieser Beschreibung erwarten kann.

An Herrn Doktor und Archiater Hirzel!

Tit. Schon vor 30 Jahren las ich mitkommende Geschichte der Asketischen Gesellschaft vor. Dieses freylich sehr unvollkommene Scriptum gehört in das Archiv derselben. Da Sie es aber zu lesen wünschen, so habe ich die Ehre, es Ihnen mitzuthemen. — Aus der seitherigen Geschichte dieser stummen Leute merke ich nur folgendes an: Die gar elende Tochter starb im 30ten Jahr ihres Lebens. — Die zwey verständigeren aber wurden beyde verheirathet, und gebaren dermalen Kinder ohne Gehörmangel, von welchen dato noch etliche am Leben sind. Die ältere dieser Schwestern ward nach und nach aufbrausender, derber, zornsüchtiger und vergällte ihrem schwächlichen Manne (einem Klausen von Geschlecht) sein Leben dergestalt, daß er sich desselben im Unmuth beraubte. Sie lebt jetzt noch im hiesigen Hospital. — Die jüngere Schwester aber behielt ihren gutmüthigen Charakter bis an ihren Tod, der vor etwa 14 bis 15 Jahren erfolgte.

Den 25. Oktober 1805. Ihr ergebenster Diener: Archidiacon Brennwald; alt Vicarius zu Kloten.

Herr Pfarrer J. Waser von Kloten, schreibt unterm 9. Oktober 1806 Folgendes an Herrn Doktor und Archiater Hirzel:

Tit. Ich bedaure es sehr, daß ich außer Stand bin, der mir gütigst mitgetheilten, sehr interessanten Beschreibung einer stummen Haushaltung zu Kloten wichtige Notizen beyzufügen. Aller Nachforschungen ungeachtet gelang es mir nicht, etwas Erhebliches zu vernehmen. Was ich hierüber inne ward, beschränkt sich einzig auf folgendes, was Ihnen zum Theil schon durch den würdigen Verfasser jener merkwürdigen Beschreibung bekannt geworden.

Die älteste von diesen drey stummen Schwestern starb in ihrem dreißigsten Lebensjahr. Die mittlere, Elisabetha, b. 27. May 1748 verheirathete sich im Jahr 1783 mit Meister Heinrich Klausner, Bürger zu Zürich und Kloten. Sie gebar ihm einen Sohn und drey Töchter, von denen die jüngste gestorben. Ob nun der Schaubin anbrausendes Betragen gegen ihren Mann oder eine andere Ursache diesem ein Gallenfieber zugezogen, hierüber ist die Meinung getheilt; kurz, während dieser Krankheit konnte der Klausner dem Abwart entweichen, und beim Nachsuchen fand man ihn leider in einem Wasserloch. Dieser im Jenner 1796 erfolgte traurige Todesfall, worüber die stumme Witwe ihren Jammer auf alle ihr mögliche Weise geäußert haben soll, war die Veranlassung, daß diese im L. Spital, und ihre drey Kinder, welche, so viel mir bekannt, an Körper und Geist ganz gesund sind, in das Waisenhaus versorgt wurden.

Die jüngste von diesen stummen Schwestern, Anna, b. 26. Juni 1752, verheirathete sich im Jahr 1788 mit Hs. Caspar Bücheler von Kloten, und gebar ihm zwey Töchter. Beide sind sehr gesund und wohl gewachsen, verständlich und gutartig. Man würde, wenn man es nicht sonst wüßte, es kaum glauben können, daß sie eine stumme Mutter gehabt haben. Im Jahr 1796 starb die Schaubin an der Schwindsucht. Sie soll sich, wie mir der Arzt, der sie besorgte, erzählte, über ihre ganze Krankheit sehr gut gegen ihre Hausgenossen verhalten, von den ihr verordneten Arzneien den gehörigen Gebrauch gemacht, sehr viel Geduld bewiesen, durch Miene und Geberden und durch das Erheben ihrer Hände gen Himmel geäußert haben, wie gerne sie sterbe, wie sehr sie sich freue, in den Himmel zu kommen.

Innigst hätte es mich gefreut, wenn es mir möglich gewesen wäre, Ihnen einen wichtigeren Beytrag zu dem überaus interessanten Scriptum zu liefern; allein diese Leute waren, als ich gen Kloten kam, theils schon gestorben, theils außer der Gemeinde. Ich mußte mich also mit dem begnügen, was ich sowohl von den Anverwandten, als auch von dem Arzte, erfragen und aus den hiesigen Pfarrverzeichnissen, die hierüber sehr kurz sind, ersehen konnte. (Unterschrift.)

Es war mir ungemein angenehm, seit Empfang dieses Briefes, die ältere Tochter der an den verstorbenen Klausner verheiratheten älteren Schwester Elisabeth betreffend folgende Nachrichten einzuziehen, welche zur Vervollständigung der Geschichte dieser Familie dienen.

Der verstorbene Klausner zeugte mit seiner stummen Gattin 9 Kinder, 4 Knaben und 5 Töchter, von denen zwar 6, nemlich 3 Knaben und 3 Töchter starben; jedoch alle in einem Alter, daß man zuversichtlich sagen kann, sie seyen alle der Sprache und des Gehörs vollkommen theilhaftig gewesen, und keines von ihnen habe irgend einen Fehler weder am Körper noch am Geiste geäußert — 4 davon sind im Waisenhaus zu Zürich gestorben — und so sind auch die 3 Uebriggebliebenen schön gewachsen, gesund, munter und geschickt. Die älteste dient hier in der Stadt, als Stubenmädchen und als Aufseherin einiger Kinder, die jüngere Schwester ist noch im Waisenhaus, und hat nebst anderen weiblichen Geschicklichkeiten auch eine be-

sondere Gewandtheit, in Papier allerlei Gegenstände auszuscheiden; der Bruder reist gegenwärtig auf der Wanderschaft als Zirkelschmied, welches Handwerk er ausgezeichnet gut erlernt hat. Die Mutter dieser Kinder lebt gegenwärtig noch im Spital aus ihrem Vermögen, Unachtsamkeiten verschiedener Art, deren sie sich of schuldig machte, verursachten, daß man sie aus einem eigenen beschlossenen Gemach wegnehmen, und in ein Zimmer zu mehreren Menschen verpflanzen mußte, damit sie unter beständiger Aufsicht sey. Das Frauenzimmer, bey der die älteste Tochter dient, bezeugte mir, daß es sehr rührend sey, diese Mutter mit ihren Kindern beysammen zu sehen, die sich durch selbstangewöhnte Zeichen gegenseitig vollkommen verständigen können; rührend, die Zeichen und Beweise von gegenseitiger Zärtlichkeit zu beobachten. So steuerte z. B. die stumme Mutter ihre ältere Tochter unaufgefordert, beym Austritt aus dem Waisenhaus und Eintritt in den Dienst mit 6 schönen, selbst gemachten Hemden aus.

Die jüngere, stumme Schwester, Anna, gebar 4 ebenfalls an Leib und Gemüth gesunde Mädchen, von denen aber zwey gestorben sind; die zwey noch lebenden befinden sich bey ihrem Vater.

So daß also von 13 Kindern beyderlei Geschlechts, und zwey stummen Müttern geboren, keines diesen unglücklichen Mangel geerbt, hingegen alle an Geist und Körper glücklich begabte Menschen sind.

Zürich, den 3. November 1806.

Hirzel, Med. Doktor und Archiater.

Was gewöhnlich mit den taubstummen Kindern zu geschehen pflegte, verraten folgende beliebig ausgewählte Aktenstücke aus Stricklers helvetischer Aktensammlung:

1799. 9. Dez. Die Verwaltungskammer des Kantons Solothurn beklagt sich, daß ein großer Teil der ihr von der Tagsatzung zur Verpflegung zugesandten Personen betagte, sowie unter den Kindern viele taubstumm und blödsinnig seyen, deren Aufnahme sie nicht ohne Schwierigkeiten habe bewerkstelligen können. Sie bittet, ihr künftig nur Kinder und nur bildungsfähige zu schicken.

9. Dez. Der Minister des Innern antwortet darauf u. a., daß man in Zukunft keine Erwachsenen mehr senden werde oder nur auf ausdrückliches Angebot hin, und weiter:

Was hingegen euern Vorschlag betrifft, für betagte Personen sowohl als taubstumme und blödsinnige Kinder eine eigene Verpflegungsanstalt zu errichten und dieselben zu dem End aus den Händen der Partikularen denen sie übergeben worden zurückzuziehen, so kann bei aller Zweckmäßigkeit des Unternehmens nicht eher daran gedacht werden, als bis die dazu erforderlichen Fonds nicht allein für die Stiftung eines solchen Instituts, sondern auch für die Fortführung desselben ausgemittelt sind. Ihr wollet demnach . . . die Verpfleger solcher Personen zu bewegen suchen, dieselben wenigstens einstweilen zu versorgen, so lange bis der dringendsten Not begegnet sein wird.

1800. 1. Feb. Solothurn. Die Verwaltungskammer an den Minister des Innern. Seit 3. Dez. 1799 befinde sich Joseph Muheim von Altorf, ein zwanzigjähriger taubstummer Knabe, im hiesigen Arbeitshaus. Da er zu aller Arbeit untauglich sei und nirgends sonst habe untergebracht werden können, im Arbeitshaus aber keine Mittel für solche Fälle bestehen, so ersuche man eine höhere Verfügung, wie derselbe zu versorgen wäre.

4. Feb. Der Minister des Innern an die Verwaltungskammer in Solothurn. Antwort auf deren Bericht: Wenn er nicht in einer öffentlichen Anstalt untergebracht und keine unentgeltliche Aufnahme finden könne, so soll bei einem

Particularen auf dem Lande eine Unterkunft gesucht und über die Bedinge Bericht erstattet werden. Dabei wäre vorzüglich darauf Bedacht zu nehmen, daß derselbe in Handarbeiten, zu denen er immerhin befähigt sein möge, unterrichtet würde. Uebrigens handle es sich nur um eine zeitweilige Vorkehr, da dieser Jüngling zurückgesandt werden soll, sobald sich die Lage der Gemeinde Altorf etwas gebessert haben werde.

8. Sept., gg. R. Die Gemeinde Tolochenaz bittet um Versorgung von zwei stummen Kindern . . . in dem Waisenhaus zu Bern. An den Vollziehungsrat verwiesen.

1801. 22. März, Aarau. Reg.-Statthalter Hünerwadel an das Departement des Innern. Einsendung einer Petition der Municipalität von Brugg (dd. 12. März) für die Familie von Pfarrer Unger in Leutwyl (drei taubstumme Kinder zu versorgen) . . .

Am 29. der Verwaltungskammer von Aargau zur Erledigung empfohlen.

2. April. Rapport der Verwaltungskammer.

6. April. Das Departement an den Statthalter. Die Verwaltungskammer stelle vor, daß die Anstalt Königsfelden nur wahnsinnige resp. tobsüchtige Personen aufnehmen könne, die Gemeinde Brugg aber Mittel genug besitze, um die Kinder zu versorgen, während solche in andern Gemeinden oft fehlen und die Fonds von Königsfelden nicht ausreichen würden, um alle Taubstummen aufzunehmen. Der Statthalter möge deshalb der Petentin zu wissen tun, daß ihrem Begehren nicht entsprochen werden könne.

1816. „Vom gewöhnlichen Zustand der Taubstummen“ läßt sich ein Pfarrer Brentano von Gansingen im „Archiv der Medizin, Chirurgie und Pharmacie“, 1816, wie folgt vernehmen:

Mitleid liebkoset die bedauernswürdigen Taubstummen in ihrer Kindheit, in dieser werden sie sanft behandelt. Mit zunehmenden Jahren betrachten sie Eltern und Geschwister als eine häusliche Last; nach vertheiltem väterlichem Vermögen übernehmen sie Geschwister zur kargen Fütterung, zur fetzigen Bedeckung, welche sie gleich dem Zugvieh durch die niedrigsten mühsamsten Arbeiten vergüten, oder sich gar in Bettelei und Diebstahl eine Nahrungsquelle eröffnen müssen. Das größte Elend des Taubstummen besteht daher in seiner Unbrauchbarkeit für das bürgerliche Leben und in der dadurch geraubten Selbständigkeit, in der Sittenlosigkeit, als Folge seiner vernachlässigten Erziehung, welcher Zustand um so trauriger ist, weil gewöhnlich das Unglück des Taubstummseins am meisten unter der Klasse der armen, rohen und noch dem Trunke und andern Leidenschaften ergebenen Eltern gefunden wird, und also nicht nur Lehren, sondern auch die Nachahmung des Guten mangelt.

Der Mann hat sicher nicht übertrieben! Von der „Sittenlosigkeit“ der unerzogenen Taubstummen konnte man nicht lange nachher ein krasses Beispiel lesen, einen Muttermord im Kanton Bern, der den Anstoß gab zur Gründung der ersten Taubstummenanstalt dieses Kantons. (Siehe Kap. V s. Knabenanstalt Bern.)

1828. Schon 1828 wurde im Waadtland geklagt, daß sich niemand der 66 Taubstummen, die man im Kanton zählte, erzieherisch annehme, und in einem Bericht des Regierungsrates heißt es:

Mehrere wurden wie Tiere oder Maschinen behandelt, sie existierten und dienten als Sklaven wie Haustiere zu körperlichen Arbeiten, andere hatten noch ein traurigeres Loos. Diese Situation, deren Ernst man nicht einmal ahnen

durfte, enthüllen, war schon die Vorbereitung zu ihrem Ende; denn sie beleidigte unsere Zivilisation und verwundete die öffentliche Moral. Mitten in dieser Gleichgiltigkeit, der die Taubstummen zum Opfer fielen, wurde die Intervention der Autorität zur strengen Nothwendigkeit.

1834. In seiner warmherzigen Schrift „Ueber das Bedürfnis einer Taubstummenanstalt im Kanton Luzern“ etc., 1834, schreibt der Gründer der luzernischen Taubstummenanstalt, Kaplan Grüter:

Um das Bedürfnis einer Taubstummenanstalt genügend (genügend) und klar darzustellen, ist vor allem aus nothwendig, folgende drei Fragen zu beantworten: Was ist der Taubstumme? 2. Was ist seine Bestimmung? 3. Wie kann er selbe erreichen?

Es könnte mir zwar leicht die Einwendung gemacht werden: Bei jenen barbarischen Völkern, von denen Abbé de l'Épée erzählt, daß sie alle taubstummen Kinder tödten, wenn sie drei Jahre alt sind, weil sie selbe als Mißgeburt ansehen, könnten diese Fragen von großer Wichtigkeit sein; bei einem Volke aber, das mitten im Christenthum geboren, in dessen Schoß auch der Taubstumme als ein Glied der großen Familie Gottes aufgenommen und durch die hl. Taufhandlung zum lebendigen Ebenbilde Gottes geweiht wird, möchte es überflüssig, wenn nicht gar thöricht erscheinen, solche Wahrheiten an das Licht bringen zu wollen, die doch keinem verborgen sein können, der nur sehen will.

Doch, wenn es auch unter diesem christlichen Volke Menschen gibt, die für Unterricht, Bildung und Vervollkommnung der Taubstummen gar kein Bedürfnis fühlen, während dem sie an die Verbesserung ihres lieben Viehes keine geringe Mühe verwenden; wenn Taubstumme sich von ihren Eltern oder Vormündern keines besseren Looses zu erfreuen haben, als eines solchen, wofür sie kein Negerklave beneiden würde, wenn es Vormünder gibt, die für die taubstummen Kinder keine höhere Bestimmung anerkennen, als sie für knechtliche Arbeit abzurichten und von denen ihnen gebührenden Erbsgütern ihnen keinen Genuß zulassen: wahrlich da muß man in Versuchung kommen, zu glauben: Solche Menschen halten den Taubstummen nicht für einen Menschen . . .

Später sagt er ebenda:

Der Taubstumme ist von Gott geadelt, mag er auch noch so unvollkommen erscheinen, mag ihm auch Gehör und Sprache mangeln, das entadelt ihn nicht. Wir sind ihm daher die nämliche Hochachtung schuldig, wie jedem anderen Menschen. Wer einen solchen verachtet, der verachtet Gott.

1838. Häufig genug wird es vorgekommen sein, daß ungeschulte erwachsene Taubstumme in die weite Welt entliehen, sei es, um von unerträglichem Zwang oder von Mißhandlung befreit zu werden, sei es aus Abwechslungsbedürfnis und kindlicher Neugierde, — polizeilich aufgegriffen, eingesperrt und erst nach langer Irrfahrt und mühsamen behördlichen Erkundigungen wieder ihren Versorgern zurückgebracht wurden — oder auch nicht! Denn wie schwer, oft unmöglich war die Verständigung mit ihnen. Wohl in jedem Kanton wissen polizeiliche Akten davon zu berichten. So ist z. B. aus Akten von 1838 im Staatsarchiv von Uri folgendes ersichtlich: Ein „stummer Mensch“ wurde vom St. Galler Amtsbezirk Wil nach Glarus geschoben und von dort nach Uri. Hier schweigt die Geschichte.

Wir aber wollen zu Erfreulichem übergehen.

IV. Kapitel.

Erste Fürsorge und vereinzelte Unterrichtsversuche.

1. Schweizerische Taubstumme werden im Ausland unterrichtet.

Zu der Zeit, als es bei uns, wie auch anderswo, noch keine Eisenbahnen und keine Taubstummenanstalten gab, konnten aus naheliegenden Gründen nur bemittelte Schweizer ihre Taubstummen im Ausland, wo schon einzelne Privat-Taubstummenlehrer auftauchten, erziehen lassen. Erste derartige Nachrichten stammen aus:

a) Frankreich.

Die meisten der folgenden Mitteilungen entnehmen wir dem großen Werk von E. La Rochelle über Pereira (Paris 1882), die leider auch häßliche Eifersüchteleien zwischen den zwei nachbenannten Taubstummenlehrern offenbaren.

1757. In Bordeaux unterrichtete ein R. Ernaud um die 1755er Jahre u. a. einen taubgeborenen Sohn des irländischen Edelmanns French mit Erfolg und nach 1757 auch einen taubstummen Sohn des Kaufmanns Jean Solier. Dieser war in Vevey ansässig und leitete in Gemeinschaft mit andern bedeutende Handelshäuser in Marseille und Cadix. Durch die Zeitungen hatte er von den Talenten Ernauds erfahren und sich entschlossen, seinen Sohn, der damals 9-10 Jahre zählte, dem Ernaud anzuvertrauen. Damit seinem Kinde mütterliche Sorge nicht fehle, gab er ihm eine Frau Olivier mit, und so richteten sich die beiden bei Ernaud ein. Aber Ernaud zeigte nicht mehr Eifer für seinen Unterricht als Rücksicht auf Frau Olivier. Es fehlte ihm außerdem an Geduld und Freundlichkeit.

1760. In den ersten Monaten des Jahres 1760 hatte der Baron de Montolieu, ein großer Freund des Jean Solier

und Pate dessen Sohnes, Gelegenheit, sich nach Paris zu begeben. Nachdem er von der Aufführung und dem Vorgehen Ernauds unterrichtet worden war, entschloß er sich, ihm sein Patenkind wegzunehmen, und begab sich mit ihm zu dem obengenannten Pereira.

Dieser Jakob Rodriguez Pereira (französisch: Pereire)

stammte aus einer portugiesischen Judenfamilie und wurde am 11. April 1715 in Spanien geboren. Von geschwisterlicher Liebe getrieben — er besaß eine taubstumme Schwester — studierte er einschlägige Schriften, so auch die von Amman und Wallis, und machte selbst die verschiedensten Versuche, Taubstumme zum Sprechen zu bringen, was ihm auch gelang.

Diesen Pereira bat der Baron de Montolieu, gemeinsam mit Frau Olivier, sich des jungen Solier anzunehmen. Das war im Dezember 1760. Pereira sagte zu, glaubte aber zwei Vorsichtsmaßregeln beobachten zu müssen. Die erste bestand darin, daß er sich vom Baron de Montolieu eine Erklärung ausfertigen ließ, die ihm in folgender Form übergeben wurde:

Ich bestätige Hrn. Pereira, daß, wenn ich ihn bitte, den

jungen Solier in seine Obhut zu nehmen, das wirklich nur geschieht, weil ich von der Ueberlegenheit seiner Talente über die jedes andern überzeugt bin und im besondern über die jener Person, der er bisher zur Erziehung anvertraut worden war, und daß, wenn ich nebensächliche Gründe angeführt habe, sie nicht im geringsten überwiegend waren.

Paris, 23. Dezember 1760. Baron de Montolieu.



J. R. Pereira (1734—1780)

beim Unterricht der taubstummen Prinzessin Marrois d'Orléans

(nach dem Gemälde von Lenepeu)

Die zweite Vorsichtsmaßregel war die, daß *Pereira* durch die „*Academie de Sciences*“ den Stand der Kenntnisse des jungen *Solier* feststellen ließ. Dazu bewogen ihn zwei Erwägungen: erstens fürchtete er, daß sich *Ernaud*, bei dem der junge *Solier* zwei Jahre gewesen war, über seine eigenen Unterrichtserfolge Illusionen mache und behaupte, das geleistet zu haben, was er noch zu tun übrig ließ. *Pereira* folgte nach einem Schriftstück, das er den Prüfungskommissaren zustellte, daß *Solier* in Aussprache und Intelligenz sehr wenig Fortschritte gemacht habe und dem *Saboureux de Fontenay* (den er selbst mit großem Erfolg unterrichtet hatte), dessen Fortschritte in 2 $\frac{1}{2}$ Monaten Unterricht die Akademie vorher festgestellt und bewundert habe, unvergleichlich nachstehe. Und dann sagte *Pereira* sich ferner:

Die Eltern des jungen Menschen wohnen weit von Paris und waren mir unbekannt. Es schien mir deshalb geraten, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen und die Eltern über den wahren geistigen Zustand ihres Kindes aufzuklären; denn aus *Ernauds* Berichten mußten sie sich von ihrem Kinde größere Fortschritte vorstellen.

Später kam *Pereira* wieder auf diese Sache zurück mit den Worten:

Die Eltern mußten mir bestätigen, daß meine Weigerung, ihren Sohn aufzunehmen, schließlich nur zum Unglück desselben ausgeschlagen hätte. Denn ich wäre ob meiner Weigerung ebensowohl zu tadeln gewesen, wie ein Arzt, der einem Kranken seine Hilfe verweigert, weil dieser zuvor von einem andern behandelt worden ist.

1761. Das Verhalten *Ernauds* veranlaßte ihn zu solcher Vorsicht. Am 7. Januar 1761 fand denn auch die gewünschte Prüfung des jungen *Solier* statt. Welches war das Resultat? Weder die Geschichte der Akademie noch die Tageszeitungen erwähnen etwas davon. Aber am 21. Februar 1761 bestätigten *Clairaut* und *Bezout*, daß das Resultat nicht ungünstig für *Ernaud* ausfiel, wenn auch konstatiert wurde, daß *Solier* nicht in dem Maße ausgebildet war, wie der früher von *Ernaud* ebenfalls der Akademie präsentierte *French*. Aber damit begnügte sich *Pereira* nicht, sondern befahl *Ernaud* weiter.

Wie es dem jungen *Solier* bei seinem neuen Lehrer erging, verraten folgende Korrespondenzen aus demselben Jahr: Am 5. März schrieb *Jean Solier* an *Pereira*:

Mit Freude sehe ich die guten Hoffnungen, die Sie mir von meinem unglücklichen Sohne geben. Der Herr möge Ihre Unternehmungen segnen und seine Gnade auf das teure Kind ausdehnen, damit es aus Ihren glücklichen und seltenen Talenten Nutzen ziehe.

Am 25. Juni schrieb *Baron de Montolieu*, der in die Schweiz zurückgekehrt war, von *Thunstetten* aus einen äußerst schmeichelhaften Brief an *Pereira*, fünf Tage später Vater *Solier* selbst ebenfalls an ihn, von *Vevey* aus, indem er ihm seine unbeschreibliche Freude über die Fortschritte seines Sohnes kundtat. Das letzte, was wir von *Pereira* über *Solier* erfahren, ist, was er in seinen „*Reflexions*“ an die Akademie schreibt (nachdem er offenbar irgendwo mit dieser Familie zusammengekommen):

Die Rechtschaffenheit, Redlichkeit, die Sittenreinheit, die er dann in der Familie seines Zöglings angetroffen habe, und die gute Harmonie, die zwischen ihr und ihm herrschte, habe er nicht voraussehen können.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß er im ganzen 12 Taubstumme unterrichtet hat, und wenden uns nunmehr nach

b) Deutschland.

Hier war es ein Pfarrer, der sich zweier taubstummer Kinder aus schweizerischen Patrizierfamilien annahm, die aber ihre vollen Namen nie öffentlich genannt wissen wollten.

1776. *Johann Ludwig Arnoldi*, geb. 25. Juni 1737 zu Gießen, gestorben 1783 zu *Großenlinden*, hatte nach Vollendung seiner Hochschulstudien in der Eigenschaft eines Hofmeisters bei einem Generalmajor von *Rabenau* dessen taubstummen Sohn *Karl* auf allerlei Weise zu unterrichten versucht, z. B. durch Tonübertragung durch die Zähne, Elektrizität usw., bis er endlich auf die richtige Sprech- und Sprachmethode kam. Als Pfarrer in *Großenlinden* übernahm er wieder die Erziehung taubstummer Kinder, worin er es wirklich zu einer Meisterschaft brachte. Geben wir ihm selber das Wort. In seiner „*Praktischen Anweisung, Taub-Stumme Personen reden und schreiben zu lehren*“ (*Gießen*, 1777), die aber eher *Berichtersattung* als *Anweisung* ist, berichtet er:

Gegenwärtig habe ich zwei mir aufs beste anbefohlene, und meiner guten Sorgfalt überlassene vornehme Personen aus der Schweiz. Die eine ist ein junger Herr von 15 Jahren. (*Es war ein R. M.*) — Ein Genie, das seines gleichen suchen dürfte, wenn er nicht in seiner zartesten Jugend, ehe er noch die Sprache fassen konnte, das Gehör durch die so schädlichen und so viele gänzlich hinrichtenden Kinderpocken verloren hätte. Bei dem ersten Anblick sieht man es diesem überaus schön gewachsenen Jüngling an, daß sein Körper durch eine große, allzeit tätige Seele regiert wird. Seinen Verstand und seine davon abhängenden Einsichten in Dinge, die seiner Beurteilung fähig sind, und durch deutende richtige Beschreibungen so deutlich zu erkennen, daß man ihn gar bald verstehen und seine Gedanken daraus abnehmen kann. Sein scharfes, oft von mir wahrgenommenes Nachdenken, seine öfteren Erinnerungen des Vergangenen, seine lebhaften Vorstellungen des Gegenwärtigen geben eine Seele zu erkennen, die etwas mehr als gemeine Eigenschaften einer vernünftigen Seele hat.

Die andre ist ein wohlgebildetes Frauenzimmer von 18 Jahren (*Es war eine v. T.*) welche in ihrer Jugend durch einen harten Fall unglücklicher Weise ihr Gehör verloren hat. Anfänglich hielt ich diese Person, die von einem edlen, vortrefflichen Charakter und vornehmen Geschlechte ist, meines Unterrichts nicht fähig. Ihr beständig nur zu stilles und in sich gänzlich gekehrtes, tief sinniges Wesen ließ mich fürchten, daß sie wenig oder gar keine Progressen bei mir machen würde. Allein meine Freude ist nun um so viel desto größer, da ich jetzt finde, daß ich mich gänzlich in meiner Vermutung von ihrer Unfähigkeit, etwas lernen zu können, betrogen habe. Ich sehe bei ihr den täglich glücklicheren Erfolg meiner Bemühungen, und der schon oft meine ganze Erwartung übertroffen hat.

Meine oben erwähnte mir einmal gewählte Lehrart habe ich mit beiden mir anvertrauten Personen anfänglich gleich eingeschlagen und habe mich zu ihrem Unterrichte an dieselbe, als die meiner ganzen Ueberzeugung nach beste, bisher gehalten. Ich weiß nicht, wie lange ihre vornehmen Eltern gesonnen sind, sie mir zu überlassen, daher wagte ich, um keine Zeit zu verlieren, keine Versuche, die man, um das Gehör etwa wieder zu gewinnen, sonst anwendet. — Daß mir diese Versuche bekannt sind, habe ich, deucht mich, oben sattem gezeigt. Ueberdem waren an beiden mir zugeschickten Personen schon die besten Versuche vergebens gemacht worden; denn dies läßt sich von den berühmten Aerzten, die in der Schweiz sind, und der zärtlich großen Vorsorge der Eltern dieser mir anvertrauten Personen nicht anders erwarten.

Aus meinem Tagebuche, welches ich als Lehrer von dem, was mir auch nur auf die entfernteste Weise bei meinem Unterrichte, den ich meinen Taubstummen erteile, aufstößt, halte, will ich, anstatt mich, was meine Lehrart betrifft, zu wiederholen, aufmerksamen Lesern ein und das andere mitteilen. Wer Beobachter genug ist, gelangt von einer Entdeckung zur andern, und seine Entdeckung andern mitteilen zeigt von Uneigennützigkeit und gewinnt uns oft, auch ohne unsere Erwartung, Freunde, die wir immer uns wünschen. Der junge Herr, dessen Namen ich hier deswegen, weil ich seines vornehmen Herrn Vaters Einwilligung zur Bekanntmachung noch nicht eingeholt habe, verschweige, kam um einen Monat früher zu mir, als das Fräulein, eine um etwas entferntere Landsmännin von ihm. Ich will daher erst von ihm reden.

Gleich nach meiner Ankunft bemerkte ich an ihm alle diejenigen Eigenschaften, die ich von Personen seinert Art schlechterdings notwendig erfordere, wenn sie von meinem Unterrichte Nutzen und Vorteil ziehen wollen. Ich verweise meine Leser auf das, was ich schon oben von ihm gesagt habe, zurück und Sie werden mir glauben, daß ich aus Ueberzeugung und Gewissen gehandelt habe, wenn ich durch meine gegebenen Versicherungen sogleich alle gute Hoffnung, die man seinetwegen schon nach einer vorher mit mir geführten Korrespondenz gefaßt hatte, aufs beste und nachdrücklichste unterstützte.

Der erste Auftritt: Er sah sich bei mir gleichsam in eine andere Welt versetzt und schien empfindlich darüber zu sein, daß seiner Freiheit durch mich und meinen Unterricht ein Zwang sollte angetan werden. Inzwischen erwarb ich mir doch gar bald durch Leutseligkeit und ein beständig liebereiches Betragen gegen ihn, welches ich, um einigen Zugang zu dem Herzen solcher Personen zu bekommen, für unumgänglich notwendig halte, seine ganze Liebe und Zutrauen. Ich gab ihm nach und gebe ihm auch jetzo noch nach, wo ich es kann und mir es keine höheren Pflichten verbieten. Seinen Wünschen, wenn sie auf erlaubte Dinge gehen, suche ich zuvorzukommen und ihre Erfüllung bleibt für ihn eine Art der Belohnung.

Für jede Bereitwilligkeit, mir und meinen Anweisungen zu folgen, gab ich ihm sogleich meinen ganzen Beifall zu erkennen und lauerte ihm sozusagen die Augenblicke ab, wo er mir, meinen Unterricht anzunehmen, nun geneigt zu sein schien. Durch diese ohnsträflichen kleinen Kunstgriffe legte ich unvermerkt dem nicht geringen Stolz auf seine Freiheit ein Gebiß an und lenkte ihn dahin, daß er auch zuletzt gerne meinen Unterricht annahm.

Dann gibt Arnoldi eine kurze Anleitung, wie man gewissen Fehlern, besonders der ungeschulten Taubstummen, begegnen könne, und fährt fort:

Weil sie den Nutzen der mit ihnen vorzunehmenden Unterweisung unmöglich sogleich überdenken und einsehen können, so beobachte man die nie genug zu beobachtende Vorsicht, sie zu Anfange nicht gleich zu sehr anzustrengen. Wollte man aus irgend einem Mangel der allzu nötigen Klugheit gegen diese Vorschrift den ohnehin schweren Anfang der Unterweisung sogleich mit äußerster Strenge machen, so würde der nächste schlimme Erfolg davon sein, daß man einen Widerwillen in die Seele des Lehrlings brächte, der nachgehehnd schwer wiederum zu heben sein würde. Der Lehrling wird hartnäckig und entzieht sich aller Unterweisung auf einmal und gänzlich.

Man unterbreche die Unterweisung, kürze sie ab und tue, was die Regeln der Klugheit bei irgend einer verspürten Ermüdung oder sich zeigendem Mangel der Aufmerksamkeit seiner Lehrlinge an die Hand geben. Auch während

der Lehrstunden nehme ich gar oft unvermerkt meine Zuflucht zu Dingen, die meinen Lehrlingen nun eben reizender sind und nichtsdesto weniger für sie nützlich sein können, komme dann auf meine Unterweisung, die ich eben angefangen hatte, zurück und erreiche meine Absicht. So suche ich ihre Aufmerksamkeit wieder zu gewinnen, indem ich ihnen etwas vorzeichne, bald weise ich ihnen Gemälde und schöne Kupferstiche, bald führe ich sie zu der Drehbank, bald gehe ich mit ihnen in Gärten und Felder, gestatte ihnen, daß sie sich mit Fisch- und Vogelfangen belustigen, oder dieser oder jener Feldarbeit und nützlichen Beschäftigungen zusehen etc.

Nach diesen untermischten unschuldigen Zerstreungen, die recht genutzt, mir immer noch vorteilhaft und meinen Untergebenen lehrreich, sowie für ihre Gesundheit zuträglich gewesen sind, erneuere ich die nähere Unterweisung wieder, und bringe sie zu mehrerem Anhalten und Dauer.

Die Neugierde ist ein Wohltäter, besonders bei jungen Leuten ohne Zurückhaltung sich stark äußernder Trieb. Diesen recht zu benutzen, erfordert die Klugheit der Lehrer. So reize ich zum öftern die Neugierde meiner taubstummen Personen, dasjenige zu erfahren, was mir entweder erzählt oder von irgend jemandem, wenn sie bei dem Empfange des Briefes gegenwärtig sind, geschrieben wird, oder was in Büchern steht, die ihnen äußerlich schon so sehr gefallen, und die ich mit so vieler Aufmerksamkeit lese.

Da es mir um einen täglich größeren Fortgang in meiner einmal angefangenen Unterweisung zu tun ist, so darf ich auch oft den, andern auch noch so geringe scheinenden, mir nun vorkommenden Umstand, nicht ohne ihn zu benutzen, vorbei gehen lassen.

Das Alphabet lernte der junge Herr in einigen Wochen, obgleich einige Buchstaben nicht so vollkommen deutlich wie die andern aussprechen. Ziemlich verständlich sprach er aber auch diese, da das schon von mir erwähnte Fräulein ankam. Durch eine tägliche und an jedem Tage öftere Wiederholung brachte ich es durch die Anweisung, wie er seine Zunge gebrauchen müßte, denn zu derjenigen Fertigkeit, von welcher ich mir die gewisse Aussprache der Silben, Wörter, ja ganzer Redensarten versprechen konnte.

Es war nötig, anfänglich eine Auswahl derjenigen Wörter zu machen, die mir die leichtesten zu sein schienen, diesen folgten, der natürlichen Ordnung gemäß, die etwas schwereren und so komme ich zu den schwersten. Alle Wörter, so wie er sie aussprechen lernte, schrieb ich so sorgfältig auf, zeichnete bei jedem Worte die dadurch anzuzeigende Sache und ließ sie ihn öfters aussprechen.

In kurzer Zeit drückten sich diese einzelnen Wörter so fest seinem Gedächtnisse ein, daß er sie bei jeder Gelegenheit, die sich uns darbot, ohne Anstoß hersagte und nun auch seiner Zeichensprache allmählich zu entsagen anfang. So bald er ein Wort aussprechen konnte, deutete er die dadurch bezeichnete Sache nicht mehr, wie sonst seine Gewohnheit war, mühsam ab. Er vergnügte sich an dieser weit leichteren Art, sich verständlich zu machen und man sieht, wie sehr er sich freuet, wenn andere ihm zum Beispiel sogleich den Schlüssel herbeibringen, wenn er ihn fordert. Er spricht jetzt eher zehnmal ein Wort, als daß er es einmal andeuten sollte. Er wiederholt, wenn er allein ist, und sogar nachts im Bette die Wörter, die er kann; so sehr findet er Belieben am Aussprechen.

Mit dem Sprechen verbinde ich unzertrennlich das Schreiben der Wörter und da ich gleich von dem ersten Augenblicke seines Aufenthaltes bei mir seine Augen auf auf meinen Mund gewöhnt habe (wie er denn auch dieses bei andern schon zu tun gewohnt ist), so sehe ich, sein Herr Aufseher, und viele meiner Freunde mit mir, es be-

ständig zu unserm größten Vergnügen, daß er imstande ist, alles dasjenige niederzuschreiben, was ich ihm vorsage.

Nach meiner Lehrart, die zur andern Zeit, wie ich schon erwähnt habe, vollständig erscheinen wird, habe ich es denn nun durch göttliche Hilfe so weit gebracht, daß er nach einem genossenen halbjährigen Unterrichte ziemlich verständlich lesen konnte. Er ist imstande, mir alles nachzusprechen, was ich ihm vorsage, ausgenommen die Wörter, die sich mit „zw“ anfangen, die ihm im Nachsprechen, wie ich noch immer finde, sehr sauer werden. Sein besonderer Lusten zum Reden macht, daß er nicht nur eine Menge einzelner Wörter bei vorkommenden Gelegenheiten aus eigenem Antriebe vorbringt, sondern er läßt auch oft, zu einer nicht geringen Verwunderung der Umstehenden, ganze Redensarten ziemlich verständlich von sich vernehmen. So sagt er z. B. ganz deutlich: „Putz' das Licht“ — „ich bitte um Wein“ — „Ich bitte um Brot“ — „Ich bitte um Wasser“ — „um Fleisch“ — „um Butter“ — „ich danke“ — „putz' die Nase“ — „wie viel Uhr ist es“ u. dgl. noch weit mehrere.

Durch Hilfe meiner nur kurz berührten Methode, die nicht im bloßen Schreiben, sondern auch Sprechenlernen besteht, wird es, wie mich deucht, jedem Verständigen einleuchtend sein, wie ein taubstummer Mensch zum Lesen eines Buches gelangen kann. Jedoch berge ich nicht, daß sich auch hier noch große, ja die allergrößten Schwierigkeiten äußern. Wir können eine Sprache wohl lesen, aber vom Lesen auf das Verstehen der Sprache läßt sich noch kein Schluß machen. Man kann dieses bei der Erlernung einer jeden fremden Sprache wahrnehmen. Einzelne Wörter begreifen sich auch wohl noch leicht, aber der Verstand und der richtige Verstand ganzer Redensarten kostet schon mehrere Zeit und Anstrengung. Es würde wohl zu mühsam, oft aber auch bei aller Mühe unmöglich sein, einem, der liest, um zu verstehen, alles durch Zeichnungen genau begreiflich zu machen, — mithin ist es gut und auch sehr nötig, um Zeit zu gewinnen und sich der Mühe zu überheben, daß man diejenigen Stellen des Schriftstellers, der gelesen wird, bei denen es sich tun läßt, durch die Handlung selbst vorstellt und dadurch begreiflich zu machen, bemüht ist.

Bisweilen geschieht es, daß wir bei dem Unterrichte nicht sogleich und einen Satz auf der Stelle zu erklären imstande sind, und nun muß man seine Hoffnung, ihn erklären zu können, nicht gleich aufgeben. — Verlassen uns die gewöhnlichen Hilfsmittel, so müssen wir unsere Zuflucht zu anderen nehmen, die Gelegenheit, die sich uns ein andermal darbieten kann, erwarten und, wenn sie sich uns darbietet, ergreifen. So wollte z. B. mein junger Eleve den Strumpfweber, den er nun dem Namen nach kannte, und seine Hantierung, die er in Kupfer gestochen erblickte, näher erklärt wissen. Gleich auf der Stelle konnte ich ihm keine so vollständige Erklärung geben, wie er sie verlangte. Ich führte ihn aber einige Tage hernach in die Werkstatt des Strumpfwebers und nun sah er an der Maschine näher, was ich ihm vorher nicht beibringen konnte, und ich war imstande, ihm zu seiner Befriedigung so alles zu erklären, wie er es wissen mußte.

Wer sich mit dieser Art der Unterweisung beschäftigen will, muß oft seinem Vergnügen und seiner Bequemlichkeit entsagen und darf es sich nicht verdrießen lassen, seinen Unterricht bei allen vorkommenden Gelegenheiten fortzusetzen. Ich gehe mit meinen Untergebenen in die mir nahe gelegene Stadt Gießen, ich bringe sie in Gesellschaften, führe sie auf die öfters zu Gießen gehaltenen Jahrmärkte, an den Kramläden und Buden, wo ihnen unbekannt Gegenstände zu sehen vorkommen, herum und

so bieten sich mir mannigfaltige Gelegenheiten dar, recht fruchtbar in meinen Unterweisungen zu werden. Bisweilen nutzt mir ein einziger Spaziergang zum besten meiner Lehrlinge mehr als ganze Tage es tun würden, wenn ich, mit ihnen eingeschlossen, sie auch ununterbrochen zu ihrem Unterrichte anwenden wollte. Ueberdem ist die mäßige Bewegung so nötig zu ihrer Gesundheit, als es die Abwechslung und Veränderung ist, um bei ihnen die Liebe zum Lernen zu erhalten.

Man sollte denken, es müsse leichter sein, die Taubstummen dahin zu bringen, daß sie ihre Gedanken eher schriftlich und besser mitteilen könnten als mündlich. Allein meine gehabten Erfahrungen streiten dagegen. Schreibt man ihnen einen Gedanken auf und man schreibt ihnen denselben, auch wenn man schon glaubt, ihn recht deutlich gemacht zu haben, oft hin, so lernen sie zwar endlich eben diesen Gedanken maschinenmäßig nachschreiben und doch findet man, daß sie ihn bei sich darbietender Gelegenheit nicht gehörig anwenden. Ihre Aufmerksamkeit lenkt sich beim bloßen Schreiben größtenteils nur auf das Vorgeschriebene und selten auf den eigentlichen Verstand der vorgeschriebenen Sache. Gemeinlich geht es hier wie bei der Abkopierung eines Gemäldes, das man gerne treffen will. Auf Veranlassung dessen, was Herr Sup. Lasius davon in den Druck gegeben hat, habe ich auch damit die Probe gemacht und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich mit bloßen Schreibübungen wenig oder gar nichts habe ausrichten können, ob ich gleich meine Eleven viele Tage hinter einander immer die nämlichen Redensarten hinschreiben ließ.

Es kommt mir daher ganz unbegreiflich vor, wie man in einigen Journalen von dem Herrn Kantor Heinecke zu Eppendorf bei Hamburg (*Heinicke gründete die erste Taubstummenanstalt Deutschlands in Leipzig im Jahr 1778.*) hat behaupten können, daß er Taubstumme binnen sechs Wochen dahin gebracht hätte, daß sie imstande gewesen wären, seine ihnen vorgelegten Fragen schriftlich zu beantworten. Herr Heinecke wird, wie ich hoffe, selbst zu bescheiden sein und eingestehen, daß dieses, ohne ein Wunder zu setzen, nicht wohl angehe. Man nehme nur einen Menschen, der den Gebrauch seiner fünf Sinne hat, und erteile ihm den Unterricht, eine fremde Sprache zu lernen, und ich wette, daß man ihn in einer so angemessenen Zeit noch dahin nicht bringen werde, daß er alle in der von ihm zu erlernenden Sprache ihm vorgelegten Fragen gleich und fertig zu beantworten imstande sein sollte. Eine Frage beantworten setzt immer Kenntnis und Wissenschaft von der Sache, nach der gefragt wird, voraus. Was weiß ein Taubstummer? Nichts, als was er entweder gesehen oder wovon er durchs Gefühl Nachricht erlangt hat. Doch das will ich gerne zugeben, daß man einem Taubstummen maschinenmäßig gewisse Fragen zu beantworten leicht beibringe. Der Papagei spricht Wörter aus, die man ihm auf diese Art beibringt, allein ob der Taubstumme die die ihm vorgelegten Fragen verstehe, — dies ist der wichtige Punkt, welchen ich Hrn. H. zur Entscheidung überlasse. Es gibt eine Art stummer Leute, die ohne weitere Unterweisung imstande sind, ihre Gedanken schriftlich zu erteilen, und das sind diejenigen, die nicht sowohl taub und stumm geboren sind, als vielmehr durch schlimme Zufälle, Lähmung in der Zunge oder auf eine andere Art das Vermögen zu sprechen eingebüßt haben. Solche Personen wissen einmal die Sprache, verstehen, was sie lesen, können, ihrer völligen Beurteilungskraft fähig, auf das, was ihnen gefragt wird, antworten. Vielleicht hat Heinecke Personen von dieser Art in seiner Unterweisung gehabt und durch deren Veranlassung seinen gefälligen Freund bewogen, die erste ihm nur zu günstige Nachricht zu verbreiten, die nachgehende andere

Zeitungsschreiber aufgenommen, und welche dadurch nicht sowohl mich als diejenigen, die darüber nicht weiter nachdachten, in Erstaunen gesetzt haben.

Ich behaupte daher, daß alle diejenige, welche von Jugend auf gehörlos gewesen, ohne ein Wunder anzunehmen, ohnmöglich eine Sprache so lernen können, daß sie die ihnen vorgelegten Fragen binnen 6 Wochen schriftlich zu beantworten imstande sein sollten. Wäre dieses möglich, so würde ich gewiß mit meinem jetzigen Herrn Eleven die Probe zu machen imstande gewesen sein, weil er ein Genie zeigt, dem wenige beikommen.

Seit 6 Monaten Unterricht hat er es bei mir unter göttlichem Beistande so weit gebracht, daß er einige tausend Nennwörter (Substantiva) hersagt, sie dekliniret, aus dem Singulari den Pluralem formirt, mir alles nachspricht, was ich ihm vorsage, und so auch alles hinschreibt, was ich ihm in die Feder diktire. Von vielen Zeitwörtern (verbis) kann er den Infinitivum angeben und fängt an, die Wörter zu erklären, die ihm in vorgelegten Büchern aufstoßen.

Ich mache daher den ganz richtigen Schluß, daß, wenn ich diesen Herrn ferner zu unterweisen, mit gleichglücklichem und nunmehr zu hoffendem Erfolg fortfahre, daß er es gewiß dahin noch bringen werde, Bücher verständlich zu lesen, seine Gedanken schriftlich aufzusetzen und das meiste zu reden.

Außer diesem jungen Herrn unterrichtete ich noch, wie ich schon gesagt habe, ein Frauenzimmer von Stande. Ihr Charakter ist so vortrefflich, als man sich ihn nur wünschen kann. Sechs bis acht Wochen lang stand ich in der Ungewißheit, ob ich etwas mit ihr auszurichten imstande sein würde, und alle, die die Neugierde zu mir trieb, wollten behaupten, daß dieses Fräulein einen Mangel am Verstande hätte. Ihr unverdrossener und anhaltender Fleiß verursachte indessen, daß ich den Mut nicht sinken ließ und ununterbrochen mit ihr fortarbeitete. Da ich bei ihr mehr Lusten zum Schreiben als zum Sprechen verspürte, so war meine erste Absicht, sie nur dazu anzuführen, daß sie bloß schriftlich ihre Gedanken zu eröffnen lernen sollte, und ich schlug daher mit ihr die Lehrart des Herrn Superintendenten Lasius ein. In dieser Absicht ließ ich sie beständig diejenigen Wörter schreiben, wovon ich ihr den Begriff hingezeichnet hatte, und ich erstaunte, daß sie in kurzer Zeit mit der Feder eine Menge Wörter fassete. Endlich gab sie selbst ein Verlangen zu erkennen, das Geschriebene lesen zu lernen. Ich mußte ihr daher den nehmlichen Unterricht erteilen, der dem jungen Herrn täglich gegeben wurde.

Und wie groß war mein Vergnügen, als ich in einigen Monaten sahe, daß sie fast eben die Fertigkeit sich im Lesen erwarb, welche der junge Herr bereits darinnen erlangt hatte.

Nun war ich daher imstande, beiden einerlei Lektionen zu erteilen, und jetzt beeifern sich beide um die Wette, sie suchen eines das andere zu übertreffen; eines korrigiert das andere, erinnert es an dasjenige, was ihm entfallen ist und so ist eines dem andern zum beiderseitigen großen Nutzen dasjenige, was ich nach Gewissen und Pflicht für beide sein muß. Merkwürdig ist es, daß beide sich nach ihrer Sprache, die eines dem andern abgelernt hat, ganze Stunden lang unterhalten und sich wechselweise dasjenige erzählen, was sie gesehen haben.

Weil das Fräulein besonders ein vorzügliches Belieben am Schreiben findet, und sich zu Hause darin beständig übt, so hat sie es wirklich nach meiner Anweisung darinnen schon so weit gebracht, daß sie Briefe an ihren Herrn Vater und andere gute Freunde schreiben kann. Sie sind zwar noch in keinem Zusammenhange und in keiner grammatikalischen Ordnung, aber doch so beschaffen, daß man sie füglich verstehen kann. Ich will nur einige Proben hier einrücken:

Lieber Papa!

Ich Geld haben. Kaufen Band, Rock, Handschuhe, Hemder, Schweschnallen, Ringe. Daniel Arnoldi geben Tahler, Friederikel kaufen Popi, gut Kind. Ich grüßen dich Bruder. Kommen sehen. Ich schreiben ich lernen. Ich Hände küssen. Ich lieber Papa.

Großblinden, den 20. Mertz 1776.

treue Tochter E. T.

Lieber Bruder!

Ich schreiben Brief. Ich fleißig du schön, gut. Ich lernen fleißig. Ich gut. Ich sprechen Kopf guten Morgen lieber Papa. Ich großenlinden danken Kopf dich und lieber Papa. Herr Arnoldi mein lieber Papa. Ich Briefschreiben küssen Kopf. Ich grüßen Jungfer Sprecher. Ich kommen. Ich lieber Bruder.

Großblinden, den 2ten April 1776.

Treue Schwester E. T.

Siehet man hieraus nicht so viel, daß sich die Gedanken hinlänglich in diesem Fräulein entwickeln, und daß es hieraus etwas ganzes geben kann? Freilich sind es nur einzelne Wörter, Bruchstücke, die nicht gehörig sind, und so, wie sie es sein sollten, aneinander und nebeneinander gesetzt sind. Wer kann aber in dieser kurzen Zeit mehr von ihr fordern? Von der Konjugation der Zeitwörter weiß sie anjetzo weiter nichts, als wie bei einigen der Infinitivus formirt wird. Da sie aber jetzt eben conjugieren lernt, so wird es gewiß keine sechs andere Monate Zeit erfordern, so wird sie einen ziemlich guten Brief aufzusetzen und zu schreiben imstande sein. Von ihrem ganz außerordentlichen Fleiße verspreche ich mir den besten Erfolg.

Auch von dem männlichen Zögling Arnoldi, R. M., seien Briefe wiedergegeben, der erste und letzte fast jeden Jahres von 1776–1780.

Ich danke. Geld komm her. R. M. sagen: Ihr gehorsamer Diener, lieber Grosherr. Ich komme, Kutsche, zwey Pferde und lieber Herr Pfarrer Arnoldi. Küssen die Hände, lieber Grosherr, viel. Ich, Buch geben, Buch mahlen, viel. Sehen Kuh, Hirsch, Löwe, Haus, viel, blau, roth, gelb, weiß. R. M. mahlen viel. Herr Pfarrer Arnoldi mahlen viel. Herr Pfarrer Wenger mahlen nicht. Herr Pfarrer Wenger schreiben viel.

Großenlinden, den 10ten Sept. 1776.

Ihr gehorsamer Diener R. M.

Dieses war nach einem Unterricht von sieben Monaten der erste Brief, bemerkt Arnoldi.

Lieber Bruder!

Komm her, lieber Carl Ludwig. Schlitte fahre. Es schneiet. Es ist kalt. Ich habe Belzhandschue. Ich habe Schellen. Wir fahren zu dem Herrn Zühl nach Gießen. Caffee trinken, Suppe essen, Wein trinken. Brandwein nicht. Bier gut. Komm her. Geld, Papa, geben viel. Ich bin in Liebe

Großenlinden, den 22ten Dec. 1776.

Dein getreuer Bruder R. M.

Meine liebe Fräulein!

Ich habe gesehen Euren kleinen Brief und gelesen. Er ist schön. Ihr seydt gut. Ich schreibe Euch auch einen Brief. Ich liebe Euch. Ihr seydt gut. Grübet Euren lieben Papa. Grübet den Herrn Superintendent Lasius. Ich habe die Ehre zu seyn

Großenlinden, den 16ten Jenner 1777.

Euer gehorsamer Diener R. M.

Liebe Mama!

Ein Mägdlein zu Großenlinden hatte geraubet einen Löffel von Silber in der Stube des Herrn Pfarrer Arnoldi. Der Philipp Schmeltz schaffte den Löffel herbey. Das Mägdlein war der Dieb, und der Vater des Mägdleins muste schlagen den Dieb auf den bloßen Podex bis das Blut kam. Oben in der Stube ist das Mägdlein geschlagen worden. Ich habe es nicht gesehen. Der Herr Pfarrer wolltens nicht erlauben. Das Mägdlein ist funfzehn Jahre alt und es wird nicht mehr stehlen. Du sollst nicht stehlen, spricht Gott in der Bibel. Ich habe die Ehre mit kindlichem Respect allstets zu seyn.

Meiner lieben Mama gehorsamer Sohn R. M.

Großenlinden, den 23. Dec. 1777.

(An seine Schwester)

Vergangenen Montag ist die Mamsel von Ts. (*seine bisherige Mitschülerin*) von Großenlinden abgereist. Die Frau von Planta, ihre Schwester, hat sie abgeholt in einer Kutsche mit zwey Pferden. Die Mamsel Ts. hat viel geweinet, als sie uns Adjeu sagte. Ich lerne allein, der Daniel Arnoldi lernt, wenn ich gelernt habe. Morgen Abend kommt die Mamsel S. aus Frankfurt, welche nicht sprechen kann und welche der Herr Pfarrer Arnoldi lehret. Gestern kam der Herr von Graverie mit dem Postwagen, welcher uns besuchte. Der liebe Herr Pfarrer Arnoldi gab im Wein und wir haben auf die Gesundheit der ganzen Schweiz getrunken. Ich bin in Liebe

Dein getreuer Bruder R. M.

Großenlinden, den 12ten Merz 1778.

Liebster Grosherr!

Ich erinnere mich, daß Sie haben eine sehr schöne Kutsche zu vier Personen und eine blaue Kutsche zu zwey Personen. Wann ich zu Ihnen komme, so will ich Sie bitten mir eine Kutsche zu schenken. Die kleine Kutsche ist vor meine liebe Eltern und sie lehnen ihnen die zwey Pferde, wenn Sie spazieren fahren wollen. Ich erinnere mich auch, daß Sie sechs Wagen und vier Ochsen haben. Sie haben auch zwey Pflüge. Wann ich nach Bern komme, so will ich meine lieben Eltern bitten, daß Sie mir kaufen ein kleines Pferd, einen Zaum und eine Pferddecke mit silbernen Borden, einen Schlitten und viele Schellen. Ich will auch um die Pistolen bitten. Ich habe die Ehre mit kindlichem Respect zu seyn

Meines lieben Grosherrn gehorsamer Grossohn R. M.

Lieber Bruder!

Leider! Es ist viel Koth, und der Schnee ist alle weg. Neulich wollte ich Schlitte fahren. Der liebe Herr Pfarrer A. war auch so gütig und ließ mir sein Pferd anspannen in den Schlitte. Allein das Pferd war dumm und fürchtete sich vor den Schellen. Wenn ich keinen Schwindel gehabt hätte, so wäre ich mit dem Herrn Berner nach Gießen gefahren und hätte mich daselbst belustiget mit Schlittefahren. Da der Schnee weg ist, so muß ich warten, bis es wieder schneiet. Ich hoffe noch zu fahren auf dem Schlitte diesen Winter. Ich habe den Schnupfen und bin sehr verstopft in der Nase. Ich muß einnehmen viel Arzney und zu Hauß bleiben, welches mir nicht angenehm ist. Lebe wohl, ich bin in Liebe allstets

Dein getreuer Bruder R. M.

Großenlinden, den 18. Dec. 1779.

Liebster Bruder!

Morgen wird der andere Ochs und die alte Mock geschlachtet. Ich will früh aufstehen und zusehen. Ich darf keinen Speck und keine Würste essen, weil ich den Schwindel

habe und noch Arzney einnehme. Vor Christtage hat der Herr Pfarrer schlachten lassen einen Ochsen und drey Schweine. Wir haben eine fette Küche, viel Fleisch und viele Würste. Morgen habe ich Veniam und lerne nicht. Uebermorgen will ich fleißig seyn, viel lernen und viel schreiben. Ich komme bald nach Hauß und bringe Dir mit viele Bilder, die ich gemahlt habe. Lebe wohl, ich bin in Liebe

Dein getreuer Bruder R. M.

Großenlinden, den 18ten Jan. 1780.

Zur Charakteristik dieses bernischen Schülers diene noch folgendes:

In einer spätern Schrift — vom Jahr 1781 — schreibt Arnoldi einmal, nachdem er von der natürlichen Trägheit der Taubstummen und von „Liebkosungen, Versprechen und Befriedigung ihres Begehrens als den glücklichsten Mitteln, diese Trägheit zu bekämpfen“, gesprochen:

Lange Zeit hat es dieser Herr (R. M.), der Einsicht und Klugheit genug besitzt, nicht glauben wollen, daß ihm der Sinn des Gehörs fehle; denn er verwechselte das Gefühl mit dem Gehör. Nach seinen Begriffen hörte er das Getös und ein starkes musikalisches Instrument durch den Bauch und nicht eher wurde er von seinem Mangel überzeugt, bis ich eins von meinen Leuten beorderte, mich vor der Stubentür zu rufen. Ich sprang plötzlich auf. Er wollte hiervon die Ursache wissen und ich fragte ihn, ob er nicht gehört, daß mich jemand gerufen hätte. Er verneinte es und nun führte ich ihn zu mir. Er sah die Person, die mich gerufen hatte, und so merkte er zum ersten Mal, daß er nicht hörte.

Ein hoher Grad von Neugierde, so dieser Herr besitzt, ist hauptsächlich das gesegnete Mittel, wodurch er in den Stand gesetzt worden ist, sowohl Geschriebenes und Gedrucktes lesen, als auch andern seine Gedanken schriftlich und in Briefen mitzuthelen. Er nahm alle Briefe, die ich empfing, und fragte neugierig nach ihrem Inhalt. Wollte er ihn erfahren, so mußte er sich bequemen, den Brief von Wort zu Wort zu lesen. Ich fing sodann an, ihm die Wörter und den Zusammenhang zu erklären. Mußte er einen Brief beantworten, so leitete ich ihn durch mancherlei Fragen auf die Antwort.

Noch bis jetzt fällt es ihm, sowie manchem Hörenden, schwer, aus dem Stegreif nach einem gegebenen Ton einen Brief aufzusetzen, und nur alsdann kommt einer zum Vorschein, wenn er ein Bedürfniß auf dem Herzen hat, welches er gern will gehoben wissen. Er schreibt und spricht am besten, wenn er aufgebracht und im Affekt ist.

Soweit Pfarrer Arnoldi.

Die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“, 1782, Nr. 37 vom 12. Sept. berichten auch über diesen Schüler und seinen Lehrer und drucken außerdem das folgende Brieflein ab:

Liebe Mama!

Die vergangene Messe hat mir geschickt der Herr Simon aus Bern schönes Tuch zu einem neuen Kleid. Ich danke Ihnen dafür herzlich. Ich bitte um Gold auf das neue Kleid. Der Herr Simon hat mir auch geschickt gelbe Pantoffeln und Blumenzwiebeln, welche mir lieb sind. Ich küsse Ihnen davor die Hand. Ich grüße meine lieben Eltern und Geschwister und habe die Ehre mit kindlichem Respect allstets zu seyn

Dero gehorsamer Sohn R. M. H.

Großenlinden, den 8. Februar 1777.

Wir wollen unsern Lesern noch über den Abschluß der Bildung und Dankesbriefe der zwei schweizerischen Taubstummen vorlegen als beredte Zeugnisse jener Zeit und als Krönung der Arbeit des wackern hessischen Pfarrers.

Denkwürdige Confirmationshandlung der taubstummen Fräulein T. mit einer Bitte an Menschenfreunde.

Am Sonntage (den 13ten Julius 1777) war zu Großenlinden eine ansehnliche Versammlung, ein Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Minister, ein Fürstl. Hessen-Darmstädtischer General, zween Superintendenten, einige Regierungsräte und Professoren von Gießen, welche sich mit vielen andern von entfernten Orten her eingefunden hatten, um der öffentlichen Confirmation einer taubstummen Fräulein, die bisher dem Unterrichte des dortigen geistlichen Herrn Arnoldi, anvertrauet war, als Ohren und Augenzeugen bey zu wohnen. Man kann sich nichts rührenderes und feierlicheres als diese Handlung gedenken. Vor derselbigen hielte Herr Arnoldi seine hier zu nächst mitgetheilte Predigt über die Worte: Der Stummen Zunge wird Lob sagen aus Jes. 35, 6. und handelte von den Trostgründen christlicher Aeltern bey den leiblichen Gebrechen ihrer Kinder. Er vergrößerte durch seine Rede die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer noch mehr auf den Gegenstand ihrer Erwartung. Nach Endigung des Liedes: Nun bitten wir den heiligen Geist etc. trat er vor den Altar und mit einem schon einnehmenden Gang und Anstande nahte sich die zur öffentlichen Prüfung und Ablegung des christlichen Glaubensbekenntnisses von ihm so gut vorbereitete Fräulein, auf welche nun die Augen aller gerichtet waren, zu ihm. Die Bewunderung und das Erstaunen einiger aus der Menge läßt sich nicht mit Worten ausdrücken; ungerührt blieb niemand und bis zu Thränen wurden fast alle bewegt, da sie die Fräulein über die wichtigsten Religionspunkte sich so ausdrücken hörten, wie es wohl tausend andere von ihrem harten Schicksale ganz freie Christen Kinder, beym völligen Gebrauch ihrer Sinnen, nach einem so kurzen (kaum 17 monatlichen) Unterricht nicht würden gethan haben. Bey der allgemein herrschenden sehr rühmlichen Stille ging dem Zuhörer auch fast kein einziges Wort von so vielen, die alle aus der Herzensfülle der jungen Christinn zu kommen schienen, verloren. Das Religionsgespräch dauerte fast bey nahe eine Stunde . . . In einer langen und anhaltenden Rede kam bisweilen, wie z. B. in den dreyen Glaubensartikeln, ein nicht so ganz vernehmliches Wort vor. Man kann aber doch nicht sagen, daß es dem, der auf die übrigen Worte, die es begleiteten, und welche von der Fräulein so deutlich vorgebracht wurden, acht hatte, unverständlich geblieben wäre. Sie kniete vor dem Altar, tat das Gelübde, Gott und ihrem Heilande treu zu bleiben, ihm zu leben und zu sterben, und so ließ sie sich die Hände ihres Lehrers und Seelsorgers, der dabey äußerst gerührt war, auflegen. Der Gottesdienst wurde mit dem bekannten Danklied: Nun danket alle Gott etc. beschlossen.

Nun vier Zeugnisse vom Jahre 1780.

Dem Examen des jungen Herrn M. habe ich auf gütiges Einladen des Herrn Pfarrer Arnoldi in Großenlinden mit vielem Vergnügen beigewohnt. Es hat derselbe auf die an ihn gethanen Fragen, sowohl aus dem Christenthume, als aus der Geographie und andern Wissenschaften, nicht allein mit größter Fertigkeit geantwortet, sondern auch zum Beweise, daß er, was er geantwortet, auch wirklich verstanden habe, uns auch seine Antworten immer noch sehr orthographisch und schön niedergeschrieben. Ja! Er hat uns sogar verschiedene willkürlich von uns an ihn gethane Fragen aus dem Stegreife geantwortet. Aus der Rechenkunst hat er uns verschiedene Exempel der Addition, Multiplikation und Subtraction ebenfalls sehr fertig ausgerechnet. Er hat das Einmaleins durchgemacht und uns zuletzt noch mit

einer selbst entworfenen schriftlichen Danksagung für die Beywohnung meiner, des Herrn Professor Schmidts und Professor Schulz bey seinem Examine beehret. Die meisten Worte, wo der Context nicht solange gedauert und ihm die Zunge ermüdet hat, und wo er sich Mühe gegeben hat, waren für uns ganz verständlich, und ich hoffe, daß mit der Zeit die Zunge immer noch geläufiger werden wird. Alles dieses kann ich mit Wahrheit bezeugen.

von Bury

(I. S.) Hessischer Regierungs- und Consistorialrath.
Gießen, den 21. März 1780.

Daß Herr M. aus Bern heute in Gegenwart des Herrn Regierungsrath von Bury, des Herrn Professor Schultz und meiner alle Fragen, so ihm der Herr Pfarrer A. aus der Religion und Geographie vorgelegt, auf eine befriedigende Art geantwortet, auch im Rechnen und Schreiben gute Fertigkeit bewiesen, in der Deutlichkeit der Pronunciation aber und der Aufklärung des Verständnisses unstreitig durch einen noch einige Zeit fortgesetzten Unterricht eines so guten Lehrmeisters noch ungemein gewinnen könnte, solches attestiere hierdurch.

Großenlinden, den 8ten März 1780.

D. Christ. Henr. Schmidt,
Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Gießen.

Ich bin ein Zeuge der Prüfung gewesen, welche Herr Pfarrer Arnoldi in Gegenwart verschiedener würdiger Männer aus Gießen mit Herrn M. aus der Schweiz gebürtig, der seit fünfthab Jahren seines Unterrichts für Taubstumme genossen, angestellt, und attestiere, daß Herr M. die ihm vorgelegte Fragen aus der Religion und Erdbeschreibung ziemlich vernehmlich beantwortet, auch seine Gedanken schriftlich gut ausgedrückt, nicht weniger von Kenntniß der Rechenkunst Beweise angelegt habe.

Gott mache diese mühsam erworbene Erkenntniß seines Wesens und der ihm schuldigen Pflichten bey diesem jungen Herrn lebendig und erfülle die Erwartung seiner lieben Eltern von ihm vollkommen.

Großenlinden, den 5ten May 1780.

Vietor, Pastor daselbst.

Ich bin bei der Prüfung des Herrn M. aus der Schweiz, die dessen Lehrer, der Verdienstvolle Herr Pfarrer Arnoldi in Großenlinden zum Beweiß seiner erlernten Sprachgabe und Kenntnisse mit ihm angestellt hat, gegenwärtig gewesen und habe mich mit eigenen Augen von den Progressen überzeugt, die der junge Mensch in beyden dem unermüdeten Fleiße und der seltenen Geschicklichkeit des Herrn Pfarrers Arnoldi zu danken hat. Da ich nicht allein ehemals der öffentlichen Prüfung des auch taubstummen schweizerischen Fräuleins, die der Herr Pfarrer gleichfalls unterrichtet hat, beigewohnt, sondern auch vor einem halben Jahre das ähnliche Institut des berühmten Herrn Heinecke in Leipzig gesehen habe, so hoffe ich, man wird mir die Eigenschaften eines sorgfältigen Beobachters und nicht unfähigen Zeugen gerne zugestehen.

Gießen, den 15ten April 1780.

Schultz.

Noch ein eigenhändiges Schreiben des scheidenden „Herrn Eleveln“ R. M.

Liebster Papa!

Ich bin gestern den 8ten März examiniert worden oben in der Stube. Der Herr Regierungsrath von Bury, der Herr Professor Schultz, der Herr Professor Schmidt und der Herr Pastor Vietor waren da und haben gehört,

was ich gelernt habe bey dem lieben Herrn Pfarrer Arnoldi. Ich bin examiniert worden aus der Religion, aus der Geographie und aus der Rechenkunst. Ich bin wohlbestanden und die Herren haben mich sehr gelobt. Die Madame Arnoldi hat ein sehr schönes Tractement gemacht. Die Herren sind auf Kosten des Herrn Pfarrer A. geholet worden in einer Kutsche mit 4 Pferden. Ich bin sehr vergnügt und recht gesund. Ich habe die Ehre mit kindlichem Respect zu seyn
meines lieben Papas gehorsamer
und dankbarer Sohn R. M.

Großenlinden, den 9ten März 1780.

Wohlehrwürdiger, insbesondere Hoch- und Wohlgelehrter Herr Pfarrer!

Den 26ten May langte ich mit Herrn Berner, Gott sey Dank! auf Bern glücklich an und hatte die Freude, meine lieben Eltern, Großherrn und Geschwister gesund anzutreffen. Ich denke oft an Sie, mein lieber Herr Pfarrer und danke Ihnen herzlich vor die viele Güte, Sorgfalt und Mühe, so Sie vor mich gehabt. Ich will allezeit beten: O lieber Gott, erhalte in allem Wohlseyn den werthen Herrn Pfarrer und segne ihn sammt seinem ganzen Hause. Mir ist sehr wohl zu Holligen, auf dem Landgut meines lieben Großherrn. Die Mama macht mich zu repetieren, was ich bey Ihnen gelernt habe. Ich sage ihr aber oft: So hat es der Herr Pfarrer gemacht. Darf ich hoffen, daß Ew. Wohlehrwürden mir einen Brief schreiben werden? Solches würde eine wahre Freude für mich seyn, besonders wenn mir Derselbe Dero bestes Wohlseyn ankündigt. In dieser angenehmen Erwartung bitte noch, mein lieber Herr Pfarrer, meine verbindliche Grußcomplimente an die Madame und Mamsel Arnoldi wie auch an die Mamsel von Meding (*eine taubstumme Schülerin Arnoldis*) und Dero ganzen werthen Familie anzunehmen und versichert zu seyn, daß ich die Ehre habe, mit wahrer Hochachtung und Dankbarkeit zu verbleiben

Meines Hoch- und Wohlehrwürden Herrn Pfarrers
gehorsamer Diener R. M.

Holligen, den 9. Juni 1780.

Anm. Sein hochgeehrtester Herr Vater fügte diesem Brief folgende R. S. bey:

Dieser Brief ist ein Zeichen der Dankbarkeit meines Sohnes und auch der unsrigen, für die ihm Ew. Wohlehrwürden bezeugte viele Liebe, Gedult und der zu seinem Unterricht genommenen ununterbrochenen Bemühungen etc.

Hochwohlehrwürdiger, insbesondere hochgelahrter
Herr Pfarrer!

Da ich vernommen, daß Herr Simon die Reise nach Frankfurt vornehmen wird, so will ich diese Gelegenheit ergreifen, Ihnen mein werthester Herr Pfarrer, einen Brief zu übersenden, um Sie zu versichern, daß ich mit Freude und Dankbarkeit allezeit an Sie gedenke, und Ihre Liebe und gütigen Gesinnungen gegen mich mir stets schätzbar und angenehm seyn wird, so wie Ihre überaus freundschaftliche Zuschrift nicht minder für mich gewesen ist. Ich war aber sehr bestürzt, die Krankheitsumstände sowohl Ew. Wohlehrwürden, als der ganzen Familie dadurch zu vernehmen. Gott wolle, daß solche sich jetzt in das beste Wohlseyn verwandelt haben und Ihre allseitige schätzbare Gesundheit sich bis auf die spätesten Zeiten erhalten möge. Der liebe Papa, welcher gegenwärtig an einem Flußfieber krank ist, hat mir (falls ihm unmöglich wäre selbst zu schreiben), aufgetragen, meinem lieben Herrn Pfarrer nebst seinem Complimente den verbindlichsten Dank abzustatten für den gütigen Antrag, so Sie ihm gemacht haben, fernere

Anweisungen zu geben, wie ich in dem Lesen der Bücher vollkommen tüchtig gemacht werden könnte; dieses würde freylich mir zu dem größten Nutzen gereichen, allein jetzt ist meine liebste Beschäftigung, ein großes Vogelgarn zu stricken, das ich künftig zu einem Finkenhauß brauchen will, welches der Papa mir will bauen lassen, und davon ich mir große Freude mache.

Das Angedenken der lieben Personen, von denen Sie mir in Ihrem geehrten Schreiben Meldung thun, ist mir sehr angenehm. Ich bitte Ew. Wohlehrwürden, denenselben auch meine freundschaftliche Empfehlung zu vermelden. Die Mama hat mich wacker gebalget, daß ich meinen Ring nicht dero Frau Gemahlin zurück gelassen habe. Ich schließe ihn hiermit in diesem Brief ein, und ersuche Sie, denselben als ein kleines Zeichen meiner Liebe anzunehmen, nebst meinem verbindlichsten Complimente, wie auch an Mamsel Arnoldi und Mamsel von Meding. Die werthe Jugend küsse ich auch zärtlich und habe die Ehre allstets mit dankbarer Hochachtung zu verbleiben

Hochwohlehrwürdiger, insbesondere hochgelahrter
Herr Pfarrer

Holligen, Dero gehorsamer Diener R. M.

den 23. August 1780.

Anm. Dieses liebevolle Schreiben war mit einem Brief von seinem edelmüthigen Herrn Vater, voll gnädiger Gesinnungen gegen mich begleitet, welchem ein kostbares Geschenk von großem Werth beygefügt war.

Dieser Jüngling hat Arnoldi über 4 Jahre im Unterricht gehabt. Konfirmirt wurde er an Ostern 1780 zu Allendorf im Hüttenberge. Später heißt es von ihm, daß er viele Heiratsanträge zurückzuweisen hatte.

Weil es — wie jetzt noch hie und da, besonders bei gebildeten Ständen — als eine Schmach und Schande oder wenigstens als ein fein zu verbergendes Unglück angesehen wurde, ein Taubstummes in der Familie zu besitzen, durften die Namen der zwei Zöglinge Arnoldis nirgends veröffentlicht werden. Erst später zutage getretene Urkunden verraten dieselben.

Der Schüler „R. M.“ war R. v. Mutach, ein Sohn des Staatsschreibers von Mutach in Bern (getauft am 17. April 1729 und gestorben am 27. Januar 1793) und seine Mitschülerin „E. T.“ war Elisabetha von Tscharner, Tochter des Bundespräsidenten und Bürgermeisters Johann Baptist von Tscharner in Chur. Im Familienarchiv des letzteren Geschlechts fanden sich viele bisher noch ganz unbekannt Briefe von Pfarrer Arnoldi an den Vater seiner Schülerin. Weil sie einen höchst wertvollen ergänzenden Beitrag zur Kenntnis Arnoldis und seiner Methode bilden, seien sie in ihrem Wortlaut abgedruckt. Die der damaligen Zeit und Sitte entsprechenden untertänigen und weitschweifigen Anreden und Schlußformeln lassen wir vom zweiten Brief an weg. Im Manuskript Unleserliches ist durch Punkte angedeutet.

Nebenbei sei bemerkt, daß J. B. von Tscharner Freund von Heinrich Zschokke war, der ja zur Zeit der napoleonischen „Helvetik“ Graubünden eine Zeit lang regiert hat.

Großenlinden bey Gießen,
den 29. April 1775.

Hochwohlgebohrener und Hochgelahrter
Herr Praesident und Bürgermeister!
Hochgeehrtester Gönner!

Ew. Hochwohlgebornen geehrteste Zuschrift vom 18ten feb. h. a. habe erst den 26ten April erhalten und schließe hieraus, daß der Bericht auf irgend einer Station muß liegen

geblieben seyn. Ich erwiedere in schuldigster Antwort, daß die Nachricht von mir wegen dem Unterricht der Stimm und Taubgebohrnen gegründet ist und daß dieselbe ohne mein Wissen durch eine besondere Direction Gottes dem Publico ist bekandt gemacht worden. Wie es durch göttliche Fügung öfters geschieht, daß ein kleines Lichtlein auf den goldenen Leuchter gesetzt wird und Gott auf die Niedrigkeit seines treuen Knechtes herabsieht, und sie zu erhöhen weiß, wann seine Stunde schlägt, so hat es der ewigen Weisheit meines Gottes auch gefallen, mir ein sonderbares Talent zu verleihen, welches ich nun auch in seiner Furcht zur Verherrlichung seines großen Namens anwenden will und Lob, Preis und Dank sey dem Allerhöchsten gesagt, der meine Bemühungen an Verschiedenen solcher Unglücklichen solchergestalt gesegnet hat, daß sie jetzt ihren Schöpfer erkennen und der menschlichen Gesellschaft nützlich sind. Gott ist es also, der durch meinen Dienst diese Unglücklichen erleuchtet und Sie zu seiner Erkändnis führt.

Die Methode deren ich mich bey dem Unterricht bediene ist, obgleich gantz natürlich, doch mühsam und sehr beschwerlich. Ich bemühe mich durch richtige Legung der Zunge und Lezzen meine Eleven zum Aussprechen der Buchstaben, Silben, Wörther und endlich gantzer Redens Arten zu gewöhnen. Und damit Sie das gelesene oder geschriebene auch verstehen, zeichne ich Ihnen die Begriffe der vorkommenden Sachen deutlich vor. Bey denen Substantivis kostet es nicht viele Mühe, bey denen verbis; adjectivis; adverbis und endlich bey denen Religionwahrheiten sind größere Schwürigkeiten den wahren Begriff deutlich in die Zeichnung zu bringen. Bey dieser methode muß alle mögliche Gedult, liebe Douceur, Gelindigkeit und anhaltender Fleiß beobachtet werden. Mit der Schärfe kann und wird gar nichts ausgerichtet, weil solche Personen gemeinlich von zorniger Gemüths Art sind, daher man sie durch Schärfe mehr verbittern, als in die Ordnung weisen würde.

Was nun Ew. Hochwohlgebohrnen Fräulein Tochter anbelangt so ist derselben allerdings noch zu helfen und mache ich mich unter Gottes gnädigem Beystand anheischig, dieselbe binnen 2 und höchstens 3 Jahren so weit zu bringen, daß Sie nicht nur leichte deutsche Bücher verständlich liest, sondern auch die Haupt Sätze der christlichen Religion fasset, andern ihre Gedanken schriftlich communicieret und wann kein Fehler an der Zunge vorhanden ist zimlich-ordentlich und vernehmlich mit andern reden lernt. Ich schlage keine andere Cur mit Ihr ein, als oben Beschriebene methode und bediene mich hierüber keiner andern Arzeney als des Gebets, um mir den göttlichen Segen von dem Geber alles Guten zu erfliehen.

Was ihre Person anbelangt, so kann ich sie in mein Haus und an meinen Tisch nehmen. Ihr Gefolge aber müßte sonst wo untergebracht werden, doch kann dasselbe von mir verköstiget werden. Ich wohne in einem Landstädtlein und mein Pfarr-Haus hat nur 4 gewöhnliche Zimmer, weche bereits alle besetzt sind. Ich bin verheuratet und habe eine Frau, drey hoffnungsvolle liebe Kinder und eine tugendhafte, geschickte und noch unverheuratete Schwester, so 33 Jahr alt ist bey mir. Bey dieser könnte allenfalls Hochderoselben Fräulein Tochter schlafen, und dann Ihr alle Sorgfalt, Liebe und Treue erwarten. Wäre aber dieses Ew. Hochwohlgeborenen nicht anständig und verlangten von Hochderoselben Frl. Tochter und vermutlich deren Gefährtin ein Zimmer à part, so müßte noch eines in das Pfarr Hauss aus mainen eigenen Mitteln bauen lassen, und würden Ew. Hochwohlgebohrnen die Gnade haben mir hierzu etwas an Geld zu avancieren, damit ich Hochderoselben Wünsche vollkommen befriedigte. Die Logis bey denen hiesigen Ein-

wohnern welche Ackerleute sind, sind sehr schlecht und fast gar nicht zu haben.

Ich würde nicht nötig haben, Hochdenen selber diesen Vorschlag zu machen, wenn ich nicht vor kurzem dem Herrn Staats-Schreiber Mutach aus Bern in der Schweiz die Zusage getan hätte seinen Sohn der Stumm und Taub ist nebst seinem Geleits Herrn in die Information, Kost und Logis zu nehmen. Sodann hat sich gleichfals Hr. Muralt aus Zürich wegen seinen 2 Kindern und ein junger Printz Anhalt-Zerbst, so alle stumm und taub sind, bey mir gemeldet. Ew. Hochwohlgebohrnen sehen also, daß der Raum bey mir enge ist, doch kann ich mit durch Bauen und Erweitern meines Hausses gar füglich helfen. Es könnten zwar viele von mir aufgenommen und zugleich informiert werden, wenn die Leute nur von meiner Redlichkeit überzeugt wären und Ihren Kindern keine Gefährten mitgäben, welches sie, wenn sie mich kennten, in der That nicht nötig hätten, weil ich Gott fürchte, vor dem ich Rechenschaft geben muß, sodann durch redliches Verfahren meine bereits erlangte Reputation sorgfältig erhalten muß. Dem Hr. Staats-Schreiber Mutach in Bern habe verschiedene Zeugnisse meines geführten lebens-wandel und sittlichen Charakter zugesandt und wann Hochdieselben mit ihm in Bekanntschaft stehen, so können Ew. Hochwohlgebohrnen von ihm näheren Bericht erhalten und erfahren, daß man mir ohne Bedenken seine Kinder anvertrauen könne.

Was nun endlich die Gedinge anbelangt unter welchen ich Hochderoselben Fräulein Tochter an und aufzunehmen gedenke, so zahlen Ew. Hochwohlgebohrnen vor Information, Kost, Logis, Holtz, Licht, Wäsche, Thee, Caffée, Zucker, Aufwartung jährlich 400 fl. nebst einem beliebigen Douceur für meine Frau und zwar, daß mir quartaliter praenumerieret und das letzte quartal, in welchem Hochderoselben Fräulein Tochter abziehet, wenigstens vor voll bezahlet werde. So viel habe von allen meinen Pensionaires mit aller Bereitwilligkeit erhalten und mehr fordere ich von keinem. Auf Profit ist es bey mir nicht abgesehen, sondern meine Bemühungen gehen nur dahin, daß Gott verherrlichtet werde und die erstaunende Mühe kann ohnehin nicht bezahlet werden. Von armen Personen nehme ich nichts vor den Unterricht, wenn sie nur im Stand sind sich das Logis und Unterhalt zu stellen.

Wollen aber Ew. Hochwohlgebohrnen jemand noch zur Gesellschaft mitgeben, so zahlen Hochdieselben davor noch à part jährlich 200 fl. In Summa jährlich vor alles 600 fl. Und alsdann sehe ich mich genöthiget unter obiger ausbedungener Condition noch eine Stube bauen zu lassen, wozu Hochdieselben mir behülflich zu sein, die Gnade haben werden. Sonsten aber soll Hochderoselben Fräulein Tochter von meiner redlichen Schwester alle Freundschaft und Sorgfalt gewiß erhalten.

Und damit Ew. Hochwohlgebohrnen eigentlich wissen, wie Hochderoselben Fräulein Tochter bey mir gehalten wird, so thue Hochdenen selben kund, daß Sie des Morgens Thee oder Caffée nebst einem früh-Stück, so viel Sie essen mag bekommt, des Mittags Suppe, Gemüss mit Beilage, Fleisch, so alles gut zubereitet ist, Butter und Käss, auch Obst, wenn dessen Zeit und gesundes gutes Bier. (Der Wein wird à part bezahlt, weil es hier zu kostbar ist vor ordinaire zu trinken.) Des Nachmittags Caffée oder Thee und dabey öfters Gebackenes. Des Abends Suppe, Sallat oder gekochtes Obst und Braden oder Ragout. Die Kleidungs-Stücke, so sie braucht und die Hochdieselben à part zu zahlen lasse ihr auf Rechnung gefertigen, welche ich mit den Contos und Quittungen zulege.

Ich habe Ew. Hochwohlgebohrnen deswegen etwas weitläufig schreiben müssen, damit Theils Hochdieselben auf

alle Punkte Antwort erhielten, Theils aber auch des öfteren kostspieligen Schreibens überhoben wären.

Ich versichere übrigens Ew. Hochwohlgebohren vor Gott, daß wenn sich Hochdieselben entschließen, Hochderoselben Fräulein Tochter mir anzuvertrauen, daß sie bey mir christlich und redlich soll gehalten werden und daß ich mit aller Gedult, Treue, Douceur und Aufrichtigkeit so an ihr handeln werde, wie ich solches dermaleinst vor Gottes Richter Stuhl zu verantworten getraue.

Ich befehle Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben ganzes Hauss in den Schutz des Allerhöchsten und des Herrn mit unterthänigem Respect

Ew. Hochwohlgebohren
Meines Insonders Hochgeehrten Herrn
Présidenten und Bürgermeisters

unterthänig gehorsamster Diener
Arnoldi
Hessen darmstädtischer Pfarrer.

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 13ten Juny 1775.

Ew. Hochwohlgebohren gefaßter Entschluß mir Hochderoselben Fräulein Tochter anzuvertrauen, freuet mich deswegen besonders so sehr, weil ich hieraus vollkommen erkenne, daß Hochdieselben in meine Redlichkeit kein Mißtrauen setzen.

Ich werde mich deshalb um so mehr unter Gottes gnädigen Beystand befließigen Hochderoselben solche Proben meiner Treue und ungeheuchelten Hochachtung abzulegen, daß es Ew. Hochwohlgebohrenen niemalen gereuen wird, mir Hochderoselben Fräulein Tochter anvertraut zu haben. Hochderoselben Fräulein Tochter soll an mir einen andern Vater, an meiner lieben Frau eine zärtliche Mutter und an meiner tugendhaften Schwester eine aufrichtige Freundin gewiß finden und ich werde vor ihre Geist und leibliche Wohlfahrt wie vor die meinige sorgen; Denn Ew. Hochwohlgebohren geneigtes Zutrauen zu mir verdient auf diese Weise belohnet zu werden.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben Illustren Hauße zu beharrlicher Gewogenheit und verbleibe mit unterthänigstem Respect

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 22ten July 1775.

Aus beykommendem werden Ew. Hochwohlgebohrenen des mehreren ersehen, daß in Ansehung eines Absteigsquartier in Frankfurth ich vor Hochderoselben Fräulein Tochter gesorget habe.

Herr Syndicus Jan in Frankfurth, mein Gönner und Freund, macht sich ein Vergnügen Sie in sein Hauß aufzunehmen.

Seine Adresse ist: Monsieur Jan, Syndique de la Ville Imperiale de et a Frankfurt am Mayn. Wohnhaft auf dem lieb Frauen berg.

Die Tour so Hochderoselben Fräulein Tochter nehmen muß ist: Basel, Straßburg, Frankfurt; Sie kommt also eher nach Frankfurt als nach neu Wied. Wollte Sie nach neu Wied reisen, so würde sie eine Detour von 20 Meilen machen.

Man muss erst Frankfurt passieren ehe man nach neu Wied kommt. Von Frankfurt nach Großenlinden sind es nur noch 5 Meil.

Sobald Sie in Frankfurt angekommen, will ich Sie von da in Begleitung meiner Frau in Empfang nehmen

und abholen und Ew. Hochwohlgebohren werden derselben ein Schreiben an Hr. Syndicus Jan mitgeben.

So wie sich Ew. Hochwohlgebohren auf meine Redlichkeit verlassen, so habe ich die Ehre Hochdieselben unterthänigst zu versichern, daß ich gantz und gar kein Mißtrauen in Hochderoselben mir gethane Zusage setze, sondern Hochdemselben vollkommen traue. Es ist unterdessen gut, wenn die Ankunft Hochderoselben Fräulein Tochter noch vor der Herbstmesse erfolgt, maßen sonst Hr. Syndicus Jan wegen Logis in etwas incommodirt würde.

Ew. Hochwohlgeboren haben die Gnade mir den Tag der Absendung Hochderoselben Fräulein Tochter bekandt zu machen, damit ich Ew. Syndicus Jan vorläufig davon avertieren kann.

Ich wünsche nichts mehr, als daß die Reise Hochderoselben Fräulein Tochter glücklich ablaufen möge, als worum ich den Allerhöchsten innbrünstig anflehen werde.

Ich empfehle Ew. Hochwohlgebohrenen und Hochderoselben Illusteres Hauß in den Schutz Gottes und verbleibe mit unterthänigem Respect . . .

Schreiben von Jan an Arnoldi.

Frankfurt
den 18ten Juli 1775.

Auf Ew. Hochehrwürden Beliebtens vom 15ten melde ergebenst daß meine Frau nebst mir allerdings willig und bereit sein, die Fräulein von Tscharnner bey Ihrer Ankunft allhier in unser Quartier aufzunehmen, biss selbige von Ew. Hochehrwürden wird abgeholt werden können. Meine Frau wird nicht unterlassen, vor dieselbe bestens zu sorgen, und soll sie bey uns wohl aufgehoben seyn und aller vorsorglichen liebeichen Verpflegung genießen, worunter . . . auf das von meiner Frau an Ihre gnädige Frau Mutter abgehendes Schreiben des mehreren beziehe. Des Hhr. Baron von Tscharnner Schreiben kombt hier bey zurück. Mir wird es ein besonderes Vergnügen seyn, Ew. Hochehrwürden bey Abholung der Frau in persohn versichern zu können, damit vieler Hochachtung allgstets ver Herr

P. S. Meine Frau empfiht sich hinwiederum schönstens.

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 20ten August 1775.

Ich habe auf Ew. Hochwohlgebohrenen geehrtestes, so ich zu Anfang des Julius erhalten so gleich geantwortet und Hochdemselben berichtet, daß Herr Syndicus Jan in Frankfurth, mein Freund und Gönner, bereit und willig sey Hochderoselben Fräulein Tochter das Absteigs-Quartier auf einige Tage in seinem Hauss zu verstaten.

Da aber Hochderoselben Fräulein Tochter bey ihm noch nicht angekommen, so schreibt mir Herr Syndicus Jan, wie er wünschte, daß die Ankunft Hochderoselben Fräulein Tochter noch vor der Frankfurter Herbstmesse erfolgen mögte, maßen wenn sie auf die Messe ankäme Er keinen Raum in seinem Hauße hätte, Sie gehörig logieren zu können.

Da ich nun nicht wies ob Ew. Hochwohlgebohren diese meine Antwort zu rechter Zeit erhalten, so habe mich genöthiget gesehen, Gegenwärtiges an Hochdieselben abzulassen und die Adresse des Hr. Syndicus Jan nochmahlen hierher zu setzen.

A. Monsieur: Monsieur Jan Syndique de la ville Imperiale de et à Frankfurt. Logiert auf dem lieb Frau Berg.

Und da alles zum standesmäßigen Empfang Hochderoselben Fräulein Tochter von mir angeordnet, so sehe ich nebst den Meinigen deroselben Ankunft sehnlichst entgegen.

Gott nehme Sie auf Ihrer weiten Reife in seine gnädige Obhut und sein heiliger Engel begleite Sie.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohrenen zu beharrlicher Gnade und ersterbe mit unterthänigem Respekt . . .

Jan an von Tscharner.

Frankfurt
den 22ten Sept. 1775.

Dem würdigen Herrn Pfarrer Arnoldi habe viele Verbindlichkeit daß er mir die Ehre Ew. Wohlgebohren schätzbare Bekantschaft zu Theil werden last, anbey eine mir sehr angenehme Gelegenheit an die Hand geben wollen, denenselben in der Person dero guten Fräulein Tochter einige Gefälligkeit zu erzeigen. Diese ist diesen Vormittag nebst Ihrer Begleiterin Gottlob glücklich bey uns angelangt. Wir haben sie schuldiger maßen liebeich empfangen und aufgenommen; sie ist gottlob wohl und oherachtet unter frembdten gantz vergnügt und getrost. Herr Pfarrer Arnoldi ist auf die von mir Ihm ertheilte Nachricht diesen Nachmittag mit seiner Frau Eheliebsten ebenfalls allhier eingetroffen, mit welchen sie Morgen, geliebt es Gott unter aller möglichen guten Aufsicht nach Großenlinden abreisen wird. Der Höchste lasse alles gnädig gesegnet seyn, und belohne Ew. Wohlgeb. vorsorgliche väterliche Liebe mit dem erfreulichsten und erwünschtesten Erfolg, woran nebst den Meinigen wahrhaftigsten und aufrichtigsten Anteil nehmen werdte. Die Fräulein Tochter ist bey ersagten Herrn Pfarrer Arnoldi wohl aufgehoben, und ich habe das Zuversichtliche Vertrauen er werde unter göttlichem Beystand sich das Wohl der Fräulein Tochter bestens angelegen seyn lassen. Wir haben sie heute Vor- und Nachmittag nebst Ihrer Reisegefährtin in die hießige Messe geleiten lassen, wovon sie jedesmahl sehr vergnügt wieder zu uns gekommen. Gott erfreue Ew. Wohlgebohren mit baldigen weitem guten Nachrichten. Mir soll es zu einem wahren Vergnügen reichen, wann Ew. Wohlgebohren mich ferner fähig (halten) sollten, denenselben meine ergebensten . . . Begierde auch vor den künftigen . . . digen zu können, der ich übrigens mein und derer meinigen ergebensten Empfehlung mit vollkommenster Hochachtung allstets verharre

P. S. den Schreiben von Hr. Peter Raillard aus Basel ist auch richtig und zu richtiger Zeit angelangt.

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden,
den 24ten Sept. 1775.

Ich habe Ew. Hochwohlgebohrenen 2 geehrteste Schreiben vom 22ten Juny samt hochderoselben geehrtesten Fräulein Tochter in Frankfurt den 23 September empfangen. Pfr. Syndicus Jan hat dero Fräulein Tochter nicht nur alle mögliche Gemächlichkeit in seinem Hauss verschaffet, sondern sie auch sehr honet und liebeich gehalten. Sie hat ein Zimmer à part bewohnt und in einem sehr schönen Bett geschlafen und bey Ihm gezeßen und getrunken. Von Sonntag als den 22ten hin, reisete ich mit Hochderoselben Fräulein Tochter von Frankfurth ab und lange den nehmlichen Abend Nachts um 1 Uhr Hier in Großenlinden, dem Höchsten sey Preiß, gesund und wohl an. Ich freue mich sehr, daß Hochderoselben Fräulein Tochter Bey uns vergnügt ist, und daß das Portrait, so mir ohnlängst Hochdieselben mir von ihr entworfen, Ihr in allen Dingen gleich kommt. Ich hoffe mit der Hülfe Gottes, dem alles möglich ist, zu seiner Zeit mit Ihr Ehre einzulegen, wie ich deme, um diesen Endzweck zu erreichen, allen mög-

lichen Fleiß, Geduld und liebe an Ihr ausüben und beweisen werde. Und hierzu verpflichte ich mich Ew. Hochwohlgebohren vor dem allsehenden Gott, der alle meine Handlungen auf das genaueste bemerket und vor dessen Richterstuhl ich auch dermahleinst erscheinen muß. Ich weiß das Zutrauen, so Ew. Hochwohlgebohren in mich gesetzt durch nichts besseres zu belohnen, als wenn ich mich an Hochderoselben Fräulein Tochter als ein anderer wahrer Vater bezeuge, und mir ihre Geist und leibliche Wohlfahrt als die meinige angelegen seyn lasse. Meine Frau liebet Sie als ihr eigen Kind. Bey meiner tugendhaften Schwester schläft sie in einem geräumlichen Zimmer, welches so oft es nötig ist eingeheizt wird. Von mir wird sie täglich in den Grundsätzen der Religion, im lesen und schreiben informiert. Und da ich jetzt den Sohn des Hhr. Staats Schreiber Mutach aus Bern nebst dessen Geleit Hhr. Diaconum Meuslin Hochehrwürden bey mir habe, so hoffe daß eines das andere antreiben und diese beyden Pensionairs bey mir gute progression machen werden. Wir producieren unsere Pensionairs allen unsern Anverwandten und guten Freunden und lassen Sie allen visiten beywohnen, damit Sie Lebens Art und ein feines anständiges Betragen lernen. Tag meiner Abreise aus Frankfurth habe mich mit der Frau Witwe Brunnere, so Hochderoseblen Fräulein Tochter nach Frankfurth gebracht, in beyseyn des Hhr. Syndicus Jan berechnet. Diese Frau erwähnte mir, daß ihr Hr. Staehlin aus Basel eingehändigt hätte. Elf Louis Dor sage 11 Louis Dor à 121 Fw. Davon seyen Unterwegs 10 Louisdor ausgegeben worden, mithin habe von Frau Brunnere zurück erhalten ein Louisdor à 11 Fw. worüber ich ihr Quittung zugestellt habe.

Da mir Ew. Hochwohlgebohren befohlen meine gehabte Unkosten auß der Reise von Großenlinden bis Frankfurt zu specifcieren, so berichte daß ich meinem Kutscher in Gießen mit einer 4 persönigen Chaise zu 4 Pferden gemiethet, denn ich wußte nicht ob viel oder wenig Geräthe und Gesellschaft bey sich hätte. Und nun allen Verdacht und üble nachrede zu vermeiden, nahm ich meine l. Frau mit, damit Hochderoselben Fräulein Tochter jemand hätte, an welches Sie sich vertraut adressieren könnte.

Diese Kutsche kostet, weil es Meß war . . .	20 Fw.
Unterwegs und in Frankfurth verzehrt . . .	8 Fw.
Dem Postillion Trankgeld	1 Fw.
Trankgeld im Hauss des Hhr. Syndicus . . .	1 Fw.

Summa 31 Fw.

Wie ich bemerket habe, so trinket Hochderoselben Fräulein Tochter vor ordinare kein Bier, ich werde mich daher genöthiget sehen, über den Mahlzeiten, Ihr gleich dem jungen Hhr. Mutach Wasser und Wein zu Trinken zu geben, und in 2 Tagen hoffe ich, wird sie nicht mehr brauchen als eine $\frac{1}{2}$ Maaß, so 3 Batzen, nehml. den dritten Theil von einem Gulden kostet, worüber ich von Ew. Hochwohlgebohren fernere Verhaltens Befehle erwarte.

Da ich wegen dem nötigen arrangement mich ziemlich von Geld entblößt habe, so hoffe ich Ew. Hochwohlgebohrenen werden die Gnade haben mich ehestens mit der praenumeration des ersten Quartals zu versehen, und mir diese meine Freyheit nicht übel deuten.

Mein hertzlicher Wunsch und inbrünstiges Flehen zu Gott ist, daß der Höchste meine sehr mühsame Arbeit an Hochderoselben Fräulein Tochter so segne, daß sie die Erwartung ihrer lieben Eltern erfülle.

Ich empfehle mich und die Meinigen Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gnade und ersterbe mit unterthänig

Arnoldi an von Tschärner.

Großenlinden
den 1ten Oktober 1775.

Vermuthlich werden Ew. Hochwohlgebohren mein Schreiben, worinnen ich die glückliche Ankunft Hochderoselben Fräulein Tochter bey mir bemeldet, nebst dem Schreiben des Hew. Syndicus Jan erhalten haben. Jetzt habe die Ehre Hochdemselben zu berichten, daß ich in beyseyn HEw. Diacon Meuslins aus Bern Hochehrwürden das mitgebrachte Geräthe Hochderoselben Fräulein Tochter nach dem Verzeichnis so im Coffre gelegen, durchgegangen, und alles nach dem Verzeichnis befunden haben, worüber ich mich sehr freue.

Ich finde aber, daß es nötig seyn wird, dem Fräulein noch einiges zu seinem Putz anzuschaffen, als zum Exempel einige Hauben, wenn sie frisiret wird, um in den Compagnien mit Anstand erscheinen zu können, noch einige Hauben auf die Werkstage, noch einen Rock auf die Werkstage, ein schwarzer Huth von Taffet mit schwarzen seidnen Spitzen besetzt, einen schwarzen Sallog von Taffet, weiße baumwollene oder seidene Strümpfe, denn die Strümpfe die sie mitgebracht, tragen hierzulande die gantz niedrigen und gemeinen Leute, Handschuhe auf den Winter, dergleichen noch einige seidene Anderjenne. Denn weil das Fräulein eines vornehmen Mannes Tochter und von Adel ist, so muß Sie Ihrem Stande gemäß sich tragen, weil sie sonst die vornehmen Gesellschaften nicht besuchen kann. Da ich aber gewohnt bin meine Pensionairs nicht nur meinen Anverwandten und guten Freunden überall zu producieren, damit sie ein anständiges feines Betragen lernen, so hoffe ich Ew. Hochwohlgebohrnen werden die Gnade Hochderoselben Fräulein Tochter ertzeigen und Ihr das angezeigte nöthige noch verstaten. Hauben und was zur Galanterie gehört wird ihr meine Schwester um einen geringen und billigen Preis nach der Mode selbst verfertigen, das übrige kann ich entweder auf Rechnung v. . Kaufleuten kaffen, wenn mir Hochdieselben befehlen, oder es kann ihr von Hauss aus zugeschickt werden.

Mich freut übrigens gar sehr daß das Fräulein meinen Unterricht begierig annimmt, das gelernte behält und einen edeln gehorsamen und liebevollen Character hat. Sie kann schon verschiedene Redensarten begreifen aus ihrem Kopf hinschreiben als: guten Morgen lieber Vater — liebe Mama, wie haben Sie geschlafen? Recht gut, nicht gut. Der Tisch ist rund, ist viereckig. Der Stuhl ist beschlagen. Dieser Stuhl ist nicht beschlagen und noch weit mehr.

Dabey fängt sie auch an besser und verständlicher zu lesen, nur bedaure daß es mir vorkommt, als wenn Sie einen Fehler im Hals oder Schlund hätte, daher sie manches nicht verständlich aussprechen kann, unterdessen bemühe ich mich sie zum Deutschen aussprechen zu gewöhnen und finde auch zu meiner Freude, daß meine Bemühungen nicht vergebens sind. Es kommt mit vor als habe man sich mit dem Fräulein in jüngeren Jahren nicht recht abgegeben, und seye daher sehr verwahrloset worden. Dem sey aber wie Ihm wolle, so werde ich von meinem Fleiß nichts nachlassen und wir lieben Sie wie unsere Tochter. Sie trinkt kein Bier, daher ich mich genöthiget sehr ihr Wasser und Wein zu geben. In 2 Tagen gehet eine Bouteille c. c. eine halb Maß darauf, wovor ich 3 batzen zahlen (muß). Ich hoffe Ew. Hochwohlgebohren werden mir denselben zu vergüten die Gande haben, weil ich ihn selbst kaufen muß.

An dem Sohn des Herrn Staats Schreibers Mutach aus Bern hat Sie viel Aufmunterung zum lernen und ich kann sagen daß eines das andere antreibet.

Ich befehle Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben

illusteres Hauss in den Schutz des Allerhöchsten und verbleibe mit untertänigem Respect . . .

P. S. Was hat unser berühmter und gelahrter Herr D. Bard der von Gießen nach Marslin berufen vor Schicksale daselbst? Verzeihen Hochdieselben meine Neugierde.

Arnoldi an von Tschärner.

Großenlinden
den 8ten November 1775.

Ich bedaure daß mein letztes Schreiben nicht den ordentlichen Weeg geloffen, und weiß nicht wie solches mag Zugegangen seyn, maßen ich doch dasselbe, wie die vorigen nach Gießen auf . . . Post geschickt, und über Frankfurth habe lauffen lassen. Herr Syndicus Jan hat mir Ew. Hochwohlgebohren geehrtestes von 21ten Oktober zugesandt mit der Nachricht, wie Hochdieselben durch einen dortigen Banquier Ihm an mich 140 Fw. wollten ausbezahlen lassen, da aber Hochdieselben den Banquier nicht benahmet hätten, so wäre auch noch keiner bey Ihm erschienen der Ihme vor mich Geld ausgezahlt hätte. Daher ersuche ich Ew. Hochwohlgebohren unterthänig dem Herrn Syndicus Jan den Nahmen des Banquier bekandt zu machen, damit derselbe von Ihm zur Auszahlung der 140 Fw. vor mich könne angehalten werden. Wollen Ew. Hochwohlgebohren die Auszahlung der Post und Informations Gelder ferner an Hr. Syndicus Jan besorgen lassen, so hoffe daß Sie mir von ihm richtig zugestellet werden; sonsten kann sie auch der Banquier in Frankfurth geradewegs an mich auf der Post schicken, welches wohl das Beste seyn mag, und Hr. Syndicus Jan keine Mühe macht. Da nöthige von Hochderoselben Fräulein Tochter werde gegen Rechnung anschaffen und dabey allen unnöthigen Pracht vermeiden. Sie muß zu Montmirail eben nicht ordentlich seyn verpflegt worden, indeme sie s. v. viel Ungeziefer auf dem Kopf hatte und ihr weiß Geräthe sehr zerrissen und schlecht in Ordnung war. Daher ich vor allen Dingen Sorge tragen werde daß sie bessere Hembder und bessere Hauben bekomme. Auch bey diesen Nebendingen sollen Ew. Hochwohlgebohren erfahren, daß Hochderoselben Fräulein Tochter in die Hände eines ehrlichen Mannes gefallen ist.

Was den Articul vom Wein Trinken anbelangt, so will versuchen ob sie sich an das Bier gewöhne, bishier hat sie aber keines trinken wollen, wie solches Hr. Diaconus Meuslin, Geleitscherr des jungen Herrn Mutach, so vor kurzem wieder nach Bern abgereist ist, mir bezeugen wird. Will sie absolutement kein Bier trinken, so werde es mit dem Wein so machen, daß die diesfalsigen Kosten vor Hochdieselben erträglich sind, maßen ich mir aus Frankfurth werde Wein kommen lassen, wo mich die Maaß ungefähr 8 batzen kostet. Wegen dem jungen Herrn Mutach können Hochdieselben gantz außer Sorge seyn, maßen Hochderoselben Fräulein Tochter bey meiner Schwester unter den Augen meiner Frau schläft und daher niemahlen Gelegenheit hat, bey diesem jungen Menschen alleine zu seyn. Sie lernen zwar beysammen, doch dürfen und können sie hierdurch in keine vertrauliche Bekandschaft kommen. Was nun die Progressen anbelangt, so hochderoselben Fräulein Tochter die kurtze Zeit über bey mir gemacht, so habe die Ehre Hochdemselben natürlich nach meinem Gewissen zu schreiben, daß ich die beste Hoffnung vor ihr habe. Sie fängt jetzt an ziemlich deutlich zu buchstabieren und spricht mehr als 300 Wörter ziemlich deutlich aus. Die Nahmen der Begriffe, so ich Ihr vorzeichne, spricht sie ordentlich hin, mir dieselben an dem Mund absehend, nicht daß ich sie ihr vorschreibe, und sie das Geschriebene nur mechanisch

nachmalte, sondern ich dictiere ihr die Wörter zu der Zeichnung und dann schreibt sie dieselben. Sie übt sich sodann so lange im Schreiben dieser Begriffe, bis sie dieselben vollkommen in ihr Gedächtniß gefaßt hat. So geht es auch mit denen Religions Wahrheiten, und so ist sie im Stande schon verschiedene Fragen aus dem Catechismus schriftl zu beantworten. Sie ist im Fleiß anhaltend und freut sich sehr, wenn ich ihr Unterricht ertheile, und das Schreiben ist ihre größte Neigung. Ihre Hand Arbeiten können daher nicht viel betrieben werden, doch übt sie meine Schwester auch hierin, so viel sie nemlich an Zeit wegen meinem Unterricht der fast den gantzen Tag dauert, abbrechen kann. Ich desiderire nur an Ihr, Ihre sehr leise Sprache und ihren eingeschränkten Verstand und vermuthet, daß etwa eine Nerve der Zunge bey ihr müsse ladiert seyn. Doch ersetzt ihr großer Fleiß alles reichlich was ihrer Fähigkeit fehlet und ich hoffe mit Gottes Hülfe Ihr binnen 2 Jahren so viel von den Religions Wahrheiten beygebracht zu haben, daß sie mit gutem Gewissen kann zum heil. Abendmahl gelassen werden. Ich habe die Ehre mit unterthänigem Respect zu seyn.

Bericht des Hr. candidaten Meuslin so mit Hr. Mutach von bern zu Großenlinden von meiner Tochter so auch daselbst ist: 1775.

Nachricht von der Fräulein von Tschärner aus Cur, gegenwärtig bey Hr. Pfarrherr Arnoldi zu Großenlinden.

Sie ist sehr folgsam, willig die Lectionen anzunehmen; Sie schreibt Lieber, als Sie spricht; und wiederholt jede Lection im Schreiben für sich allein oft zwey bis drey mahl deß Tages. Da Sie sehr hart hört, so schreibt Sie das was H. Arnoldi dictiert, nur durch Absehen der Bewegungen seines Mundes, sehr geschwind nach. Sie hat bey Meiner Abreise das ganze ABC sehr dütlich, auch viele Wort und Silben sprechen können. Außert der Zeit Ihrer Lections Uebungen sitzt Sie still; ist oft traurig; arbeitet nicht gern; und kann nicht arbeiten; außert ein wenig striken. Sie war während meines Aufenthalts etwelche Mahl krank. Ein Erbrechen aber stellt Sie bald wieder her. Sie hat genug zu essen; will aber kein dütches Bier trinken; und kann auch dieses Getränk nicht vertragen. Am Liebsten trinkt Sie Wein; welcher auch für ihren sehr schwachen Magen und Ihre ganze Constitution das Zuträglichste wäre. Sie schläft in der sogenannten Wohnstube; bey der Mamsell Arnoldj; H. Pfarrherren Schwester, in einem Bette mit Vorhängen und wird von dieser Mamsell fleißig gekämmt, auch oft angezogen; da Sie oft selbst nicht im Stande ist dieses zu thun. Mann hat in deß H. Arnoldj hause alle mögliche Liebe gegen diese Fräulein; Sie wird besser als die eigenen Kinder besorget. Die Kardy half ich Selbst ausgeben, und nach der mitgekommenen Liste inventarisieren. Die Deformation wird mit aller möglichen Treue, mit unverdrossenem Fleiß, und mit der größten Gedult gegeben; und man kann sicher hoffen, daß bey fortwährendem Eifer und Fleiß deß Lehrers und der Lehrerin, der Aufenthalt der Fräulein von Tschärner, denn Absichten deß Herrn Präsidenten gewiß entsprechen werden.

Arnoldi an von Tschärner.

Großenlinden,
den 19ten Nov. 1775.

Hierdurch habe die Ehre Ew. Hochwohlgebohren unterthänig zu melden, daß mir gestern durch Hr. Syndicum Jan die gemeldeten 140 Fw. so Ihm durch den Banquier Baumann in Ffürth ausgezahlt worden, sind zugeschiedt worden. Besagter Banquier hat Hr. Syndico sagen lassen,

wie er von Hochdemselben ordres hätte, mir auf Weynachten das Zweyte Quartal auszuzahlen, dahero ich mich zur bestimmten Zeit bey Hr. Baumann melden und Ihn bitten werde, mir auf das Vest das Geld zuzuschicken, damit Hr. Syndicus Jan damit nicht ferner belästiget werde. Den Ueberschuß von dem empfangenen Quartals Geldern werde dazu verwenden, damit das nöthige vor Hochder selben Fräulein Tochter angeschafft werde.

So viel kann Ew. Hochwohlgebohrenen melden, daß Hochder selben Fräulein Tochter bey uns noch gesund und vergnügt ist, dabey mit ihrem Fleiß noch immer anhaltend, so daß ich gegründete Hoffnung habe, sie werde die Erwartung Ihres lieben Herrn Papas erfüllen. (Ich vermuthet Ihre Frau Mama seye gestorben.)

Ich und die Meinigen empfehlen uns Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gewogenheit und ich habe die Ehre mit unterthänigem Respect allstets zu seyn . . .

Arnoldi an von Tschärner.

Großenlinden
den 24ten Jan. 1776.

Damit die Briefe richtig auf der Reichs Post lauffen, werde das von Ew. Hochwohlgebohren angegebene befolgen. Hochder selben Briefe sind immer bis Frankfurt franciert und sollten mich dahero nicht mehr als 6 Xer kosten, gleichwohl muß ich immer 14 Xer davor bezahlen, wie dieses zugeht, kann ich nicht begreifen. Gestern habe durch Hr. Banquier Baumann aus Ffürdt. die Prannummeration des 2ten Quartals à 100 Fw. erhalten. Hr. Syndicus Jan schrieb mir bey der Uebermachung des ersten Geldes, daß ich mich vor Christtagen an Hr. Baumann immediate wenden mögte, um das 2te Quartal das auf den 23ten Xbs. vorigen Jahres fällig war, von Ihm zu begehren. Ich that es, erhielt aber weder Antwort noch Geld von Ihm. Ich sehe mich dahero genöthiget abermahl so wohl an Hr. Synd. Jan als Hr. Baumann desfalls zu schreiben. Ich erhielt also gestern von Hr. Baumann die 100 Fw. Er schrieb mir, daß er durch seinen Freund beordert gewesen mir besagtes Geld nur im Febr. zuzusenden, daß es Ihm aber nichts verschlüge, solches einen Monat eher gegen seine Orders zuzustellen, da dieses Verfahren widersprechend und gewiß gegen Hochder selben Befehle ist, so wollte unterthänig bitten, hierinne eine solche Verfügung zu treffen, daß mir jedes Quartal die Prannummeration richtig geleistet werde, damit ich des vielen Schreibens und bezahlen des unnöthigen Porto überhoben werde, denn die Zeit ist bey meinem mühsamen Unterricht gar zu edel, als daß ich sie verschwenden darf. Ich bin mit Ew. Hochwohlgebohren Fräulein Tochter noch wohl zufrieden. Sie lernet noch immer mit einer großen Begierde, lieset jetzo das gantze a, b, c, Buch ziemlich fertig, versteht mehr als Tausend Substantiva und ist im Stand Vieles so wohl schriftl. als mündlich zu begehren. Es wäre mir lieb, wenn sich die Gelegenheit ereignete, daß jemand Vertrautes von Ew. Hochwohlgebohren hören und sehen könnte wie viel das Fräulein die kurze Zeit über bey mir profitiert hätte. Sie ist freylich noch nicht im Stand Briefe in gehörigem Zusammenhang zu schreiben, denn sie muß erst die einzelnen Begriffe durch die Zeichnungen lernen, doch entwirft sie diese einzelnen Begriffe und drückt damit ihre Gedanken aus. Sie bättel die Hälfte vom Unser Vatter, nebst noch andern Gebäthern verständlich, so wohl mündlich als schriftlich und kann verschiedene Fragen aus dem Catechismus beantworten.

Das vor Kleidung bestimmte Geld vor Hochder selben Fräulein Tochter, habe nach beykommender Rechnung folgender maßen angewendet. Es thun ihr noch Hembder

und andere Kleidungs Stücke nöthig, worüber ich Verhaltungsbeehle erwarte. Sie war seit einiger Zeit wegen der ausgebliebenen Blut Reinigung incomodiert. Ich befragte mich bey Hr. Doctor Nebel hierüber in Gießen, der ihr eine Aderlaß und einige Medicamente verordnete. Der Chirurgus kam, allein sie verspürte gegen das Aderlassen einen sehr großen Widerwillen, wes wegen ich den Chirurgen wieder wegschickte; die vorige Woche hat sich der Blut Ausfluß wieder gezeigt, sie ist wieder vollkommen gesund und munter, welches uns alle sehr vergnügt.

Mit dem Bier trinken habe bey Ihr mit allem Ernst Versuche gemacht. Ich gab ihr in 3 Tagen keinen Wein, stellte ihr Bier vor. Allein sie bezeugte dagegen einen großen Widerwillen, obgleich unser Bier wohl schmeckt und sehr gesund ist. Ich stellte ihr vor, daß ihr Herr Vater darauf bestände, daß sie Bier trinken solle, allein sie fieng an zu weinen und bezeugte mir, sie könne kein Bier trinken. Ich habe daher fortfahren müssen, ihr täglich die bestimmte Portion Wein zu reichen, welches mir Hr. Berner, der Geleitsherr des Hr. Mutachs bezeugen muß, und ich hoffe Ew. Hochwohlgebohren werden die Gnade haben, mir diesen genossenen Wein zu vergüten, auch Hochderoselben Fräulein Tochter zu erlauben, daß sie täglich diese kleine Portion Wein nehmen darf, damit ihre Gesundheit nicht zu Grunde gehet. Ich kann das gute, liebenswürdige Kind, das so gehorsam, so liebeich und so willig ist, wegen dem Wein nicht weinen sehen und würde ihr den Wein zu geben fortfahren, wenn mir auch wieder Vermuthen, der Wein nicht vergütet werden sollte.

Zum angetretenen neuen Jahre wünsche, daß Ew. Hochwohlgebohren aus der Fülle des Unendlichen stets nehmen mögen Gnade um Gnade, daß der Allerhöchste Hochden-selben mit seinem himmlischen Segen segne und dero ruhmvolles Leben bis auf das entfernteste Ziel des menschlichen Alters in allem Vergnügen und wahren Wohlergehen bringe, damit der Statt noch lange in Hochdenenselben einen würdigen Minister verehere, der vor das Wohl des Landes so edel besorgt ist, wie es Ew. Hochwohlgebohren sind.

Ich empfehle mich und die Meinigen zu beharrlicher Gnade und ersterbe mit unterthänigem Respect . . .

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 1ten April 1776.

Da ich in gar zu langer Zeit keine Nachricht von Ew. Hochwohlgebohrenen empfangen, so vermuthete daß mein letztes Schreiben in welchem ein eigenhändiges Schreiben von Hochderoselben Fräulein Tochter, so sie selbst aufgesetzt hatte, nebst der Rechnung des Ueberschusses des ersten Geldes befinden, Hochdenenselben nicht mag zugekommen seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, so erachte ich es vor meine Schuldigkeit, Hochdenenselben zu berichten, daß Hochderoselben Fräulein Tochter bey mir noch gesund und sehr vergnügt ist. Sie ist im Fleiß noch anhaltend, liest ziemlich deutlich und fertig, fängt nach und nach an das Gelesene zu verstehen und kann mit einzelnen Worten ihre Gedanken zu verstehen geben, wovon hier 2 Proben beikommen. Den ersten Brief habe gelassen, so wie er auf dieses Papier aus ihrem Kopf geflossen. Den zweiten hatte sie in ihrem Schreibbuch concipiert, und lautet nach ihrem Concept folgendergestalt:

Lieber Bruder

Ich schreibe du Brief ich fleißig. Du schön. Ich lerne fleißig. Ich gut Kind. Ich sprechen Kopf guten Morgen lieber Papa. Ich lieber Bruder ich du denken Großenlinden lieber Papa. Herr Arnoldi mein lieber Papa. Ich schreibe

Brief Küssen Kopf. Ich kommen Papa Bruder. Ich salué Madmoiselle Wielandte:

Auf diesen Schlag stehen noch viele Briefe in ihrem Schreibebuch und man sieht hieraus deutlich, wie sich nach und nach ihre Begriffe entwickeln.

Ich kann nicht bergen, daß ich anfänglich glaubte, dieses liebenswürdige Kind würde meines Unterrichts unfähig seyn und eben keine große progressen machen, jetzt aber sehe ich zu meinem größten Vergnügen, daß sich ihr Verstand täglich mehr und mehr aufklärt und daß sie es gewiß mit der Hülfe Gottes sehr weit bringen wird.

Zum Biertrinken habe ich sie bis jetzo noch nicht gewöhnen können. Sie trinket daher noch immer Wasser und Wein. Da sie neulich auf mein inständiges Bitten Bier trank so mußte sie sich s. v. vomieren, daher ich sie die Zeit über nimmer zum Bier trinken habe persuadieren wollen.

Herr Mutach bekommt von Zeit zu Zeit von Hauß etwas geschickt. Ich habe bemerkt daß sich Hochderoselben Fräulein Tochter sehr betrübt, daß sie noch nichts von Hauß hat geschickt bekommen. Daher ich mit Hochderoselben Genehmigung etwas kaufen und fingieren werde, als haben es Ew. Hochwohlgebohren ihr zugeschickt. Sie erwartet noch überdas mit sehnlichem Verlangen eine Antwort von ihrem liebenden Herrn Papa.

Da sie an ihrem Körper zunimmt und stärker wird, so wird ihr ihre Schnurbrust nebst allen Kleidern zu enge. Es wird daher nötig seyn, daß sie bald mit einer andern Schnürbrust und einigen neuen Kleidungsstücken versehen wird. Ingleichen muß ihr weiß Geräthe vermehret werden, denn von denen 12 Hembdern die sie mitgebracht waren nur 6 in gutem Stand, die übrigen sind so schlecht conditioniert, daß sie fast nicht mehr können geflickt werden. Daher ich ebenfalls bitte, daß dieser Mangel bald möge ersetzt werden. Die Auszahlung der Quartals Gelder wird von Hr. Banquier Baumann in Frankfurt richtig besorgt, wie ich denn im verflossenen Monat Mertz die fällig gewesene 100 Fw. empfangen habe.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohrenen zu beharrlicher Gewogenheit und habe die Ehre mit unterthänigem Respect alstets zu seyn . . .

Elisabetha an ihren Bruder.

Großenlinden
den 9ten May 1776.

Lieber Bruder!

Ich bin zu Giessen gewesen mit Herrn Arnoldi, Madam, Jungfer Arnoldi, Herrn Mutach, Herrn Werner, Daniel Arnoldi und Friederich Arnoldi bey Herrn Assessor Zühel haben wir geschlafen und gegessen. Herr Hofrat Arnoldi hat uns viel Ehre angethan. Wir sind vier Tage in Giessen gewesen und haben uns recht lustig gemacht. Gesund und vergnügt sind wir wieder weg gefahren und glücklich in Großenlinden angekommen. Herr Arnoldi und seine leute machen mir viel Veränderung und beweisen mir bey aller Gelegenheit viel Ehre und liebe.

Jetzt lerne ich wieder fleißig und mein hiesiger Aufenthalt wird mir täglich angenehmer. Ich wundere mich aber und bin sehr betrübt, daß ich keine Nachricht von Hauß und keine Briefe bekomme. Ich grüße meinen lieben Papa und verbleibe in Liebe Deine

Treue Schwester Elisabeth de Tscharner.

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 9ten May 1776.

P. S. Hochderoselben Fräulein Tochter ist gottlob noch gesund, betrübt sich aber sehr, daß sie keine Nachricht von

ihrem lieben Herrn Papa und lieben Angehörigen bekommt. Ich habe bereits in diesem Jahr drei mahl geschrieben, aber auf alle meine Briefe keine Antwort erhalten. Vermuthlich sind die Briefe verlohren gegangen. Unterdessen wünsche sehr von Hochderoselben Nachricht zu erhalten, damit ich die Fräulein Tochter beruhigen könne. Sie ist im Fleiß noch immer anhaltend und wird gewiß mit der Hülfe Gottes Hochderoselben Hoffnung erfüllen.

Ich verharre mit unterthänigem Respect ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 17ten May 1776.

Es war der 16 May da wir endlich mit Ew. Hochwohlgebohren geehrtesten Zuschrift und Antwort sind erfreuet worden. Ich kann Ew. Hochwohlgebohren die große Freude nicht beschreiben welche Hochderoselben brave und liebenswürdige Fräulein Tochter geäußert, als sie 2 Briefe von Hauß erblickte. Sie laß sie mit unbeschreiblicher Begierde. Ich mußte ihr jedes Wortdt, sodann den Verstand eines jeden Perioden und endlich den gantzen Inhalt beyder Briefe erklären. Sie küssete die Briefe sehr oft und zeigte sie mit unaussprechlicher Freude allen meinen Leuten im Hauße. Den folgenden Tag setzte sie sich gantz allein auf meine Studier Stube und entwarf, ohne meine Beyhülfe (ich versichere es auf meine Ehre) Beykommende 2 Antworten, und war dabey so anhaltend, daß wir ihr den Cafféé auf die Stube bringen mußten. Diese beyden Antworten erscheinen erstlich so wie sie aus Ihrem Kopf und Ihrer Feder geflossen. Zweytens auf der andern Seite, wie sie von mir in dem Concept sind verbessert worden. Sie hat schon eine Menge Briefe geschrieben, die Hochdieselben heut oder morgen alle in Ihren Schreibbüchern finden werden die von mir nach der Hand sind verbessert worden. Alle diese concipierte Briefe hat sie ins reine geschrieben und von mir verlangt daß ich sie Hochdenenselben auf der Post zuschicken sollte. Sie liegen aber noch bey mir, weil ich das Porto scheue.

Dieses brave Kind bringt es gewiß unter göttlicher Leitung bey mir sehr weit, und ich erstaune wie die Gnade des treuen Heilandes so mächtig in den Schwachen ist. Sie ließt anjetzo nicht nur vollkommen deutlich, sondern fängt auch an das Gelesene zu verstehen. Sie decliniret vollkommen und conjugiret die meisten Verba regularia. Des Hübners biblische Hystorien hat sie bey mir schond über die Hälfte durchgelesen und in dem Orbe picto des Comenü (comenius) ist sie schond sehr weit. Ihre Begriffe entwickeln sich zusehendes und ich getraue mir mit Gewißheit zu behaupten, daß wenn es so fortgeht, wie bysher, dieses brave Kind, so gut wird reden, lesen und schreiben können, wie ein anderes, das seine 5 Sinne vollkommen hat. Ich bin über diesen herrlichen Fortgang so vergnügt, daß es mich nicht verdrißt wenn ich gleichwohlen des Tages 6—8 Stunden mit ihr ununterbrochen hart arbeite. Was mir am meisten Freude macht, ist dieses, daß ihre Lernbegierde freywillig ist, und auch aldann von ihr fortgesetzt wird, wenn ich Amtshalber abwesend seyn muß. Da setzt sie sich auf meine Studier Stube und lernt vor sich. Wollte Gott daß Herr Mutach auch eine solche Begierde äußerte. Obgleich diese Beyden einerlei Lectionen haben. so begreift doch die Fräulein die Sache allemahl geschwinder als Herr Mutach und die Fräulein ließt auch deutlicher als jener. Nun fängt die Fräulein auch an zu beten, nemlich das Vater Unser und das Blut Jesu Christi, welche beyden Gebete sie deutlich hersagt und auch zeimlich versteht. Bey ihrem Fleiß bin ich auch dahin bedacht, daß sie sich die nötigen Re-

creationen machen kann, denn ich nehme sie überall mit und producire sie meinen Anverwandten in Gießen und meinen guten Freunden in der hießigen Gegend. Und überall, wo ich sie hingeführt, hat man sie wegen ihrem sittlichen Betragen geliebt und geachtet, und ihr wegen ihren guten Progressen ein gerechtes Lob beygelegt, denn sie scheut sich nicht vor jederman zu recitieren. Ew. Hochwohlgebohren werden es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich bysweilen einige Gulden vor eine Kutsche nach Gießen in die Rechnung bringe, denn der Weg dahin zu Fuß ist zu weit für das liebe Fräulein und Herr Mutach fährt sehr oft spazieren.

Bishier habe vor die verschiedene Fahrten nach Gießen nichts angerechnet, weil meine Frau die Fräulein immer mitgenommen und ich von Hochdenenselben die gnädige Einwilligung hierzu noch nicht eingeholt hatte. Dasjenige was mir Ew. Hochwohlgebohren wegen den nötigen Kleidungsstücken bewilliget, werde pünktlich befolgen. Auch werde Ihr wie Hochdieselben befohlen das genannte Sackgeld richtig ausbezahlen, wie ich denn hier mit bereits den Anfang bey Empfange Hochderoselben geehrtesten gemacht habe. Was den Articul von Wein Trinken anbelangt, sostatte Hochdenenselben davor, daß es mir bewilliget werden, den verbündlichsten Dank ab, und ich werde es damit so machen, daß Hochdieselben, sich über mich zu beschweren gantz und gar keine Ursache finden werden. Vor Hochderoselben letzteres Schreiben habe nicht mehr als 7 Xer bezahlt. Ist also ordentlich gegangen. Hochderoselben Geehrtestes vom 17 ten Febr. ist verlohren gegangen. Gegenwärtiges mein Schreiben lasse ich nach der Vorschrift über Lindau lauffen. Neulich hat Hochderoselben Fräulein Tochter unter Ew. Hochwohlgebohren Adresse einen Brief an Ihren Herrn Bruder ablauffen lassen. Dieser ist zwar von ihr aufgesetzt, von mir aber corrigiert worden, denn ich hatte damahlen keine Zeit ausführlich zu schreiben, ausser dem Post Scripto, welches Hochdieselben geneigtest pardonieren werden. Es ist ein Chirurgus in der Nähe, so sehr geschickt ist, dieser will versuchen durch gelindes Einspritzen in die Ohren, ob das Gehör nicht könnte bey Hochderoselben Fräulein Tochter erwecket werden. Soll ich diesen Versuch machen lassen? Der Mann ist billig und wird nicht viel nehmen, wenn der Versuch nicht nach Wunsch ablauffen sollte. Die Fräulein hat mir von einem ähnlichen erzählt, und die Schmerzen berührt die sie von dem brutalen operator ausgestanden. Allein so unvernünftig ist Gegenwärtiger nicht.

Ich habe die Ehre mit unterthänigem Respect su seyn Ew. Hochwohlgebohren unterthäniger Diener ...

P. S. Herr D. Bahrd kommt ja von Marslin weg als Superindendent nach Türckheim in der Pfalz. Ist diese Nachricht gegründet, was hatte er vom Schicksale zu Marslin und wer kommt an seine dortige Stelle? Verzeihen Hochdieselben diese Freyheit. Ist das Philanthropin in gutem Stand?

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 23ten Juny 1776.

Es ist mir lieb, daß die Unordnung der Briefe durch die Lindauer Post Adresse vermieden wird. Ich habe alle meine Briefe an Ew. Hochwohlgebohren nach Gießen auf die Post geschickt, und bin versichert, daß sie von dort aus richtig besorgt worden sind.

Anbey nehme mir die Freyheit einige Concepte von Hochderoselben Fräulein Tochter ohne alle Verbesserung beyzufügen. Es liegen bey mir noch eine Menge Briefe, die sie selbst aufgesetzt hat, und wenn sie von mir corri-

giert worden sind, alsdann ins reine schreibt. Ich bin es in meinem Herzen überzeugt, daß sich ihr stylus mit der Zeit so verbessern wird, daß sie einen vollkommenen guten Brief zu schreiben wird im Stande seyn. Ihre guten Progressen die sie durch göttliche Gnade bey mir macht, ziehen mir vielen und Vornehmen Zuspruch zu. Vergangenen Dienstag war ich zu Butzbach bey unsern daselbst versammelten Landes Ständen, welchen ich mich präsentierte, zum guten Glück hatte ich einige Concepte von Hochderoselben Fräulein Tochter bey mir, welche die Herren mit Vergnügen lassen und bewunderten. Unser Herr Präsident von Moser hat mir versprochen in Kurtzem bey mir einzukehren um Hochderoselben Fräulein Tochter und Herrn Mutach kennen zu lernen.

Ueberall wo ich hinkomme, spricht man mit dem größtten Lob von der lebenswürdigen Fräulein von Tscherner, denn alle diejenigen die sie sehen und hören, sind vergnügt über ihren Fleiß und ihr gutes sittliches Betragen. Dadurch daß sie von mir und meiner Frauen in Gesellschaften geführt wird, geschieht es, daß sie lebhaft und behertzt wird, und sich daher gar nicht scheut, dasjenige herzusagen, was ich ihr angebe.

Ich danke Gott, daß ich die Ehre habe, diese lebenswürdige Fräulein zu unterweisen, denn sie vermehret meine Reputation und erhält sie.

Die Religionswahrheiten faßt sie mit vieler Begierde und Vergnügen, Sie betet gar gerne, ließt unaufhörlich die biblischen Geschichten und ist überhaupt unverdronnen und anhaltend in ihrem Fleiß. Es fehlen nur wenige Worte die sie nicht versteht, wenn sie eine biblische Geschichte liest. Das Declinieren und conjugieren gehet vortrefflich sowohl mündlich als schriftlich, und überhaupt fängt sie an viel und öfters zu reden. Ihr Fleiß munttert mich so auf, daß diese mein an und vor sich sehr mühsame und beschwerliche Information mir täglich angenehmer wird. Hr. Banquier Baumann hat mit der letzten Post wieder an mich 100 Fw. geschickt und mir geschrieben, daß er zu Weiterem keine Anweisung hätte. Ew. Hochwohlgebohren werden daher die Gnade haben, ihm die Anweisung zu dem ferneren Geld bald zuzustellen, denn ich habe bereyts wegen nötigen Kleidungsstücken vieles avancieret und die Fräulein braucht noch mehr, wie ich Hochdenenselben letzthin unterthänig gemeldet habe.

Ich werde über alle genaue Rechnung führen und sie Hochdenenselben zuschicken.

Der Operateur hat sich bey mir noch nicht eingefunden, ich werde ihm aber nunmehr, da Hochdieselben nicht entgegen sind, kommen lassen, damit er seine Operation in Gottes nahmen mit aller Behutsamkeit bey der lieben Fräulein anfangt und wo möglich glücklich vollführe.

Hochderoselben letztes Schreiben hat nur 7 Xer gekostet, ein Beweiß, daß es den geraden Weg geloffen. Die liebe Fräulein hat viel Vergnügen über den letzten Brief gehabt. Sie hat ihn fertig gelesen und nicht ehnder geruhet, bis sie alle Wordte und den ganzen Inhalt vollkommen verstanden hat.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gnade und verbleybe mit unterthänigem Respect

Ew. Hochwohlgebohren unterthäniger Diener ...

Arnoldi an von Tscherner.

Großenlinden
den 21ten August 1776.

Ew. Hochwohlgebohrnen geehrtestes vom 14ten July habe zu Anfang dieses Monats erst erhalten. Es wird mich ungemein erfreuen, wenn der gemeldete Besuch aus Chur bey mir anlangt, damit ein Auge Zeuge vorhanden ist,

welcher Hochdenenselben alles dasjenige Bestätigen wird, was ich Hochdenenselben unter göttlichem Beystand gemachten guten Progressen Hochderoselben Fräulein Tochter bereits berichtet habe. Ew. Hochwohlgebohren melden, daß der letzte Brief der Fräulein unverständlicher gewesen, als die ersten. Das kann wohl seyn, ob es mir gleich nicht vorgekommen ist, indeme man nicht zu allen Zeiten gleich aufgelegt ist gute Concepte zu entwerfen, welches wir bey uns selbst wahrnehmen können. Ich wünsche unterdessen gar sehr, daß der mir gütigst bekanntgemachte Besuch, bald ankommen möge. Ich habe Ew. Hochwohlgebohren neulich gemeldet, daß mir unser Herr Präsident, Freyherr von Moser auf dem Land tag versprochen hatte, mich zu besuchen und meine Unterweisungs Anstalten zu betrachten. Dieses gnädige Versprechen ist erfüllet worden und meine Schüler haben sich die Verwunderung und großes Lob bey diesem einsichtsvollen Herrn und seiner hohen Begleitung erworben, der sich auch gegen mich dahin herabgelassen hat, mir das beste Zeugnis bey Gelegenheit eines Tractätgen, so ich vor kurzem über diese Information habe drucken lassen und Ihm zugesendet hatte, zu ertheilen. Ich werde mir die Freyheit nehmen, dieses Werkgen, welches den Tittel führet: Praktische Unterweisung Taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren,* durch den zu erwartenden Besuch zuzusenden, und wird mir zur größten Freude und Ehre gereichen wenn es einigen Beyfahl von einem so erlauchten und erfahrenen Herrn erhält, wie Ew. Hochderoselben sind.

Seit einigen Monaten habe angefangen der lieben Fräulein Briefe zu dicitieren, die ich über Sachen aufsetzte, welche sich bey uns ereignet haben.

Ich halte das vor sehr nötig und vortheilhaft, weil sie dadurch lernt, wie eigentlich ein Brief soll aufgesetzt werden. Gleichwohlen habe sie dabey bemerkt, daß sie jetzo weit furchtsamer ist, wie vorhin ihre eigenen Gedanken hinzuschreiben, aus Besorgniß sie möge dem Brief nicht in die gehörige Form bringen. Diese Furcht nun, die keineswegs zu tadeln, sondern vielmehr zu loben ist, könnte manchem Unverständigen anstößig seyn, wenn er siehet, daß die liebe Fräulein nachdenkend vieles im Concept wieder austreicht, von neuem anfängt, und deßwegen mehr Zeit zum Concipieren braucht, als andere, die den völligen Gebrauch ihrer 5 Sinne haben.

Das lesen geht vortrefflich, sehr deutlich und verständlich. Viele Fragen aus dem Catechismus werden von ihr mit bewunderungswürdiger Fertigkeit beantwortet und in den biblischen Geschichten kommen nur noch sehr wenige Wörter vor, die sie nicht verstehen sollte. Die biblischen Geschichten des Hübners sind bereits von ihr gantz durchgelesen, und in dem Orbis pictus des Comenii ist sie gleichfalls sehr weit gekommen. Ich lobe und preise hierüber den Herrn unsern Gott und Treuen Heiland, der so mit seiner Gnade in den Schwachen mächtig ist. Ich desiderire von Ihr weiter nichts als mehrere Dreistigkeit im Reden, denn sie kann Vieles reden, wenn sie nur nicht zu schüchtern wäre. Jedoch da nun einige Kleidungsstücke nach ihrem Stand Ihr angeschafft worden sind, wie die Beilage des mehreren besagt, so werde sie öfters in Gesellschaften, besonders zu Herrn General von Rothberg in Gießen, meinem hohen Gönner führen, und ich bin versichert, daß ihr der Umgang mit dessen lebenswürdigen und tugendhaften Töchtern ungemein nützlich seyn werde. Ich habe mit gutem Vorbedacht sie bishier zu weiter Niemand als meinen Anverwandten geführt, weil ihre Progressen noch nicht zu derjenigen Vollkommenheit gebracht waren, in

* Ein Exemplar liegt im Fam.-Archiv von Tscherner in Chur.

welcher sie gottlob, jetzo sind, und sie auch keine schicklichen Kleider hatte. Mit Vergnügen berichte auch Ew. Hochwohlgebohren, daß seit kürtzen die liebe Fräulein anfängt, bisweilen Bier zu trinken, ich hoffe sie werde es endlich noch so lernen, daß sie dem kostspieligen Weintrinken ganz entsage. Doch habe ihr bisher, wie Hochdieselben aus der Rechnung ersehen, täglich einen halben Schoppen gegeben und ich hoffe Hochdieselben werden dieses Weinconto billig finden, Zum wenigsten machte mir ein Gewissen daraus, einen solchen redlichen Herrn wie Ew. Hochwohlgebohren sind, nur um einen Pfennig zu bringen. Die übrigen Kosten in beykommenderr Rechnung will ich, wenn es Hochdieselben verlangen, alle mit Quittungen belegen. Ich sende sie deßwegen nicht, weil sonst der Brief zu viel Porto kosten würde. Zitz ist noch vorhanden zu einem Rock. Die Hembder sind jetzo in der Arbeit. Was sie sonst noch braucht, wird ihr meine redliche Schwester verfertigen.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gewogenheit und verbleibe mit unterthänigem Respect ...

Da die liebe Fräulein sahe, daß ich an den lieben Papa schrieb, so setzte sie sich nieder und entwarf beykommendes Briefgen. Ich muß es einschließen, obgleich es nicht sonderlich gerathen ist, sie hat bessere Concepte in ihrem Schreibe Buch, welche der zu erwartende Besuch mitbringen wird. Es ist davon kein Wort ...

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 9ten November 1776.

In Hoffnung daß der geehrteste Herr Zunftmeister Loretz nebst den lieben Seinigen glücklich wird angekommen seyn und den gehörigen Bericht bey Ew. Hochwohlgebohren von den guten Progressen Hochderoselben Fräulein Tochter wird abgestattet, auch mein und der lieben Fräulein Briefe wird übergeben haben, berichte schuldigst, daß die liebe Fräulein noch recht gesund ist und in ihrem lernen als noch immer den nehmlichen Fleiß und Eifer beweiset, wie von Anfang. Sie ist jetzo Gott sei Dank im Stand, daß sie mir eine ganze Biblische Geschichte herliest, daß keine 10 Wörter darinnen vorkommen wovon sie nicht den wahren Verstand anzugeben im Stande wäre. Das Auswendiglernen ist ihr verdrüßlich, weßhalb ich sie auch nicht hierzu anstrenge, sondern ich bin viel mehr darauf bedacht, daß ich Ihrem Verstand die Hauptsätze der christlichen Religion einpräge, wie sie dann anjetzo nach ihrer Art im Stande ist mehr als hundert Fragen aus der christlichen Lehre fertig zu beantworten.

Herr Loretz wird vermuthlich Hochdenenselben meine Gedanken wegen ihrer vorzunehmenden Confirmation erwähnt haben, und ich hoffe, Hochdieselben werden mir es erlauben daß ich dieselbe zu seiner Zeit verrichten darf, Maßen ich am besten im Stande bin, sie zu examinieren, Und da ich sie die christliche Religionlehre, so werden Hochdieselben, wie ich hoffe, keine Rücksicht hierauf nehmen, daß ich ein Evangelisch Lutherischer und kein Reformierter Prediger bin. Oder wenn dieses wieder Vermuthen nicht angehen sollte, so wäre mir es lieb, daß ich die liebe Fräulein nach Hauß begleiten, und sie bey Hochdenenselben zu seiner Zeit examinieren dürfte, so würde ich alsdann auch im Stande seyn, Hochdenenselben deutlich zu zeigen, wie groß ihre Erkänntnis sey, und wie man mit ihr zu Werk gehen müßte, wenn man mit ihr reden, sie über etwas berichten, oder etwas von ihr wissen wolle. Die vorzunehmende Reise würde ich so einrichten, daß sich Hochdieselben über ... zu große Unkosten zu beschweren

nicht Ursach finden sollten. Das war es, wovon ich mit Herrn Loretz noch besonders geredet habe, und dieser redlich gesinnte Herr wird Hochdenenselben mündlich alles weitläuffig hinterbringen, als ich es schriftlich tun kann. Doch überlasse alles lediglich Hochderoselben klugen Ermessen und gütigen Befehlen.

Meine Frau hat über das mit der geachtetsten Frau Zunftmeisterin die nöthige Abrede genommen wegen Kleidungs Stücken so der lieben Fräulein noch unumgänglich nötig waren und ich übersende Hochdenenselben im begehenden das Verzeichnis meiner Auslagen.

Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung und schönster Empfehlung an den Hochgeehrtesten Hhr. Zunftmeister Loretz allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 6ten Oktober 1776.

Endlich ist der so lang erwartete Besuch aus Chur angekommen. Ew. Hochwohlgebohrnen Fräulein Tochter und wir waren darüber höchst erfreut. Ich habe in der Geschwindigkeit, weil der Herr Zunftmeister Loretz sich bei uns nicht lange aufhalten konnte, die liebe Fräulein examinieret und nach denen von ihr abgelegten Proben werden Hochdieselben erfahren, daß ich es bis hieher an Fleiß und Treue nicht habe ermangeln lassen.

Ich lebe der gewissen Zuversicht, daß der Herr ferner meine Arbeit an der lieben Fräulein so segnen werde, daß sie Ew. Hochwohlgebohrenen in der von Ihr sich gemachten Hoffnung zu seiner Zeit sich nicht werden betrogen sehen und nach Verlauf eines Jahres hoffe ich, werde sie im Stand sein, daß sie ihr Glaubens Bekändnis öffentlich wird ablegen können, wie ich ihr denn bereits die meisten Begriffe der Heilslehre, so ich unmittelbar aus der H. Schrift gezogen habe, ihr beygebracht habe, wovon der rechtschaffene Herr Zunftmeister bey Hochdenenselben des mehreren Erwähnung thun wird. Es that mir sehr leid, daß dieser Herr sich nur so kurze Zeit bey mir aufhalten konnte, weil ich ihm gerne mehrere Hoflichkeiten erwiesen und mehrere Proben des Fleisses der lieben Fräulein gezeigt hätte. Der Herr Zunftmeister wird Ew. Hochwohlgebohren ein Paquet Briefe, so die liebe Fräulein meistens concipiert hat, nebst einem Tractätlein von mir einhändigen. Es wird mich freuen, wenn das letztere einigen Beyfall von Hochdenenselben erhalten wird. Zugleich statte ich Ew. Hochwohlgebohren den Verbündlichsten Dank ab, vor das Ditzend Halstücher womit Hochdieselben meine Frau und Schwester durch Herrn Zunftmeister gütigst haben beschenken lassen. Eben dieser Herr hat auch meinem Kind einen Ducaten vor die kleine Höflichkeit verehrt, welche wir Ihm erzeigt haben. Von Herrn Baumann aus Frankfurth sind mir die enge-wiesenen 150 Fw. im vorigen Monat richtig ausbezahlt worden. Meine Frau hat wegen Anschaffung des Nötigen vor die liebe Fräulein mit der Frau Zunftmeisterin gesprochen, und wird mit Vergnügen den desfalls erhaltenen Auftrag besorgen.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gewogenheit und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 1ten Januar 1777.

Es ware mir sehr angenehm von Ew. Hochwohlgebohren zu vernehmen, daß Herr Loretz nebst den lieben Seinigen glücklich zu Hauß angekommen, und daß Hochdieselben

mir dero Zufriedenheit über meine unternommene Arbeit mit Hochderoselben lieben Fräulein Tochter bezeuget haben. Ich finde Hochderoselben gemachten Erinnerungen gegründet und werde dieselben nach Möglichkeit zu erfüllen trachten. Es ist wahr, die liebe Fräulein muß sich noch immer Zwang anthun, wenn sie mit andern redet, dahero es dann geschieht, daß sie zum öftern mit andern, mich und meine Frau ausgenommen, mit Zeichen redet. Allein so wie sich die Begriffe nur nach und nach aufklären, und die Redens Arten, nur nach und nach erlernt werden, so verliert sich auch nur nach und nach dieser Zwang, und so wie sie mit mir redet, so wird sie auch mit andern reden lernen. Wenn es die Zeit verstattet hätte den Herrn Loretz und die lieben Seinigen zu berichten wie man mit der lieben Fräulein reden müßte, so würden sie eben so gut, wie ich, im stand gewesen seyn, ein Gespräch mit ihr, nach ihrer Fähigkeit zu führen. Ich bathe es mir von diesen lieben Gästen aus, einige Tage bey mir zu verharren, allein meine Bitte wurde mir abgeschlagen. Mithin konnten sie von der lieben Fräulein weiter nichts sehen und hören, als was sie Ew. Hochwohlgebohren berichtet haben. Ihre Briefe sind freylich noch nicht in dem gehörigen Zusammenhang, doch so beschaffen, daß sie von ihren bey mir gemachten guten Progressen sattsam zeugen und bei Kennern haben sie noch jederzeit Verwunderung erreget. Und wie könnte es wohl möglich seyn, daß sie nach der kurtzen Zeit das ich sie zu informieren die Ehre habe, eine bessere Form haben könnte, da ja bey gesunden Leuten eine geraume Zeit und viele Jahre dahingehen, bis sie einen ordentlichen Brief schreiben können. Wenn nun Ew. Hochwohlgebohren bedenken, daß zu der Zeit, daß die liebe Fräulein zu mir kam, Sie nicht im Stande war, aus ihrem Kopf nur ein einziges Wort zu schreiben, wovon sie die wahre Bedeutung hätte angeben können, so werden mir Hochdieselben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich sie in dieser kurtzen Zeit, wirklich weiter gebracht habe, als wohl zu erwarten stunde, und ich weiß es gewiß, daß Niemand in der Welt sich diese Mühe würde gegeben haben, die ich bei dieser höchst sauern und beschwerlichen Unterweisung vorgekehrt habe.

Ew. Hochwohlgebohren haben aus Montmirail Briefe von der lieben Fräulein erhalten, allein wie mir Herr Loretz eröffnet hat, so hatte es damit folgende Beschaffenheit. Ihre Gespielinnen setzen sie auf, und die liebe Fräulein copierte sie, oder machte sie nach. Weil mir Hochdieselben befehlen, ihre eigenen Concepte ohne alle Verbesserung einzusenden, so habe diesen Befehl in aller Strenge befolgt, und ich machte mir ein Gewissen daraus, einen so rechtschaffenen Herrn zu hintergehen, wie Ew. Hochwohlgebohren sind. Diese aufgesetzten Concepte haben nach der Hand verbessert, und habe allemahl der lieben Fräulein gezeigt, worinnen gefehlt war. Ich widme meinen Schülern nicht nur täglich 6—7 Stunden, wo ich sie unterweise, sondern sogar alle Zeit, die ich nur gewinnen kann, und eine jede Gelegenheit wird von mir zu ihrem besten benützt. Weil ich ihre Unterweisung im lesen, reden und schreiben, als die Hauptsache betrachtete, so haben die übrigen Frauenzimmer Beschäftigungen nur als Nebendinge von ihr können betrieben werden, jedoch wird sie darinnen auch, so viel die Zeit verstattet, unterwiesen. Auf Hochderoselben Befehl gehet sie allemahl von 11 bis 12 Uhr zu meiner Frau in die Küche. Die Stunde von 1 bis 2 Uhr ist zu ihrer Recreation ausgesetzt. Von 8 bis 11 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags wird informiert.

Die übrige Zeit aber wird unter Anleitung meiner braven Schwester und Frau den weiblichen Geschicklichkeiten gewidmet.

Was die Religionswahrheiten betrifft, so habe bisher alles dasjenige pünktlich befolgt, was Hochdieselben in dero geehrtestem sehr weislich angemerkt haben, und ich lehre sie keine andern Sätze, als solche, die ich unmittelbar aus dem geoffenbarten Wort Gottes herausziehe und die anjetzo mit ihrem Verstand fassen kann. Ich binde mich dahero an keinen Catechismus, und die Sätze die sie lernt, werden durch Fragen und Antworten so lang und viel zergliedert, bis sie derselben wahren Verstand begreift. Ihre Erkenntnis davon ist nicht geringe und vielleicht weiß die liebe Fräulein anjetzo mehr, als gesunde Leute, die nach der gemeinen Art unterrichtet, viele Jahre Kirche und Schule besucht haben. Sie weiß überdies was beten heiße, und sie trägt mit eigenen, jedoch sehr kurtzen Redens Arten dem lieben Gott ihre Not vor. Z. b. Ich danke Gott, daß ich noch gesund bin. Ich danke Gott daß er mir meinen lieben Papa bis hierher erhalten hat. Ich danke Gott, daß ich durch Christum Jesum, meinen Heiland bin erlöst worden. Ich bitte Gott um Erleuchtung, um Bewahrung vor Sünden, um seinen heiligen Geist. Ihre Gebete sind kurtz doch bündig, und daher vor Gott gefällig. Außerdem betet sie ganz deutlich, das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von allen Sünden, Amen. Das Vater Unser, die Rede Jesu von der Taufe, die 3 Glaubens Artikel. Diese Stücke spricht sie nicht bloß maschinenmäßig, so wie der Papagay, sondern sie weiß auch den wahren Verstand dieser Sachen, maßen ich sie nichts auswendig lernen lasse, als wovon sie in ihrem Verstand die richtigen Begriffe erlangt hat. Folglich hat sie die wahren Begriffe von Gott seinen Eigenschaft, von dem Erlösungswerk, von den heiligen Sacramenten, von der Auferstehung der Todten und einem ewigen Leben nach einem seeligen Tod, in der Gesellschaft unseres Heilandes, aller Engel und vollendeten Gerechten. Ich hüte mich sorgfältig, daß ich ihr nichts von denen Subtilitäten der Gelehrten beybringe, sondern ich lehre sie die Religion unseres lieben Heilandes.

In meinem letzten Schreiben, dem ich die letzte Rechnung beygefüget, hatte ich Ew. Hochwohlgebohren von Ihrer diesen Sommer vorzunehmenden Confirmation Erwehung getan, Hochdieselben haben mir darauf nicht geantwortet. Ich weiß also nicht ob Hochdieselben dieses Schreiben erhalten haben. Wenn die liebe Fräulein wie ich hoffe, so weit kommt, und Hochdieselben es genehmigen daß sie bey mir confirmiert werde, so geschähe mir deßwegen ein großer Gefallen, weil ich dadurch dem Lästere das Maul stopfen und jedermann zeigen könnte daß die Krafft Jesu in den Schwachen mächtig seye. Wollen aber Ew. Hochwohlgebohren dieses wichtige Werk bis auf die, Gott gebe glückliche Zurückkunft der lieben Fräulein verschieben, so lasse mir auch dieses gefallen, besonders da Hochdieselben nicht entgegen sind daß ich die Fräulein nach Hauß begleiten und alsdann bey Ihrer Confirmation examinieren darf. Dieses Letztere ist um so nöthiger, weil wohl schwerlich ein anderer diese Examen vornehmen kann, es wäre denn, daß er von mir hierüber berichtigt würde.

Ew. Hochwohlgebohren haben die Zurückkunft Hochderoselben lieben Fräulein Tochter auf nächstkommenden Sommer festgesetzt. Nun weiß ich nicht, ob sie nur einen Besuch abstatten soll, oder ob Hochdieselben beschlossen haben sie alsdann ganz bey sich zu behalten. Ist das erste, so würde es mir zwar zur ausnehmenden Freude und Ehre gereichen, wenn ich zu der persönlichen Bekantschaft eines so angenehmen, rechtschaffenen und gottesfürchtigen Herrn gelangte, wie Ew. Hochwohlgebohren sind. Allein wenn Hochdieselben bedenken, daß dieser Besuch 1. mit großen Kosten verknüpft ist, und sodann 2. einen merklichen Aufenthalt in der nöthigen Unterweisung verursacht,

ich auch 3. starke Vermuthung habe, daß der Hohe Staatschreiber Mutach aus Bern erst anno 1778 seinen Herrn Sohn zum Besuch wird kommen lassen, so hielte unmaßgeblich davor, mit diesem Besuch noch ein Jahr anzustehen.

Sollte das letztere seyn, nemlich Hochderoselben Fräulein Tochter vor beständig bey sich zu behalten, so würde mir dieser Endschluß nur um deßwillen empfindlich fallen, weil ich das Werk meiner Unterweisung noch nicht zu seiner Vollkommenheit gebracht hätte und ich dahero den Verdruß hätte, daß entweder ein anderer in meine Aernde trätte, oder daß ich wohl gar dem Lästler in die Hände fiel. Ich traue es aber der Redlichkeit und Gottesfurcht Ew. Hochwohlgebohren zu, daß mich Hochdieselben in diesem Stück nicht beschämen, oder etwas unternehmen werden, welches meiner Ehre und meinem sauer erworbenen Ruhm, den ich nur der freyen Gnade meines Gottes zuschreibe, entgegen wäre, sondern ich hoffe vielmehr Hochdieselben werden die Zurückberufung Hochderoselben Fräulein Tochter bis auf das 1778te Jahr verschieben, damit Hochdieselben, nicht nur auf das angenehmste überrascht, sondern auch das Vergnügen haben könnten nach Hochderoselben Ermessen sie vielleicht vor beständig bey sich zu behalten. Je länger sie bey mir bleibt, je vollkommener wird sie, und auf den einmahl gelegten guten Grund kann ein festes und dauerhaftes Gebäude aufgeführt werden. Ew. Hochwohlgebohren glauben nur nicht, daß mich das schnöde Interesse dieses schreiben heißt, sondern aufrichtige Hochachtung und wahre hertzliche Liebe vor Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben liebe Fräulein Tochter. Daß dieses Grund habe, können Hochdieselben daraus abnehmen, weil ich bishier kein andern angenommen habe, deren anzunehmen ich von verschiedenen Arten den Auftrag erhalten habe. Ich will zuerst dieses Werk unter der gnädigen Leitung meines Gottes zu Ende bringen, und sodann sehen, ob ich andern Hörlossen noch nützlich seyn kann. Meine jetzigen Vortheile sind geringe, weil ich meine Pensionairs, wie mir der Herr Aufseher des Herrn Mutach, nebst andern bezeugen muß, honet halte, und ich es an nichts fehlen lasse.

Der Gr. Trichter vor Stimme — *tubus acusticus* — ist mir bekannt. Ich will mich bemühen, daß ich einen oder zwei aus Frankfurt erhalte. Allein ich verspreche mir davon wenige, oder gar keine Vortheile, massen ich mit ähnlichen Instrumenten bereits bey der lieben Fräulein vergebliche Versuche gemacht habe.

Ich habe die liebe Fräulein so gewöhnt, daß sie mir und andern alles am Mund absieht und ihr unmerkliches und unbedeutendes Gehör nutzt mir gar nichts bey meiner Unterweisung und würde auch vor andere, die mit ihr reden wollen, sehr beschwerlich fallen, wenn sie den großen Trichter applicierte, weil man doch immer sehr laut reden müßte, wenn sie vermittelt des Gehörs die Gedanken anderer erfahren sollte. Zu seiner Zeit werde Ew. Hochwohlgebohren ausführlichen Berichten wie man verfahren muß, wenn die liebe Fräulein Tochter andere Leute ihre Reden verstehen soll, welche Berichtigung bald gelernt und von jedermann gerne angenommen werden wird.

Meine Frau stattet vor das bestimmte Donceur den verbindlichsten Dank ab.

Es bleibt mir nichts mehr übrig, als daß ich Ew. Hochwohlgebohren bey dem gegenwärtigen Jahreswechsel meinen aufrichtigen Glückwunsch abstatte. Der A. . . . liche lasse Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben illustere Familie aus der Fülle seiner Gnade stets nehmen Gande um Gande. Er belebe Hochdieselben bey Ihren wichtigen Aemtern mit seiner Kraft und brynge Hochderoselben ruhmvolles Leben bis auf das entfernteste Ziel des menschlichen Alters in allem Vergnügen und wahren Wohlergehen. Erhalten

mir Hochdieselben Ihre Gunst und Gewogenheit, und glauben von mir, daß ich mit unterthänigem Respect und schönster Empfehlung an den rechtschaffenen Herrn Zunftmeister Lorentz und die lieben Seinigen alstets . . .

P. S. Die 180 Fw. So sind von Banquier Baumann aus Frankfurth noch nicht gekommen, ohneraxtet ich deswegen an ihn schon 2 mahl geschrieben habe. Er muß also die Anweisung noch nicht erhalten haben.

Arnoldi an von Tscharnier.

Großenlinden
den 22 Jänner 1777.

Wie es mir dermahlen mit dem Herrn Banquier Baumann in Frankfurt wegen denen von Ew. Hochwohlgebohren beordneten 180 Fw. ergehe, werden Hochdieselben aus seinem eigenhändigen Schreiben des mehreren ersehen.

Da ich nun gewiß versichert bin, daß Ew. Hochwohlgebohren die bestimmten 180 Fw. schond vor geraumer Zeit an den Kaufmann in Altstätten ausgezahlt haben, so ersuche Hochdieselben unterthänig, diesen Kaufmann zu ermahnen, daß er in Zukunft bessere und geschwindere Orders nach Pflicht an Herrn Baumann ausstelle.

Ich hoffe, Ew. Hochwohlgebohren werden mein weitläuffiges Schreiben und Neujahrswunsch erhalten haben und sehe einer beliebigen Antwort begierig entgegen um zu erfahren, ob Hochdieselben meine unterthänigen Vorschläge Hochgeneiget genehmigen.

Hochderoselben Fräulein Tochter ist noch gesund und vergnügt. Im Fleiß ist sie Gott sei Dank noch anhaltend und fängt jetzt auch an zu rechnen. Sie spricht alle Zahlen in die 10 und 20 Tausend fertig und ohne Anstand aus und addiert recht gut.

Mangel der Zeit und des Materials erlaubt mir nicht anjetzo weitläufftiger zu seyn. Ich empfehle mich zu beharrlicher Gewogenheit und habe die Ehre mit unterthänigem Respect allstets zu verharren . . .

Arnoldi an von Tscharnier.

Großenlinden
den 2ten Febr. 1777.

Endlich hat Herr Baumann die 180 Fw. überschickt und mich versichert, daß Ihme diese Saumseligkeit nicht könnte zugeschrieben werden, sondern seinem Freund in Altstätten, welcher sich damit entschuldigt, er hätte die Gelder und Anweisung nicht ehnder erhalten. Er erklärt sich alle Messen die Zahlung zu leisten, weil es ihm sonst zu viel Mühe verursachte. Ich habe ihm gestern geantwortet und begreyflich gemacht, wie Ew. Hochwohlgebohren bereits im Monat November a. p. diese Gelder ausgezahlt, und zu fernerer Uebersendung an mich, die nöthige Orders ausgestellt hätten. Wenn Ew. Hochwohlgebohren den Ohren Trichter bekommen können, so bitte mir denselben zuzuschicken, damit ich auch hierinnen Hochderoselben Befehl befolgen könne. Ist es wie ich fast vermuthe, nicht von dem erwünschten Erfolg, so schadet es doch nichts, und die liebe Fräulein ist gottlob im Stand, alles dasjenige, was sie versteht, mir und andern an dem Munde abzulesen, und auf diese Weise schreibt sie auch alles mit der größten Fertigkeit nieder, was ich ihr in die Feder dictiere. Wenn der Ohren Trichter bey ihr appliziert wird, und sie hört Wörter, die sie nicht versteht, so müßten sie ihr doch allemahl nach meiner Methode erklärt und erläutert werden, welches Ew. Hochwohlgebohren hieraus abnehmen können, daß es ebenso bey gesunden Leuten zu geschehen pflegt, wenn sie etwas unbekanntes hören. Z. E. Ich höre meine Rede in chinesischer Sprache, die ich nicht verstehe, so

vernehme ich zwar den Schall, allein ich begreife doch nicht den Verstand der Rede.

Die Confirmation bey uns betreffend, so besteht solche in weiter nichts, als in einer genauen Prüfung ob wir den Verstand der Heilslehren begriffen haben. Die Prüfung wird mit einem inbrünstigen Gebet zu Gott beschlossen, daß er das angefangene gute Werk vollführen und den Confirmanten durch seine Gande zum ewigen Leben erhalten wolle. Nach diesem wird dem Confirmanten das Abendmahl, eine wahre Seelenspeise, zur Stärkung seines Glaubens und zur Versieglung seines erneuerten Bundes gereicht. Ferne sey es von mir Hochderoselben Fräulein Tochter zu einer andern Religion zu führen, sondern sie ist und bleibt eine evangelisch reformierte Christin. Die Besorgnis einer allzu großen Vertraulichkeit Hochderoselben Fräulein Tochter mit Herrn Berner oder Herrn Mutach, die Ew. Hochwohlgebohren in dero Geehrtestem geäußert, ist eine ganz vergebliche, denn 1. haben ich noch keine dergleichen Neigung an der lieben Fräulein wahrgenommen, 2. schläft sie bei meiner Schwester in unserm Wohnzimmer unter den Augen meiner lieben Frau und mir, wie bereits ehedem gemeldet habe. 3. ist Herr Bernauer ein vernünftiger, gesetzter und braver Mensch, dem sie, was das feine sittliche Betragen anbelangt, gar viel zu verdanken hat. 4. ist der junge Herr Mutach, so jetzo 16 Jahre alt ist, ein sehr kluger Mensch, welcher gar zu wohl weiß, daß diese Neigung strafbar und Gott mißfällig ist, und an dem ich bis dahero nicht das mindeste angemerckt habe, daß er irgend ein Liebes Verständnis gegen hochderoselben liebe Fräulein Tochter in seinem Herten hegte. Item, so was zu besorgen stünde, würde ich gewiß auf die geschwindeste Trennung bedacht seyn, denn die Ehre meines Hauses und meines Rufes würde allzusehr aufs Spiel gesetzt werden. Daß aber diese Besorgnis bey Ew. Hochwohlgebohren aus einigen Ausdrücken der lieben Fräulein erstanden, bedarf folgender Erklärung. Herr Berner hat bei Herrn Luz in Bern informiert, und kennt die Lisette Luz, welche in Montemirail gewesen ist. Dieses hat Herr Berner der lieben Fräulein erzählt und sie gefragt, ob sie die Lisette Luz kenne. Mit dieser Lisette Luz wird nun Herr Berner zum öftern von der lieben Fräulein vexieret, die ihm öfters im Scherz gesagt, Herr Berner solle diese Lisette Luz heurathen. Wenn die liebe Fräulein von Herrn Berner und Herrn Mutach sagt, sie seyen schön, so ist solches weiter nichts als ein Compliment, welches sie öfters bey vorkommenden Gelegenheiten noch mehreren zu machen pflegt. Was Ew. Hochwohlgebohren wegen der nach Hauß Berufung Hochderoselben Fräulein Tochter beschlossen haben, werde ich mir gefallen lassen. Hochdieselben werden hierinnen als ein kluger und vor das Wohl ihres geliebten Kindes sorgender Vater handeln. Ich will unterdessen alles dasjenige getreu und gewissenhaft befolgen, was zu der Vollkommenheit Hochderoselben Fräulein Tochter gereichen kann, und werde es gewiß an meinem Fleiß und Flehen zu Gott nicht fehlen lassen.

Noch eines darf ich zu erinnern nicht vergessen. Wenn die liebe Fräulein von küssen in ihren Briefen redet, so versteht sie darunter weiter nichts, als eine erlaubte höfliche Liebkosung, womit sie gewiß keinen argen und unerlaubten Gedanken verbindet, und seit dem sie bey mir ist, ist sie gewiß noch von keiner Mannspersohn geküßt worden. Wer sich mit der Unterweisung der Jugend beschäftigt, wird wahrnehmen, daß es gewiß Perioden giebt, wo man keinen sonderlichen Fortgang verspüret, und daß sich unsere Schüler bey gewissen Stücken unserer Meinung nach allzulang aufhalten. Sind aber diese Schwierigkeiten überstanden, so sind die Progresse sichtbarer und auffallender.

Ich wundere mich über nichts mehr, als daß man von solchen Hülfbedürftigen geschwindere und größere Progressen als von gesunden Leuten verlangt. Eben diese Klage führt mit mir der bewährte Superintendent Lechner mit dem ich correspondiere und der die stumme Fräulein von Meding in die 5 Jahre informiert, welche aber noch nicht halb so weit ist, als Hochderoselben Fräulein Tochter. Wie viele Jahre lauffen dahin, bis unsere Kinder im Stand sind ordentliche Briefe zu schreiben und ihre Gedanken in Ordnung zu bringen. Wenn ... einen ordentlichen Brief schreiben will, das uns vor allen Dingen der Sprache in welcher er schreiben ... bet vollkommen kundig seyn und ordentlich denken können. Bishier habe mich hauptsächlich beschäftigen müssen, der lieben Fräulein copiam vocabulorum beyzubringen und die Wörter zu erklären. Sodann ihr vermittelst der Declination und Conjugation zu zeigen, wie diese Wörter in dem Zusammenhang gebraucht werden müssen. Schwierigkeiten wobey die Haare zu Berge stehen und mir manchen Schweißtropfen ausgepreßt haben! Diese Schwierigkeiten sind meistens überstanden, und nun könnte ich die Freude haben, eine reiche Erndte zu tun, wenn ich länger die Ehre hätte, diese brave und tugendhafte Fräulein zu unterweisen.

N. B. Wenn ich von einer reichen Erndte rede, so geht dieses nicht auf meine äußeren Vortheile, (denn diese sind sehr geringe) sondern ich ziehe hier auf die weitere Erkenntnis, so die liebe Fräulein gewiß verlangen könnte.

Die liebe Fräulein, die ihre wachsende Vollkommenheiten einsieht und täglich mehr spüret, erblassete, als ich Ihr den gefaßten Endscluß ihres Herrn Vaters eröffnete, daß nemlich ihre Zurückreise auf nächstkommenden Herbst festgesetzt seye und ihr unvermutheter Abschied wird ihr gewiß die bittersten Thränen auspressen. Höchst tröstend und beruhigend vor mich ist dieses: daß Ew. Hochwohlgebohren in meine Redlichkeit kein Mißtrauen setzen, und diese mir geäußerte edle Gesinnung soll mir noch ein stärkerer Antrieb seyn, meinen Fleiß und meinen Eifer zu verdoppeln, damit Hochdieselben sich in Ihrer Hoffnung (so viel nemlich mit Grund zu hoffen ist) nicht getäuscht sehen.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharnier.

Großenlinden
den 26ten Mertz 1777.

Mich auf mein letztes Schreiben im February worauf ich keine Antwort erhalten, beziehend, Berichte Ew. Hochwohlgebohren daß Hochderoselben Fräulein Tochter Gott lob noch gesund ist und wacker lernet. Hochdieselben werden gewiß Freude an ihr haben und der ihrethalben verursachte Aufwand wird Hochdieselben niemahlen gereuen.

Ew. Hochwohlgebohren werden wie ich hoffe, durch mein letztes überzeugt worden seyn, daß Hochdieselben nichts Wiedriges von Seiten des jungen Mutach, des Herrn Berners und Hochderoselben Fräulein Tochter zu befürchten haben. Diese ist zu tugendhaft und jene sind zu vernünftig, als daß etwas von dergleichen Art zu besorgen stünde.

Die liebe Fräulein besteht noch immer darauf, dieses Jahr bey mir zu bleiben, und hat mich gar ernstlich ersucht, Ew. Hochwohlgebohren zu diesponieren, daß ihr dieses mögte gütigst verstattet werden. Ich finde Ihre Bitte gerecht und hoffe dahero von seiten Ew. Hochwohlgebohren eine gütige Bewilligung derselben. Da ich auf Hochderoselben gütige Erlaubnis die liebe Fräulein nach Hause zu begleiten

entschlossen bin, so können Ew. Hochwohlgebohren hieraus abnehmen, daß meine Absichten redliche sind, und daß ich es hertzlich gut so wohl mit Ew. Hochwohlgebohren als Hochderoselben lieben Fräulein Tochter meine.

Ich traue es der Redlichkeit Ew. Hochwohlgebohren zu, daß mich Hochdie selben weder einer Arglist noch des schändlichen Eigennutzes fähig halten werden, da ich in der lieben Fräulein Bitte eingewilliget habe.

Aus Beykommenden Schreiben von Herrn Baumann werden Hochdieselben abnehmen, wie es mir mit denen auf den 22ten dieses fälligen Quartal Geldern ergeheth, und hoffe Ew. Hochwohlgebohren werden desfalls die nöthigen Ordres gütigst ertheilen.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharnier.

Großenlinden
den 16 April 1777.

Ew. Hochwohlgebohrnen Berichte in Unterthänigkeit, daß ich die 16 Carolins durch Ew. Conrad Meyer aus Frankfurth richtig erhalten habe. Ich werde über dieses Geld nach Hochderoselben Befehl, wie bisher geschehen Rechnung führen, und sie hochdenselben zu seiner Zeit vorlegen.

Ew. Hochwohlgebohrnen behalten als Vater allemahl das Recht über Hochderoselben tugendhafte und geliebte Tochter, ihre Abreise betreffend nach Gefallen zu disponieren, und wenn ich mich in meinen Briefen an Hochdieselben habe merken lassen, daß ich wünschte Ew. Hochwohlgebohren mögten sie noch ein Jahr in meiner Unterweisung lassen, so ist das keineswegs aus schnödem Eigennutz, sondern wahrhaftig aus wahrer unterthäniger Hochachtung und aus wahrer Liebe gegen die brave Fräulein, die mich die Zeit über nicht ein einziges mal betrübt oder erzürnt hat, geschehen. Ich kann es aus diesem Grund auch gar nicht bergen daß mir und den Meinigen ihr Abschied sehr empfindlich fallen wird, und aufrichtige Liebe und Vorsorge gegen sie, wie nicht weniger wahre Hochachtung gegen Ew. Hochwohlgebohren und ein großes Verlangen einen so rechtschaffenen Herrn, wie Hochdieselben sind, persönlich kennen zu lernen, ist der einzige Beweggrund, warum ich den Entschluß gefaßt habe, diese beschwerliche Reise zu unternehmen, um die Ehre zu genießen Hochderoselben Fr. Tochter in die Hände ihres geliebten und edeln Herrn Vaters selbst zu überliefern. Ich werde unterdessen unter dem Aufsehen Gottes mit aller Treue und Redlichkeit fortfahren, fernere Vervollkommnung bey der lieben Fräulein zu befördern, und zu Gott unablässig beten, daß er seinen reichen Segen zu meinen Bemühungen gnädiglich verleihen wolle.

Hier in unserer Gegend ist Hochderoselben geliebte Fräulein Tochter der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung, und es kommen sehr oft Fremde zu mir, welche ihre Neugierde befriedigen, und zufrieden mich verlassen, indem der glückliche Erfolg, wie sie sagen, ihre Erwartung übertrifft.

Bey diesen schönen Frühlingstagen haben wir auf einige Tage eine Lustreise zu meinen Anverwandten nach Gießen gemacht. Wir besuchten unter den Vornehmen besonders den Herrn General von Rothberg, Comendant dieser Festung und den Herrn Canzler Klipstein. Auf Ersuchen dieser Herrn examinierte meine lieben Schüler, besonders Hochderoselben Fräulein Tochter aus der Glaubenslehre.

Sie beantwortete mehr als 100 Fragen fertig und mit aller Unerschrockenheit, so daß sie Bewunderung und ge-

rechtes Lob, ich aber Ehre von meiner Unterweisung erhielte. Hierauf führte ich sie in die große Essemblée die alle Donnerstage ist, und jedermann bemühte sich ihr Achtung und Ehre zu beweisen. Ihr übriges Betragen war so gesittet, daß Jedermann mit ihr vollkommen zufrieden war, und mit Liebkosungen und gerechtem Lob überhäufte. Herr General von Rothburg bat es sich besonders aus, daß wir ihn öfters besuchen und bey ihm zu Mittag speisen sollten. Als ich unter anderm die liebe Fräulein fragte: wie heißt der Herr Gemahl unserer lieben Frau Schwester? Und sie die Antwort erthilte: Herr von Planta! so stutzte der Herr General von Rothburg und erwiederte: diesen Herrn habe ich die Ehre gar wohl zu kennen, er ist Hofmeister bei unserm Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen gewesen, und hat mich nach Gießen gebracht. Ich thue dieses Umstandes deßwegen Erwähnung, daß sich Ew. Hochwohlgebohren allenfalls durch Hochderoselben Hr. Schwieger Sohn bey dem Herrn General von Rothburg erkundigen könnten, wie das Examen mit der lieben Fräulein bey ihm abgelauffen wäre. Jedoch Ew. Hochwohlgebohren sind so gütig, daß Hochdieselben nicht das geringste Mißtrauen in meine redlichen Bemühungen setzen, und ich bezeuge es Hochdenselben aufrichtig, daß ich aus aller Kraft mein Information treulich besorgt habe und ferner noch besorgen werde.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß die Reichsgräfin von Solm Lick ein besonders gutes Medicament hätte, das Gehör zu erwecken. Ich schrieb deßwegen an sie und bat unterthänig um Rat und Hülfe. Ich erhielt auch von ihr einen wohlriechenden Spiritus und ein großes Glas zum abführen. Ich brauchte die Arzenei nach der mir gegebenen Vorschrift, allein ohne die geringste Besserung. Die gute Gräfin, die allen notleidenden ohne Entgelt hilft, berichtete mir, daß mit der lieben Fräulein und Herrn Mutach zu lange seye gewartet worden weßhalb sie mir nicht garantieren könnte, ob die Arzenei, die ich auf ihre Gefahr brauchen könnte, anschlagen würde. Unterdessen hat die liebe Fräulein nach ihrer Art ein Danksagungsschreiben an die Reichsgräfin gesandt, welches sehr gütig aufgenommen worden ist.

Ogleich die liebe Fräulein ein sehr unbedeutendes Gehör hat, so hat demnach nunmehr der gnädige Gott so vor sie gesorgt, daß sie andern am Mund fast alles absehen kann, was sie mit ihr reden, wenn man nur recht langsam, Sylbe vor Sylbe mit ihr spricht, anbei ist sie jetzt im Stand alles deutlich zu fordern, was sie haben will. Anbey schreibt sie alles mit großer Fertigkeit nieder, was man ihr in die Feder dictiert, liest fast so deutlich als ein gesunder Mensch, und fängt nun auch an, das gelesene zu verstehen. Die Wörter und Redensarten die ihr unverständlich sind, werden ihr nach meiner Methode erklärt, und sie wird es nunmehr gewiß noch recht weit in der Erkenntnis bringen und mit der Zeit auch bessere Briefe schreiben lernen. Ohnmöglich kann alles auf einmahl zu Stande gebracht werden. Es ist mir liebe daß Ew. Hochwohlgebohren den Gedanken von dem Ohrentrichter haben fahren lassen, denn gesetzt, sie würde vermittelst dieses Instrumentes, die Töne der Wörter vernehmlich hören, so würde sie doch dieselben nicht verstehen und würde ihr ebenso gehen, wie uns, wenn wir eine unbekante Sprache reden hören. Es müßte doch alsdann allemahl nach meiner Methode mit ihr verfahren werden, wenn Begriffe bey ihr sollten erweckt werden.

Die Art sich verständlich zu machen, wird Ew. Hochwohlgebohren gewiß gefallen, wenn ich die Ehre haben werde, sie Hochdenselben vorzuzeigen, denn sie ist auf beiden Theilen gantz ohne Zwang, da im Gegentheil die Anwendung des Ohren Trichters gewiß einen Uebelstand

verursachen würde. Wenn Herr Meyer sich nur noch einige Tage in Frankfurth aufgehalten hätte, so würde ihn mit Gegenwärtigem belästigt haben, so aber habe zu spät Nachricht von ihm erhalten.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren zu beharrlicher Gewogenheit und habe die Ehre mit unterthäniger Hochachtung allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 17ten May 1777.

Ew. Hochwohlgebohren werden nunmehr mein letzteres, worin ich Hochdenenselben den Empfang der 176 Fw. berichtet, empfangen haben. Auf Hochderoselben geehrtestes vom 6ten April erwiedere in schuldigster Antwort daß mich der Vorwurf Ew. Hochwohlgebohrenen sehr betrübt hat, da Hochdieselben mich in Argwohn haben, als traute ich Hochdenenselben nicht. Ich glaube nicht, daß ich bishero darzu Anlaß gegeben habe, und wenn ich Hochdenenselben die schlechten Ausflüchten eines Baumanns in Frankfurth berichtet habe, so ist das ja noch kein Beweis, daß ich in der Besorgnis gestanden, Hochdieselben würden mir die stipendierten Quartal Gelder nicht auszahlen lassen, sondern ich dachte, es erfordere meine Pflicht, daß ich Hochdenenselben davon in Zeiten Nachricht ertheilte, da mir ohnehin bewußt war, daß von Seiten Ew. Hochwohlgebohrenen die Auszahlung dieser Gelder schon lange vorher geschehen sey. Daß ich aber zu Ew. Hochwohlgebohren als einem Gottesfürchtigen und rechtschaffenen Herrn von Anfang bis hieher das beste Zutrauen müßte gehabt haben, können ja Hochdieselben daraus leichtlich abnehmen, daß ich Hochderoselben Fräulein Tochter auf meine Kosten in Frankfurth abgeholt und lange Zeit ihre nötigen Ausgaben bestritten habe. Das andere, was mich frappte war, daß Ew. Hochwohlgebohrenen etwas aus meiner übersandten Rechnung auszusetzen vermeinten. Doch freue ich mich, daß Ew. Hochwohlgebohren wie mir Hochdieselben in P. H. melden, den Irthum eingesehen haben, und mich also von diesem Vorwurf loszählen. Denn da ich 7 Fw. in der vorigen Rechnung zu gut behalten und diese in die letzte Rechnung einzutragen vergessen, so ist das nur einer Vergessenheit und keinem vorsätzlichen Fehler zuzuschreiben. Meine Kinder haben mir zum Unglück einige Blätter aus dem Kalender, worin ich alle Ausgaben schreibe, herausgerissen, weßhalb ich meine bereits übersandte Rechnung jetzt nicht mehr revidieren kann.

So viel aber versichere ich Ew. Hochwohlgebohren, daß ich Hochdieselben um keinen Heller zu kurz thue, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, und meiner Ehre entsetzlich schaden. Ich bin so gesinnt daß ich eher Schaden leiden, als Andern Schaden zuziehen will, und wenn Hochdieselben meine Rechnungen genau durchgehen, so werden Hochdieselben dieses hinlänglich bestätigt finden. Kleinigkeiten achte ich nicht und doch sind sie im gantzen genommen beträchtlich. So werden Z. E. Ew. Hochwohlgebohren in einer meiner Rechnungen nichts von Schreibmaterialien finden, und doch hat Ew. Hochwohlgebohren besagte Fräulein Tochter gewiß bey mir schon einige Reiß Papier verschrieben den mein Unterricht erfordert viel Papier. Nichts von Farben zum Zeichnen der Begriffe, nichts von flicken und nötigen Reperaturen, da doch meine Frau und Schwester beinahe 4 Wochen zu tun gehabt haben, bis sie ihre Wäsche, Kleider und Hauben in Ordnung gebracht hatten. Nichts von Puder, Baumate, Haar, Steck und Nähadeln, oder wann von diesem letzteren was in der Rechnung steht, so wird es gewiß nur ein Bagatell sein. Hoch-

dieselben werden mir vielleicht antworten, Sie hat ja Taschengelder bekommen? Ja, allein sie macht davon den besten Gebrauch. Denn diese edle und tugendhafte Person theilt solche meist den Armen und Dürftigen aus und ich lasse ihr hierinnen immer freye Gewalt. Sollten aber dem ohngeachtet Ew. Hochwohlgebohren finden, daß ich mich in der Rechnung geirrt hätte, wie ich doch nicht vermuthete, so will ich mir gar gerne diese wenige Gelder abziehen lassen und es Hochdenenselben beschwören, daß ich mit Vorsatz und Vorwissen Ew. Hochwohlgebohren um keinen Heller vervortheilet habe.

Hochderoselben Fräulein Tochter ist gottlob noch gesund und vergnügt und wenn es auf Sie ankäme, so würde Sie vor beständig bey mir bleiben, und sie hat auch Ursache dazu, indem sie mir zum öftern bezeugt hat, daß es ihr noch niehmals an einem Ort so gut nach Seele und Leib gegangen wäre, als bey mir in Großenlinden.

Ist Sie gleich nicht so geistreich und klug wie andere, so ist sie doch edel und fromm und wenn so viel Mühe und Fleiß an Sie wie andere hätte können verwandt werden, so würde sie eben so gute und wohlgesetzte Briefe als andere schreiben können. Der einliegende ist ihr eigener Aufsatz ohne Verbesserung und ich überschickte ihn so, wie es mir Hochdieselben befohlen haben, doch nehme ich allemahl das in Bedacht, daß diese Aufsätze nach dem überschickten Modell von Ew. Hochwohlgebohren ins reine gesetzt und verbessert werden.

Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung allstets zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 16ten Juli 1777.

Ich lobe und preise den Allmächtigen daß er Ew. Hochwohlgebohren, einen frommen und dem Staat so nützlichen Mann von einer gefährlichen Krankheit wieder hat genesen lassen und flehe Ihn unablässig an, daß er Hochderoselben kostbares Leben bis spätere Jahre hinaussetzen und Hochdieselben noch lange in allem Vergnügen und mehrerem Wöhlergehen erhalten wolle.

Der 13 July, Hochwohlgebohrener Herr und großer Gönner war ein Segens vi ... Tag, denn an diesem Tag hat Hochderoselben Tugendhafte und fromme Fräulein Tochter die Hochwohlgebohrne Elisabetha von Tscharnner zum Preiß des Allmächtigen und zur innigsten Rührung und Freude aller Anwesenden ihr Glaubens Bekändnis allhier öffentlich in der Kirche auf die freymüthigste und unerschrockenste Art mit der größten Ehrfurcht vor Gott abgelegt. Die große Menge der viel Fremde so wohl als einheimischen ist durch diese sonderbare und innigst rührende Handlung so bewegt worden, daß sich auch nicht einmahl die unempfindlichsten der Thränen enthalten konnten.

Die liebe Fräulein hat $\frac{3}{4}$ Stunden lang vor dem Altar so deutlich und vernehmlich die vorgelegten Fragen beantwortet, daß man sie auch an den entferntesten Enden der Kirche hat hören und vollkommen verstehen können. Nach abgelegtem Glaubensbekenntnis habe Sie durch Auflegung der Hände und mit andächtigen Gebeth eingeseget und ihr so dann das heilige Abendmahl zur Stärkung ihrer Seele und zur Erinnerung des Kreuzes Todes ihres Herrn und Heilandes Jesu Christi gereicht. Ich habe bei dieser Gelegenheit über Jes. 35, v. 6. Der Stummen Zunge wird Lob sagen, gepredigt, welche Predigt ich auf Befehl meiner Vorgesetzten, die bey der Handlung zugegen gewesen sind, nebst der gantzen Handlung soll drucken lassen, und welche ich Hochdenenselben zu seiner Zeit zuzuschicken

die unterthänige Freyheit nehmen werde. Ich statte unterdessen Ew. Hochwohlgebohren unterthänigen und verbindlichen Dank ab, daß mir Hochdieselben so gütig die Erlaubnis zu dieser heiligen und Gott gefälligen Handlung ertheilt haben. Ich habe die Vornehmsten aus Gießen wovon die meisten der I. Fräulein bekannt waren und ihr Ehre erwiesen, zu dieser h. Handlung eingeladen und ihnen nach geendigtem Gottesdienst zu Ehre Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben lieben Fräulein Tochter ein ihrem Stande und Rang angemessenes Gastmahl gegeben. Diese vornehmen Gäste, namentlich Herr Kantzler Klippstein und Frau, Herr General Rothburg, Herr Consistorii Director von Zangen, Herr Superintendent Benner, Herr Superintendent Bechthold, Herr Superintendent Ouovier, Herr Professor Nebel, Herr Professor Klevesahl und Frau, Herr Assessor von Krug, Fräulein von Königsthal und die Fräulein von Sch...bach, Herr Hofrat Arnoldi, Herr Assessor Zuhl, Herr Regierungsret Raiß und Frau, Herr Regierungsrat Knollmann, Herr Mayor von Rede, die Frau von Rede, Herr Regierungsrat von Burry, Herr Lieutenant Klippstein, Herr Mutach, Herr B..., Herr Rullmann und ich haben der lieben Fräulein nicht nur öffentlich in der Kirche gratuliert, sondern sie auch zu oberst an die Tafel gesetzt und auf das hohe Wohlergehen Ew. Hochwohlgebohren getrunken und ihre Complimenten der ...ben Fräulein an Hochdieselben zu ver...aufgezogen. Diese vornehmen Gäste waren so vergnügt, daß sie sich bis den Abend um 8 Uhr bey uns blieben.

Meine Frau und Schwester haben die liebe Fräulein ihrem Stand gemäß vortrefflich angekleidet und das schwarze seidene Kleid meiner Frauen, so noch ganz neu ist stund ihr nebst dem übrigen Putz vortrefflich. Auch hat sie den äußeren Wohlstand so beobachtet daß sie auch hierüber Verwunderung erregte. Ueberhaupt hat ihr besonders an diesem Tag ein recht himmlisches Vergnügen aus den Augen geleuchtet, und es scheint, daß da sich ihre Seelen Kräfte verschönern sich auch zugleich ihre Gesichtszüge und liebes Gestalt verschönert. Ihre Erkänntniß vermehrt sich zusehends, und sie kann, ich setze mein Leben dagegen, zu einer solchen Vollkommenheit kommen, die gesunde Leute erlangen können, wenn sie die gehörige Zeit in meiner Unterweisung gelassen wird. Beykommender Brief, ist so wahr Gott lebt, ihr eigner Aufsatz und ihre eigenen Gedanken. Es thuts unmöglich auf einmahl, daß ihre Briefe geistreiche und in gehörigem Zusammenhang sind. Solche Mängel aber werden nunmehr der Censure und Ausbesserung der Gedanken gehoben.

Gott erhalte Ew. Hochwohlgebohren in guter und dauerhafter Gesundheit, Erhalten mir Hochdieselben deren unschätzbare Gewogenheit und glauben von mir daß ich mit unterthänigem Respect stets bin ...

H. H. R. Arnoldi ist mein Onkel und ein Mann in guten Vermögensumständen, ohne Kinder, welcher meiner lieben Fräulein ein sehr schönes in Sammet gebundenes und silbernen stark vergoldeten Beschläg Gebeth Büchlein, zum Andenken verehret hat, woran die Fräulein viel Vergnügen gehabt, und während der Predigt darinnen gelesen hat.

Arnoldi an von Tscherner.

Großenlinden
den 10ten August 1777.

Ew. Hochwohlgebohren haben mir durch Hochderoselben gnädiges und Liebreiches Schreiben ein ganz besonderes Vergnügen verursacht und ich freue mich und danke Hochdenenselben auf das verbündlichste, daß Ew. Hochwohl-

gebohren die Confirmationshandlung so gnädig aufgenommen haben. Ich nehme mir die unterthänige Freyheit Hochdenenselben beikomendes Blatt zu übersicken, in welchem auf Befehl unseres Premier Minister Freyherrn von Moser diese außerordentliche Handlung ist beschrieben worden.

Der ganze Solenne actus nebst meiner dabey gehaltenen Predigt ist nun auf Befehl meiner Obern dem Druck übergeben worden, und ich werde Hochdenenselben durch einen Kaufmann ein Exemplar zuzusenden die Ehre haben.

Ich kann es Ew. Hochwohlgebohren nicht genug bezeugen, wie sehr sich Hochderoselben Fräulein Tochter bey denen vornehmen und edeldenkenden in Aufführung und Achtung durch diese rühmlichst überstandene Probe ihres Fleißes gesetzt hat. Fast täglich kommen Fremde zu mir, welche die liebe Fräulein sehen und hören wollen und von sehr vielen werden ... auf das liebreichste eingeladen. Unter denen, welche der lieben Fräulein die größte Ehre und Freundschaft erwiesen, ist der Rechtschaffene Professor Klevesahl der sich bei meiner Information zum öftern einfundet.

Ueber das Zuzusendende schwarze Kleid freut sich die liebe Fräulein gar sehr.

Ich tractiere anjetzo mit ihr den Basedow Elementar Werk ... dieses Hülfsmittel vermehren ... ihre Einsichten zusehends. Herr Mutach hat sich dieses Werk, welches jetzt nur 2 Louisdor kostet kommen lassen und ich wünschte gar sehr, daß solches Ew. Hochwohlgebohren der lieben Fräulein ebenfals anschafften.

Sie ... bekommen dadurch Begriffe von den meisten Gegenständen in der Welt. Sie genießt übrigens noch einer ununterbrochenen guten Gesundheit, wovor ich dem Höchsten unablässig danke.

Nicht minder freue ich mich, dass Ew. Hochwohlgebohren einer dauerhaften Gesundheit anjetzo wieder genießen und wünsche Hochdenenselben da von eine lange Continuation und daß auch anjetzo der sauer Brunnen bey Hochdenenselben eine gute Würckung tun möge. Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren fernerhin zu beharrlicher Gnade und Wohlgewogenheit und ersterbe mit unterthänigem Respekt ...

Hessendarmstädtische privilegierte Land-Zeitung.
Inländische Nachrichten.

Großlinden,
den 13. Jul.

Heute ist die Confirmationshandlung des taubstummen Fräulein von T... aus Chur, die schon Nr. 48 der L. Z. angekündigt worden, von Herrn Pfarrer Arnoldi vollzogen worden. Viele angesehene Personen, besonders von Giesen und Wetzlar waren zugegen, und alles fand eine Erwartung übertroffen.

Zuerst hielt der Herr Pfarrer eine Rede, über Jes. 35, V. 6 die dem Gegenstand sehr angemessen war, und dann folgte die Handlung selbst. Während derselben herrschte, ohngeachtet der erstaunenden Menge von Zuhörer, eine feyerliche Stille. Der Herr Pfarrer fragte die Fräulein über die wesentlichste Punkten der christlichen Religion und sie antwortete so vernemlich, daß sie jedermann verstehen konnte. Manches sprach sie so gut, so ganz nach dem gehörigen Accent, daß man gar nichts mehr von dem Harten, Eintönenden, welches sonst auch bei dem besten Unterricht, denen Taubstummen nicht leicht abzugewöhnen ist, merkte.

Mit Unerschrockenheit und heiligem Anstand, trat die Fräulein vor den Altar, und mit gleicher Unerschrockenheit und mit gleichem Anstande, erteilte sie auf alle Fragen die treffsten Antworten. Wie sie so mit warmer Ueberzeugung

ihr Bekenntnis ablegte, und sich vor den Altar hinwarf, den Segen zu empfangen, konnte niemand, auch nicht der Hartherzigste, die Thränen zurückhalten. Nur wenige Feinde des würdigen Mannes, denn wie können solche Verdienste ohne Feinde sein, knirschten mit den Zähnen, daß ihnen so auf einmal alle Waffen genommen waren, mit denen sie ihn bisher zu verkleinern suchten; aber jeder Gutdenkende verließ gerührt die heilige Stätte, voll Bewunderung des verehrungswerthen Mannes und des liebenswürdigen Fräuleins, von dem sich auch diejenige, die sie näher zu kennen Gelegenheit hatten, so vorzügliche Fähigkeiten nicht versprochen. Noch jetzt ist in der dortigen Gegend das Lob des Herrn Pfarrer Arnoldi die allgemeine Unterhaltung in Gesellschaften.

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden,
den 20ten 7temb. 1777.

Mit heutiger Post habe von Herrn Conrad Meyer den Ertrag der 25 Carolins in 114 $\frac{1}{2}$ Stück Conventions Thalern erhalten und erkenne hier nach den richtigen Empfang dieses Geldes statt der Quittung.

Ich werde Ew. Hochwohlgebohren den Ueberschuß des Quartal Geldes, welches nun bis auf den 22ten Dec. h. a. pränumerando reicht und alufft, ordentlich verrechnen und Hochdenenselben davon die Rechnung zu seiner Zeit ein-senden.

Zugleich übermache die Rechnung des letzten Geldes von der Oster Messe, danke aber auch Hochdenenselben auf das verbindlichste, vor das übermachte Douceur zu 4 Carolins.

Durch fortsetzenden Fleiß, Treue und Liebe gegen Ew. Hochwohlgebohren l. Fräulein Tochter werde mich Hochderoselben Güte und Gewogenheit immer würdiger zu machen beflissen seyn, und zu seiner Zeit Hochdenenselben überzeugend beweisen, dass ich Hochderoselben Güte nicht unwürdig gewesen bin.

Der Allerhöchste segnet sichtbar meine höchst mühsame Arbeit, und Hochderoselben Fräulein Tochter ist die Bewunderung aller derjenigen, die sie kennen lernt, und welche die Neugierde heufig zu mir führt. Wir werden von den Angesehensten eingeladen, weil aber die Visiten über Feld zu kostspielig sind, so kann ich den Einladungen nicht immer Folge leisten, es wäre denn, daß Ew. Hochwohlgebohren hiezu ihre Einwilligung ertheilten.

Die Progressen, die jetzt die liebe Fräulein macht, sind recht sichtbar und auffallend, und ich hoffe, die mit der Hülfe Gottes noch recht weit zu bringen. Ihr Aug ist zugleich auch ihr Ohr, und nun fängt sie an, mit jedermann zu reden.

Vieles sagt sie ganz im Zusammenhang und die meisten Fragen beantwortet sie pünktlich. Ich habe hierüber so wohl als auch über ihre Gesundheit, die vollkommen gut ist, eine innige Freude. Sie ist sehr vergnügt und blühet wie eine Rose.

Wegen Abgang der Post muß jetzo schließen, nächstens werde weiltäufiger seyn. Ich empfehle mich zu beharrlicher Gnade und verbleibe mit unterthänigem Respekt ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 6 Dez. 1777.

Da wir seit der letzten Frankfurter Messe keine Nachricht von Ew. Hochwohlgebohren erhalten haben so befürchten Hochderoselben Fräulein Tochter und ich, es möge Hochdenenselben eine Unpäßlichkeit zugestoßen seyn, und ich habe alle meine Beredsamkeit anwenden müssen, diese Gedanken Hochderoselben Fräulein Tochter auszureden.

Ich hoffe unterdessen Ew. Hochwohlgebohren werden sich wohl befinden und mein letztes Schreiben nebst der Rechnung und Confirmationshandlung durch Herrn Mayer aus Herisau erhalten haben? Ich habe der lieben Fräulein kein Kleid von schwarzem Zeug angeschafft, weil es hier nicht Mode ist, daß Frauenzimmer von Stand mit zeugnern Kleidern in die Kirche und zum Abendmahl gehen. Meine Frau wird ihr allemahl ihr seidenes Kleid leihen, so oft sie desselben benöthigt ist.

Die liebe Fräulein fährt im Fleiß noch beständig fort und ihre Begriffe, besonders in Religionswahrheiten vermehren sich bey ihr zusehends. Sie liest so deutlich als andere, die ihr Gehör haben. Nur im Briefschreiben will es noch nicht so gut von statten gehen, wie ich wünschte. Unterdessen sind die Beykommende ihr eigener Aufsatz, bis auf wenige Worte, die sie nicht wußte und die ich ihr gesagt habe.

Sie schreibt aber mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit alles accurat nieder, was ich ihr in die Feder dictiere.

Seit einigen Tagen wird sie sehr von Husten und Schnupfen geplagt, welcher zum öftern ein Erbrechen bey ihr verursacht. Doch hat sie dieser kleinen Unpäßlichkeit halber die Lectionen noch nicht ausgesetzt, ob ich sie gleich davon losgeben wollte. Ich habe ihr vor 14 Tagen ein Reinigungsmittel eingegeben, und jetzt braucht sie Brustthee. Ich hoffe diese Unpäßlichkeit werde in einigen Tagen völlig vorüber seyn. An nöthiger Pflege und Wartung geht ihr nichts ab.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohren ... zu beharrlicher Gewogenheit und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 26ten Xbr. 1777.

Ich kann nicht bergen, daß sowohl Ew. Hochwohlgebohren geehrteste Fräulein Tochter als ich, wegen Hochderoselben Gesundheit in der größten Verlegenheit sind, und daß ich alle meine Beredsamkeit anwenden muß, die niedrigen Vorstellungen zu verbannen, die sich wegen Hochderoselben Gesundheits Umständen macht. Ich hoffe und wünsche unterdessen, daß dieser Brief Ew. Hochwohlgebohren in der vollkommensten Gesundheit antreffen möge und daß wir bald mit vergnüglichen Nachrichten von Hochdenenselben mögen erfreut werden.

Die Gesundheitsumstände Hochderoselben Fräulein Tochter sind wieder Gott lob, die Besten, und ihr Fleiß ist immer noch anhaltend. Ich habe viel Vergnügen an ihr und sie ist auch gerne bey mir.

Ihre Aussprache wird von Tag zu Tag deutlicher und ihre Rede zusammenhängender. Nur wollen sich ihre Gedanken noch nicht recht conigieren (?), welches sich aber mit der Zeit auch geben wird. Bey dem angehenden neuen Jahr bleibt mir weiter nichts übrig als daß ich vor das hohe Wohlergehen Ew. Hochwohlgebohren die inbrünstigste Wünsche zu Gott schicke und den Allerhöchsten anflehe, daß er Hochderoselben Ruhmvolles Leben bis auf das entfernteste Zil des menschlichen Alters in allem Wohlbefinden bringe, daß Er sie aus der Fülle seiner Gnaden stets nehmen lasse Gnade um Gnade, damit das Land, dem Hochdieselben vorstehen noch lange Ew. Hochwohlgebohren den besten Regenten verehren könne.

Ich an meinem Ort hege wie Ew. Hochwohlgebohren die größte Hochschätzung und schätze mich glücklich daß ich mit Hochdenenselben als einem Gottesfürchtigen und redlichen Herrn w... ich solches nicht nur aus Hochdenenselben Briefen ersehe, sondern auch aus dem Munde

derjenigen und besonders des Herrn Glückselig einem Proselyten, die die Ehre haben mit Hochdenenselben bekannt zu seyn, gehört habe, in Bekanntschaft gekommen bin. Hochderoselben Andenken soll mir mein ganzes Leben das schätzbarste seyn, und ich werde dem Höchsten danken, wenn ich noch so glücklich bin, Hochdieselben von Person kennen zu lernen.

Erhalten mir Ew. Hochwohlgebohrenen Ihre Gnade und Gewogenheit und glauben von mir, daß ich mit unterthänigem Respekt allstets bin . . .

Arnoldi an von Tschanner.

Großenlinden
den 1ten February 1778.

Die erhaltenen Antworten von Ew. Hochwohlgebohrenen haben sowohl mich, als Hochderoselben Fräulein Tochter in ausnehmende Freude versetzt, weil wir von dem hohen Wohlfinden Ew. Hochwohlgebohrenen sind vollkommen versichert worden. Die neulich gemeldete Unpäßlichkeit Hochderoselben Fräulein Tochter ist nun Gott lob bis auf den Husten, der sie strak inkommodiert, gehoben. Ich habe unterdessen nach meiner und anderer L . . . nis nichts an guten Artzney Mitteln, die ich meistens um die Kosten zu ersparen, aus meiner Hausapotheke genommen, ermangeln lassen. Sie ist jetzo zu l . . . und andern Geschäften wieder wohl aufgelegt. Sie bekümmert sich zwar auch um die Haushaltungs Geschäfte und ist ziemlich aufmerksam, wann ihr meine Frau und Schwester etwas von den weiblichen Verrichtungen in der Küche, im Nähen und Stricken zeigen, jedoch hat sie größers Belieben an den Büchern und an dem Schreiben. Das eigene Nachdenken ist ihr beschwerlich, daher ihre Concepte noch unvollkommen sind. Soll der Aufsatz passieren, so muß sie allemahl von mir durch Fragen und Antworten auf den Inhalt des Briefes geleitet werden. . . gegenwärtigem saß sie wohl länger als eine Stunde ehe sie mir etwas antworten konnte. Endlich fragte sie, wann ihr Herr Bruder getraut würde. Es fiel ihr sodann ein, daß Herr Hofmeister Berner und die Meinigen dem Herrn Präzeptor hier ein . . . gehoben hätten, und das gab den Brief zu welchem ich nur einige Verbündungswörter hinzugefügt habe. Zu dem überschickten Neu Jahrs Brief habe sie lange vorher präpariert und jetzt ist sie im Stande, viele dergleichen Briefe zu schreiben. Sie ist nicht von den geschwinden Genies und muß dahero, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen soll, ferner noch durch guten Unterricht, der ihr nun leicht zu erteilen ist, geübt werden. Sie liest gantz deutlich und beantwortet mir sowohl mündlich als schriftlich vieles, was ich sie frage. Eben dieses tut sie auch gegen andere wenn man sich anders nach Jhr sich bequemt und die Sylben der Wörter scharf und accurat ausspricht. Sie redet selten und nur wenn sie aufgefordert wird, jedoch mit den Meinigen, besonders mit meinen Kindern unterhält sie sich in Gesprächen gantze Stunden lang.

Sie wird, wenn sie von Ew. Hochwohlgebohrenen abgefordert wird, mit aller Bereitwilligkeit ihren kindlichen Gehorsam auch hierinnen beweisen, und ich werde sie, ob sie mir gleich sehr leid tun wird, im geringsten nicht abhalten. Sie ist durch Gottes Gnade nun soweit gekommen, daß sie in der menschlichen Gesellschaft fortkommen und ihre Bedürfnisse bekannt machen kann. Mit leichter Mühe kann sie also auf diesem guten Grund weiter geführt werden. Ich habe an ihr gethan, was in meinen Kräften stunde und habe sie noch weit besser als meine eigenen Kinder gehalten, welches mir Gott mein Gewissen und die Menschen so es gesehen, Zeugnis geben. Herr Mutach, der viel lebhafter ist, allein mir auch öfters Verdruß macht, hat ein

glücklicheres Genie, und wann ich nicht gar zu oft mit seiner Trägheit und andern Dingen zu kämpfen hätte, so würde er es gewiß viel weiter gebracht haben, als Hochderoselben Fräulein Tochter. Ich hoffe ihn mit der Hülfe Gottes diesen Sommer zu konfirmieren. Er plaudert viel, doch ist seine Aussprache noch nicht so deutlich wie der lieben Fräulein ihre, und das war die Ursache, warum er im vorigen Jahr nicht confirmiert worden ist. Doch bessert sie sich zusehends. Er ist dabey dreist im Sprechen. Seine Concepte sind in ziemlich gutem Zusammenhang und zeigen daß er viel Verstand habe. Mögte er ihn nur mit einigem Fleiß verbinden. Sein Herr Vater, dem alles durch den Herrn Hofmeister Berner berichtet wird, ist mit meinen Unternehmungen und Arbeit wohl zufrieden und beweist sich sehr genereux und gütig gegen mich. Wie lange er noch bey mir bleiben werde, kann ich nicht sagen; Sein Glück ist es, wenn ihn der Herr Staatsschreiber noch einige Jahre hier läßt. Denn seyt er hier ist, ist er gantz umgewandelt und zu seinem Glück gebessert.

Sollte ihn aber sein Herr Vater vor der Zeit hinwegnehmen, so wird er es gewiß noch mehr bereuen, als es den General Herrn von Rabenau gereut hat, der mich von sich ließ, weil ich um eine unumgänglich nöthige Vermehrung meiner Besoldung gar höflich und submiss angehalten hatte. Herr Glückselig hat ungefehr vor 10 Jahren die Ehre gehabt mit Ew. Hochwohlgebohrenen bekannt zu werden, wie ich solches aus dem guten Zeugnis ersehen, das ihm Hochdieselben ertheilt haben, und welches mich hauptsächlich veranlaßt hat ihm einige Zeit den Tisch und Logis bey mir zu geben. Er hat Hochderoselben Frömmigkeit, Leutseeligkeit und Menschenliebe überall sehr gerühmt und mir überdas eine solche Beschreibung von Chur und der dortigen Gegend gemacht, daß ich keinen Augenblick Anstand nähme, dieses von Gott gesegnte . . . mit meinem Vaterland zu vertauschen, wenn mei . . . den Befehl an mich, wie an Abraham ergehen . . . meinem Vaterland und meiner Freundschaft w . . . die harten Unterdrückungen, da die Geistlichen . . . taxiert werden, der Verfall der Religion und die . . . verbundene Verachtung der Diener Jesu Christi würden mich gar bald zum Weggehen bewegen, wenn mich mein Heiland in ein ander Land berufe. Nur Ew. Hochwohlgebohrenen geben eine Kleinigkeit zu und zahlen die glückliche Confirmation Hochderoselben Fräulein Tochter verursacht hat, daß ich von vielen Orten her den Auftrag erhalten, mehrere solcher Personen zu informieren und aufzunehmen. Ich konnte solche nicht logieren. Ich bath dahero das fürstl. Consistorium, mein enges und kleines Pfarrhaus durch Erbauung einer Stube, die ungefehr 100 . . . gekostet hat zu erweitern. Der Fond, den ich zur Bestreitung der Kosten angab, war so beschaffen, daß kein Mensch gedruckt wurde und gleichwohlen wurde mein Gesuch abgeschlagen. Mein Hertz blutet mir, daß ich so vielen, besonders gantz armen und also doppelt unglücklichen nicht helfen darf. Und wann mir Gott nicht gütige Gönner erwecket, die zu meinem Institut eine freywillige Tagsteuer thun, so werden die Wünsche meines Hertzens nicht erfüllt werden. Herr Glückselig hat ein hartes Geschick. Er ist unstet und wandert in der Welt herum, ohne einen jeden Fixum zu erhalten. Hier wollte er einen Handel anfangen. Ich war ihm nebst einigen Freunden durch Vorschub behilflich, aber die Kaufleute lauerten ihm auf, nahmen ihm einen beträchtlichen Theil der Waren ab und machten also seinen vermeinten Profit zu Wasser. Er versuchte den Handel mit Büchern. Vornehme Personen bestellten solche bey ihm vor selbst bestimmte Preise. Er thut die Lieferung, und nun nehmen sie ihm die Bücher nicht ab. Er will arbeiten um niemand lästig zu fallen und er findet keine

Arbeit. Er wird betrogen, ohne Ursache verfolgt und von den meisten gelästert. Der arme Mann, er dauert mich im Herzen und es ist schade vor seine schönen Wissenschaften. Doch kann ich ihm nicht so helfen, wie ich gern mögte und wünschte. Bey allem dem ist er geduldig und gelassen und hat den Entschluß gefaßt, wenn es so seyn soll, bis an sein Ende die Schmach Christi zu tragen, damit er zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möge.

Der treue Heiland lasse Ew. Hochwohlgebohrenen aus seiner Fülle stets nehmen Gnade um Gnade und erhalte Hochderoselben kostbares und ruhmvolles Leben. Ich empfehle mich Hochdenenselben zu beharrlicher Gnade und verbleibe mit unterthäniger Hochachtung ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 1ten April 1778.

Ich konnte mir zwar vorstellen daß Ew. Hochwohlgebohrenen die liebe Fräulein noch dieses Jahr von mir abfordern würden, allein hoffte ich doch, daß sie zum Wenigsten bis zu Ende des dritten Contract Jahres bey mir bleiben würde, welches denn gewiß ihr großer Vorteil gewesen wäre.

Unterdessen da es Hochdenenselben bey Anlaß dieser schönen Gelegenheit so gefällt, muß ich mir es auch gefallen lassen und ich habe bereits auch die liebe Fräulein, die in allen Stücken sehr gehorsam ist ... zu disponiert. Das eintzige bitte ich ... von Ew. Hochwohlgebohrenen unterthänig ... daß mir Hochdieselben erlauben, daß die liebe Fräulein, weil ich die Ehre nicht haben soll und komme, dieselbe Ew. Hochwohlgebohrenen vorzuführen, vor den vertrauten Freunden examinieren darf, damit diese sehen was ich durch Gottes Gnade und einen unermüdllichen Fleiß bey ihr ausgerichtet habe, und auch urtheilen könne, ob ich mich Hochderoselben Gnade würdig oder unwürdig gemacht habe. Ich werde sodann diese vertraute Freunde bitten, mir über dasjenige, was sie hören und sehen werden, ein unparteyisches Zeugnis zu ertheilen, welches mir hoffentlich nicht kann abgeschlagen werden, weil im Weigerungsfall, ich mich würde genöthiget sehen, ein solches Examen vor gewissenhaften und angesehenen Männern zu veranstalten. Ich werde sodann Hochderoselben Befehlen gemäß diesen vertrauten Freunden die Art entdecken, wie man mit der I. Fräulein umgehen müßte, um sich ihr verständlich zu machen und auch ihre Gedanken zu erfahren, und wann mich Hochdieselben in der Folge noch ihres Vertrauens würdig halten, woran ich nicht zweifle, so kann mein Unterricht auch noch schriftlich fortgesetzt werden, welches mir zur ausnehmenden Ehre und Vergnügen gereichen würde, weil sich der Verstand und die Erkenntnis bey der I. Fräulein, die ein langsames Genie hat, nur nach und nach entwickelt und eine beständige Uebung nöthig ist, damit sie dasjenige nicht wieder vergesse, was ihr mit so vieler Mühe beygebracht worden ist. Eine gewisse Vollkommenheit, die vielleicht 1000 andere gesunde Leute nicht erlangen, würde die liebe Fräulein ohnfehlbar erlangt haben, wenn es die Umstände hätten erlauben wollen, daß sie noch einige Jahre meines Unterrichts genossen hätte, und vielleicht beduern es Hochdieselben ebenso wie Herr General von Rabenau, daß Hochdieselben Ihre I. Tochter so früh von mir abfordern, wie solches Hochdieselben aus seinem gedruckten Zeugnis werden ersehen haben.

Unglückselig ist der getaufte Rabiner den ich Ew. Hochwohlgebohrenen angerühmet habe, ob er sich gleich glücklich nennt, denn er ist ein Schelm und ... loßer Mensch. Ach Gott, wie weit kan doch ... verderbte Mensch die Verstellung treiben ...

Seine erbaulichen Gespräche und die schönsten Testimonia von den angesehensten Männern und besonders von Hochdenenselben hatten mich vor ihn gantz eingenommen. Drey Wochen lang genoß er von mir Kost und Logis, ich lieh ihm 11 Fw. baar und beschenkte ihn nach meinen Umständen. Kurtz, er ist ein Betrüger, der ... hiesiger Gegend, die redlichsten Personen ... mehr als 600 Fw. betrogen und mit seiner Frau und 2 Kindern, die ebenfalls eine getaufte Jüdin war, auf und davon gegangen ist. Dieser Bösewicht hat mir von einem gewissen Herrn von Streiff Landmajor zu Glaris gemeldet, der ebenfalls eine hör- und sprachlose Tochter hätte, und die ich durch Hochderoselben Vermittlung in die Information bekommen könnte. Ich halte aber sein Vorgeben vor eine grobe Lüge, doch bitte Hochdieselben mir zu berichten was hievon wahr oder falsch seie.

Die Stelle Hochderoselben lieben Fräulein Tochter wird durch Gottes Leitung durch des Herrn Schmied in Fürth Töchterlein von 9 Jahren auf Ostern ersetzt. Ich flehe den Allmächtigen an, daß ich auch den armen unglücklichen bey mir, die Hör- und sprachlos sind Unterhalt und Unterstützung verschaffen möge und könne. Mächtige Gönner und Menschenfreunde könnten meine redlichen Absichten befördern, wie solches Herr Professor Klevesahl der Vorrede meiner Predigt angemerkt hat. Ew. Hochwohlgebohrenen werden doch dieses Pièce durch Herrn Meyer erhalten haben?

Die liebe Fräulein ist in ziemlich guten Gesundheits Umständen, außer daß sie der Husten noch sehr plaget. Doch hoffe, daß er bis auf ihre Abreise wird gänzlich vergangen seyn. Die Meinigen und ich empfehlen uns Hochdenenselben zu besonderer Gnade und ich ersterbe mit der vollkommensten Hochachtung ...

Arnoldi an von Tscharnner.

Großenlinden
den 9ten May 1778.

Es war der 5te dieses da meine liebe größte Tochter die Hochwohlgebohrne Fräulein von Tscharnner, unsere Freude und Vergnügen plötzlich durch ihre Frau Schwester die Frau Gesandten von Planta ist abgeholt worden. Der Allerhöchste gebe daß dieses Tugentbild gesund und vergnügt bey Ew. Hochwohlgebohrenen ankommen möge. Ihre Abholung geschahe plötzlich, und man wollte uns, ich weiß nicht aus was vor Ursache überraschen. Allein mein Gott, der mein Schicksale lenket, führte mich zur rechten Zeit in den Gasthof wo die Frau Gesandtin logierte und be ... der Kutsche saß, um hieher zu fahren. Ich hätte also keine Minute später kommen dürfen, so wäre die Frau von Planta abgefahren und vielleicht würde mir diese plötzliche Ankuft, zumal da ich abwesend war, in vielem Betracht nachtheilig gewesen seyn. Dieses aber verhinderte der Allerhöchste und ich preise und lobe ihn dafür herzlich. Ich schrieb sogleich 2 Briefe aus Frankfurth an die lieben Meinigen. Einen in dem Logis da der Herr Gesandte, der aber bis dato noch nicht angekommen und den Andern mit Gelegenheit, welchen die Krämer aus Großenlinden überbrachten und also meine Frau in den Stand setzten der I. Fräulein ihre Sachen zu waschen und in Ordnung zu bringen. Die liebe Fräulein hat diesen Sonntag als ihr ihre Abreise bekannt gemacht wurde, untröstlich geweint, und ihr Abscheid von uns war so rührend, daß er mit Worten nicht kann beschrieben werden. Ich habe die liebe Fräulein nur einige Proben ihres Fleißes können ablegen lassen, weil alles so darnach eingerichtet war, und die Frau Gesandtin blieb bey den meisten gleichgültig, bis auf die 2 letzten Proben, die sie rührten und dahin vermochten

mir das gerechte Zeugnis zu ertheilen, daß ich mit Treue und Fleiß als ein ehrlicher Mann gearbeitet hätte. Vor mich wäre es rühmlich und vortheilhaft gewesen wenn Ihre Exlenz der einsichtsvolle und rechtschaffene Herr Gesandte von Planta dem Examinie hätte beiwohnen können und sein geehrtes Urtheil hierüber würde mich besonders vergnügt haben. Der Herr Doctor ist zwar auch ein einsichtsvoller Herr, aber er versteht kein Teutsch und das Urtheil, welches er über meine liebe Fräulein mit Einstimmung der Frau von Planta fällt, *questa ragazza é stupida, non a di spirito*, hat mich von Beyden sehr verdrossen. Die liebe Fräulein hat zwar ein langsames Genie, allein sie ist doch keineswegs Simpel oder dumm. Ihre Grundlage ist so beschaffen, daß alles hätte darauf gebaut werden können, wenn man mir die Zeit gelassen hätte, das Werk auszuführen. Die Erkenntnis nimmt bei solchen unglücklichen Personen langsam und wie bey Kindern zu. Die große Eilfertigkeit der Frau von Planta hat von ihrer Seite einen Verstoß in der Rechnung verursacht, welchen ich dem zurückgeschickten Bedienten sogleich wieder vergütet habe. Mir sollte es sehr empfindlich sein, wenn man mir diesen Verstoß zu Last legen wollte. Und gesetzt ich hätte diese Kleinigkeit ohne mein Wissen bekommen, w... es groß gewesen, da ich auch noch viele Kleinigkeiten vergessen habe in Rechnung zu bringen, deren mir noch jetzo täglich einfallen.

Ich hoffe nicht, daß Ew. Hochwohlgebohren auf mich ungehalten seyn werden, weil ich mir das letzte Quartal an welchem noch 6 Wochen fehlen, vor voll habe und bezahlen lassen, denn erstlich ist dieses in der ganzen Welt üblich, zweitens habe es mir ausbedungen, wovon die verlangte Pränumeration noch über ... zeugt, und drittens, so habe ich wegen meinen P...naires jedesmal die Einrichtung auf das gantze Jahr machen müssen. Der Schaden auf meiner Seite würde gar zu groß gewesen seyn, wenn dieses letzte Quartal nicht wäre ergänzt worden. Wie angenehm und gewissermaßen wie nötig wäre es gewesen, wenn ich die liebe Fräulein vor Ew. Hochwohlgebohren hätte examinieren dürfen ... wird noch eine geraume Zeit dahingehen ... Ew. Hochwohlgebohren eigentlich erfahren, was die liebe Fräulein durch Gottes Gnade und meinen unermüddlichen Fleiß gelernt habe.

Ich wünsche nichts mehr, als daß auf diesem mit vieler Mühe gebauten guten Grund möge ... gebaut werden und freue mich sehr daß dieses Hochderoselben Wille sey.

Da Ew. Hochwohlgebohren mein Anerbieten den Unterricht schriftlich fortzusetzen, angenommen haben, so will ich aus wahrer Ehrfurcht vor Hochdieselben und aus wahrer Liebe gegen meine geistliche Tochter auch mein Versprechen und zwar unentgeltlich halten und anjetzo in der Beilage damit den Anfang machen. Ich werde sodann alle Monate ein Blatt zum lehren, nach des Herrn Professoris Basedow seinem Elementar Werk, welcher nach der lieben Fräulein Faßlichkeit eingerichtet ist einsenden. Bald hätte ich vergessen Ew. Hochwohlgebohren meinen verbindlichsten Dank für das meiner Frau und Schwester durch die Frau Gesandtin überreichte Douceur à 3 L dor abzustatten. Ich thue es anjetzo und statte davor meinen unterthänigen Dank ab.

Ich habe zwar der Frau Gesandtin und dem Herrn Doktor erklärt wie man zu Werk gehen müsse um theils mit der lieben Fräulein zu reden, theils ihre Gedanken zu erfahren und theils sie zu eigenen Aufsätzen zu vermögen, da ich aber befürchte, daß sie es mögen zum theil vergessen haben, so behalte mir vor Ew. Hochwohlgebohren hiervon schriftlich Bericht abzustatten.

Weil das Gedächtnis der lieben Fräulein schwach ist, so bitte gar sehr ihr durch einen vernünftigen und in der

Geduld geübten Menschen sogleich Unterweisung erthilen zu lassen, damit dasjenige nicht wieder vergessen werde, was ihr mit so vieler Mühe ist beigebracht worden. Sie ist so bearbeitet, daß ihr anjetzo ein jeder vernünftiger Mensch Unterricht ertheilen kann. Der Allerhöchste erhalte Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben illustre Familie in Flor und Segen und bringe ihr ruhmvolles Leben bis auf das entfernteste Ziel des menschlichen Alters. Ich danke Hochdenenselben nebst den Meinigen auf das verbündlichste vor alle uns erwiesene Höflichkeiten und Wohlthaten. Ich empfehle mich Hochdenenselben zu beharrlicher Gnade und ersterbe mit unterthänigem Respekt ...

Arnoldi an von Tschanner.

Großenlinden
den 7 ten Juni 1778.

Es war mir sehr angenehm, daß Ew. Hochwohlgebohren liebe Fräulein Tochter Elisabeth nebst ihrer werthen Reisegesellschaft, welchen insgesamt mich bestens empfehle glücklich bei Hochdenenselben angekommen sind. Ingleichen ware mir lieb zu vernehmen daß dieselben wegen der geschehenen Mißrechnung keine Ungnade auf mich geworfen und nicht ungehalten sind, das mir das letzte Quartal ist voll bezahlt worden. Habe ich nun gleich diesen geringen Ueberschuß nicht verdient, so will ich dahin trachten, daß ich ihn, wie ich versprochen noch verdiene, wie ich denn eine jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen werde wo ich Hochdenenselben ächte Proben meiner Dankbarkeit und unterthänigen Hochachtung ablegen kann. Es freut mich, daß mir Ew. Hochwohlgebohren in Ansehung der Information und den gemachten Progressen Hochderoselben Fräulein Tochter frey und offenherzig geschrieben haben, und Hochdieselben werden es mir demnach auch nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich meine Gedanken hierüber frey entdecke. Ich kann mit Wahrheit bezeugen daß die Schilderung die Hochdieselben mir auf ... von Hochdenenselben I. Fräulein Tochter machten, daß sie nemlich viel Genie, ein aufgewecktes Gemüth, viele Fähigkeiten und bereits einen guten Anfang zum lesen und sprechen gemacht hätte, gar nicht auf die liebe Fräulein passend gefunden habe. Reine Frauenzimmergeschicklichkeiten habe gantz und gar nicht an ihr bemerkth, und was sie jetzo davon weiß, hat ihr meine Frau und Schwester mit vieler Mühe beigebracht. Sie muß also, da sie nach Hochderoselben Bericht vorhero anderst und besser gewesen ist, zu Montmirail in allen Stücken gantz vernachlässigt worden sein, welches noch und besonders daraus erhellt, daß ihre Kleidungsstücke, besonders das weiße Geräth und Hauben in der allergrößten Unordnung waren und das Ungeziefer so an ihrem Leib überhandgenommen, daß wir länger als ein halbes Jahr zu thun gehabt, bis wir sie davon gereinigt hatten. Ich habe anfänglich keinen einzigen Thon als ein Ja, statt ich habe von ihr gehört und sie war so schüchtern, daß sie jedermann vor simpel hielte. Dieses habe ich alles Ew. Hochwohlgebohren vorhero geschrieben allein darauf keine Antwort erhalten. Ich stellte anfänglich des Gehörs wegen verschiedene Versuche an und fand, daß durch diesen Kanal bey ihr gantz und gar keine Begriffe erweckt werden konnten. Ich mußte sie also als eine Taubstumme behandeln. Ich habe nicht bemerkt, daß sie nur einen einzigen Buchstaben als sie zu mir gekommen hat aussprechen können, und es ging eine geraume Zeit dahin, bis ich sie dahin gebracht, daß sie nur ihren Mund zum Aussprechen aufgethan hätte. Herr Muttach, der auch nicht den Schatten des Gehörs hat, hat auch wirklich das Alphabeth eher gelernt als die I. Fräulein.

Ew. Hochwohlgebohren irren sich, wenn Hochdieselben glauben, das Gehör seye so schwach nicht bey ihr, weil sie die Fragen beantwortete, die man auch leise nur langsam, an sie thäte. In der That hört sie nichts, allein sie sieht es am Munde, was man zu ihr sagt. Reden sie mit ihr und . . . sich so, daß sie die Bewegungen des Mundes nicht sieht, und sie wird das mindeste nicht verstehen. Wenn mir nun Ew. Hochwohlgebohren glauben können, daß die liebe Fräulein gantz und gar nichts gewußt habe als sie zu mir gekommen so wird es Hochdenenselben gewiß so verwunderungswürdig vorkommen daß sie in der kurzen Zeit so viel gelernt hat, als denen zur Verwunderung gereicht hat die sie anfänglich gesehen und zuletzt Zeugen von ihren Progressen gewesen sind.

Ferne sei es von mir, daß ich anjetzo meine Verdienste um die liebe Fräulein ausbreiten, oder erheben . . . doch kann ich das vor Gott bezeugen ohne ruhmredig zu seyn, daß meine tägliche Arbeit die mühsamste gewesen ist. Das Lesen, welches nach dem Urtheil . . . die sie gehört haben, deutlich und gut ist war . . . dieser Schwierigkeit verbunden, daß ihr das . . . ne durch vielfältige Zeichnung, Vorzeigung der Sachen selbst und durch die Handlungen begreiflich gemacht wurde.

Die tausend Abänderungen d . . . tar, besonders der Hochdeutschen Sprache, ist eine Sache, welche durch einen längern Unterricht von 30 Monaten muß erlernt werden. Doch hat sie die Declinationes und Conjugationes genug begriffen.

Das Denken war ihre Sache gar nicht. Mithin ihr Briefschreiben von keiner großen Erheblichkeit. Obgleich alle die Aufsätze die sie nach . . . geschickt hat, ihre eigene Arbeit gewesen sind. Und wenn ich zugegen wäre, so würde ich sie den Augenblick ähnliche schreiben machen. Das wird gewiß Ew. Hochwohlgebohren unbegreiflich vorkommen. Allein ich habe mehrmahlen denenselben geäußert, daß ich sie durch Fragen und Antworten auf . . . Gedanken geleitet habe, denn vor sich denkt und begehrt sie nichts. Sie ist mit sich zufrieden und ihr Zustand ist ihr keineswegs zur Last.

Wie viel Mühe und Fleiß auf das Briefschreiben bey ihr ist angewendet, zeugen die tausend Briefchen, die sie sowohl mitgenommen als hier gelassen hat. Die auf solche mühsame Art von ihr entworfene habe ich umgegossen, in den Zusammenhang gesetzt und sie öfters schreiben lassen, wobey ich sorgfältig die unverständlichen Wörter erklärt und den Zusammenhang deutlich gezeigt habe. Bey einer Gehörlösen ist das Briefschreiben keine Probe, die man verlangen sollte, weil zum Briefschreiben mehr als 30 Monate Unterricht gehören. Wie gering ist die Anzahl der Frauenzimmer die einen ordentlichen Brief zu schreiben im Stande sind und wie viel Mühe und Zeit kostet es uns nicht, bis wir in einer fremden Sprache einen guten Aufsatz machen lernen. Ich habe bey der lieben Fräulein mit Fragen allemahl so lange angehalten, bis ich sie auf einen vernünftigen Gedanken geleitet hatte. War der Gedanke in der Richtigkeit, so heisse ich denselben niederschreiben. Entstunden Sprachfehler so hielt ich auf gleiche Weise so lange an, bis sie selbst den Fehler einsahe und verbesserte.

Wenn sie aber ohne diese Vorbereitungen einen Brief schreiben soll, so weiß sie freilich nichts und kann also auch nichts schreiben. Der eine Brief, den sie geschrieben und der von Hochdenenselben Beyfall erhalten, ist auf diese Art entstanden, auch alle Briefe die der Herr Muttach schreibt, weil er gewiß ein einsichtsvoller Jüngling ist und ein glücklicheres Genie hat, als Hochderoselben liebe Fräulein Tochter.

An Verstand fehlt es Hochderoselben Fräulein Tochter nicht, allein ihr Verstand war erst im Aufblühen, und es ist ewig schade, daß ihre gute Laufbahn so geschwind und vor der Zeit unterbrochen worden ist. Wenn Ew. Hoch-

wohlgebohren die Mühe der künftigen Unterweisung übernehmen wollen, so werden sie die unendlichen Schwierigkeiten gewahr werden, so sich dabey vorfinden. Wenn meine critische Lage es gleichsam nicht notwendig machte, so würde gewiß um vieles (nicht) solche beschwerliche Information nicht fortsetzen. Und was das Verdrüßlichste hierbey ist, so m . . . man mir alsdann die Schüler hinweg, wenn das Eis gebrochen und die Hauptschwierigkeiten überstanden sind.

Hätte ich die Ehre gehabt, Hochdenenselben meine liebe Schülerin zu überbringen, so würden die mit ihr angestellten Proben größeren Eindruck bey Hochdenenselben gemacht haben und es wird gewiß noch eine geraume Zeit dahin streichen, bis Ew. Hochwohlgebohren eigentlich erfahren, was die liebe Fräulein gelernt hat. Weil sie nicht hört, was andere reden, so ist es ganz natürlich, daß sie keinen Discurs führt und alsdann redet, wenn sie zum sprechen aufgefordert wird. Mir verfehlt sie gewiß . . . nie Fragen zu beantworten, wie ich der . . . Gesantin und dem Herrn Doctor deutlich bewiesen habe, und so muß ich auch von Ihnen . . . behaupten, daß sie mir mit genauer Be . . . achtung der Orthographie alles hinschreibt, was ich ihr in die Feder dictiere. Mit dem übersandten Blatt nach dem Basedow können Hochdieselben die Probe machen, wenn sie meine Vorschrift im Aussprechen dabey beobachten, und wenn es Hochdenenselben beliebt, so will ich mit dieser schriftlichen Unterweisung fortfahren, denn es würde mir in der Seele wehe thun, wenn auf diesen guten Grund nicht sollte fortgebaut werden, und ich biete hiezu gerne und völlig meine Hände.

Auch hatte ich bereits bey ihr einen Anfang im Rechnen gemacht und die 3 Spezies Numeratio, additio, subtractio gingen ziemlich gut. Ich bediente mich hierbey der Zahlpennige. Das Rechnen ist das allerschwerste, so einem Gehörlosen beyzubringen ist. Sie hat die Chartre von Deutschland, die Eintheilung der Kreise, und die Benennung der Hauptörter ziemlich inne. Ich hoffe wenn Ew. Hochwohlgebohren alle diese genannten Stücke werden erprobt haben, so werden Hochdieselben mit den gemachten Progressen ihrer lieben Fräulein Tochter und meiner mühsamen Information besser zufrieden seyn, als es mir laut Hochderoselben Brief nicht geschienen hat. Wäre es möglich gewesen und hätte es die Zeit verstattet, so wäre es ja vor mich die größte Ehre und Freude gewesen, wenn alles zu Hochderoselben vollkommenen Zufriedenheit ausgeschlagen wäre. Allein das absolut Unmögliche können wir schwache Sterbliche nicht möglich machen, und der Allerhöchste hat seine gerechten Ursachen, wenn er dem einen ein großes, dem andern ein geringes Maß von Fähigkeiten verliehen hat. Die schwache Erkenntniß Hochderoselben lieben Fräulein (Tochter) ist dem lieben Gott vielleicht angenehmer, als jenes aufgeblasene große Weitläuffige, und ihr schwacher Glaube er . . . Christum mit seinem Verdienst, ebenso gut wie der starke Glaube. Ew. Hochwohlgebohren haben zu ihrer Beruhigung gethan was . . . stenthum und Klugheit befahl und wenn das liebe Fräulein hätte weiter kommen sollen, so wäre es dem Allerhöchsten ein leichtes gewesen . . . in ihrem Verstand ein größeres Licht anzuzünden.

Mir soll es zur ausnehmenden Freude gereichen wenn ich Ew. Hochwohlgebohren ferner noch . . . Gewogenheit und Zutrauens würdigen wollen und ich bin bereit alles zu befolgen was Hochderoselben und zum Noth . . . dero geliebthen und tugendhaften Fräulein Tochter Elisabetha gereichen kann.

Der Höchste erhalte Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben illustre Familie stets in Segen und in Flor. Ich empfehle mich Hochdenenselben . . . licher Gewogenheit und ersterbe mit vollkommener Hochachtung . . .

(Nachschrift.)

Der Hochwohlgebohrenen Frau Gesandtin von Planta und Hochderoselben Herrn Gemahl vermelde meinen unterthänigen Respect und statte Beyden den schuldigen Dank ab vor alle mir erzeigte Gnade und Höflichkeiten so von Beyden in Frankfurth empfangen habe.

Die Vorbereitung des Briefes an mich wäre ungefehr folgende gewesen: Wolltet Ihr dem Pfarrer A. schreiben? Ja! Was wolltet Ihr ihm schreiben? das weiß ich nicht!

Seit Ihr in Chur gut angekommen? Ja! Habt Ihr euern lieben Papa gesund angetroffen? Ja! Nun würde gewiß folgender Periodent... den seyn: Ich weiß Euch zwar nichts erhebliches zu schreiben, außer daß ich in Chur glücklich angekommen bin und meinen lieben Papa gesund und vergnügt angetroffen habe.

Habt Ihr noch den Husten? Ja! Wollet Ihr euch nicht bey dem Herrn Pfr. A. bedanken? Ja! Wovor wollet Ihr ihm denn danken? Daß er mich treulich gelehret hat! Was hat er Euch den gelehret? Den Catechismus lesen, bethen und Briefe schreiben. Dieses Vorhergegangene würde folgendes Sermon lassen:

Ich habe noch immer den Husten. Ich danke Euch vor alle Liebe die Ihr mir bewiesen habt, insbesondere daß Ihr mich gelehret den Catechismus lesen, bethen und Briefe schreiben.

Wollet Ihr den Pfr. A. vergessen? Nein, ich will stets an ihn denken! Denkt ihr an weiters Niemand als an ihn? Ja, auch an die Kinder des Herrn Pfarrers A.

Ich will euch nicht vergessen. Ich denke stets an euch, an eure Frau und an eure Kinder, und so weiter.

Ich wette, wenn eine solche Vorbereitung jedesmal vorher geht, so wird sie im Stande seyn zieml. gute Concepte zu entwerfen.

Zum Dictieren.

Tab. XX. nach Basedows Kupfer Tafel.

Hier sehe ich den Schmied mit seinen Gesellen. Was seht ihr hier? Den Schmied mit seinen Gesellen. Der Schmied macht Nägel, Beile, Aexte, Ketten, Hufeisen und Radschienen. Was macht der Schmied? Nägel, Beile, Aexte, Ketten, Hufeisen und Radschienen. Der Schmied beschlägt den Pflug und Wagen. Was beschlägt der Schmied? Den Pflug und Wagen. Das glühende Eisen wird geschmiedet. Was wird geschmiedet? Das glühende Eisen. Was ist das? Die Feuer Esse. Auf... Boden liegen Schmidt-Kohlen. Was liegt auf dem Boden? Schmidt-Kohlen. Die Schmied-Kohlen werden durch den Blasebalg angeblasen. Wodurch werden die Schmiedt-Kohlen angeblasen? Durch den Blasebalg.

Hier seht ihr die Arbeit eines Wagners. Was seht ihr hier? Die Arbeit eines Wagners. ... Theile eines Wagens sind, das Gestelle, die... und die Räder! Die Axen stützen sich auf die Räder. Worauf stützen sich die Axen? Auf die Räder. Am Rad sehe ich die hohle Nabe. Was sehe ich am Rad? Die hohle Nabe. Durch die hohle Nabe geht die Axe. Was geht durch die hohle Nabe? Die Axe. Die Speichen stecken in der Nabe. Worin stecken die Speichen? In der Nabe! Die Räder sind mit eisernen Schienen belegt. Womit sind die Räder belegt? Mit eisernen Schienen. Vorn in den Rädern stecken die Linsen. Was steckt vorn in den Rädern? Die Linsen. Der Wagner haut mit dem Meisel und Schlägel ein Loch in die hintere Axe. Womit schlägt der Wagner ein Loch in die hintere Axe? Mit dem Meissel und Schlägel.

Hier sehe ich einen Koch, welcher einen Braden begißt und denselben an dem Bradspieße wendet. Was seht ihr hier? Einen Koch, welcher einen Braden begießt und am Bradspieße wendet. In der Bratpfanne wird die abtriefende

Butter aufgefangen? Worin wird die abtriefende Butter aufgefangen? In der Bratpfanne! Der Küchenjunge stößt Gewürz. Was stößt der Küchenjunge? Gewürtz. Er stößt das Gewürtz in einem messingnen Mörser. Worin stößt er das Gewürtz? In einem messingnen Mörser. Die Magd trägt in einem Wassereimer Wasser herbey. Was trägt diese Magd herbei? Wasser in einem Wassereimer. Vorn an der Thüre ist ein Hausknecht, welcher Holz spaltet. Was ist vorn an der Thüre? Ein Hausknecht, welcher Holz spaltet. In diesen zwei Körben sind Küchenkräuter. Was ist in diesen zwei Körben? Küchenkräuter. An der Wand ist ein Küchenschrank. Was ist an der Wand? Ein Küchenschrank. In der Ferne seht ihr einen Kahn, welcher mit einer Stange fort geschoben wird. Was seht ihr in der Ferne? Einen Kahn, welcher mit einer Stange fortgeschoben wird. Die Waren sind vor dem Regen bedeckt. Was ist vor dem Regen bedeckt? Die Waren. Mit Nachen oder Fährten schiffet man über einen Fluß. Womit schiffet man über einen Fluß? Mit Nachen oder Fährten. Der Fährten bedient man sich, wo keine Brücken sind. Wo bedient man sich der Fährten? Wo keine Brücken sind. Dieser Mann trägt einen Kornsack auf dem Kopfe. Was trägt dieser Mann auf dem Kopfe? Einen Kornsack. Diese Männer tragen ein Faß an der Stange. Was tragen diese Männer an der Stange? Ein Faß. Dieser Mann führt ein Faß auf dem Schiebkarren. Worauf fährt dieser Mann ein Faß? Auf dem Schiebkarren. Hier ist noch ein Lastwagen mit 6 Pferden. Wie viel Pferde sind an diesem Lastwagen? Sechs Pferde.

Pro memoria.

1. Wer mit der Gehörlosen lieben Fräulein von Tscharneder reden will, muß sich der Hochdeutschen Sprache bedienen.

2. Alle Sylben scharf und langsam aussprechen.

3. Die Wörter die ihr noch nicht geläufig sind werden ihr Sylbe vor Sylbe langsam und scharf ausgesprochen.

4. Eben dieses muß beim dictieren beobachtet werden.

5. Damit aber hierbey keine Verwirrung entsteht, gebe ich von dem Aussprechen der Buchstaben folgende Anweisung:

Lettera. A. wird mit gantz eröffnetem Munde ausgesprochen. B. mit fest zugeschlossenen Lippen, welche sich einigermaßen eröffnen. C. mit fest zudrückenden und sich hebenden beyden Zahnladen. D. mit Legung der Spitz der Zunge zwischen die beyden Zahnladen und halber Eröffnung des Mundes. E. mit halb eröffnetem Munde ohne Bewegung der Zunge, indem die Zunge auf dem untern Kiefer ruht. F. gleich als wenn ich Feuer abblasen wollte. G. mit schnell halb eröffnetem Munde, da die unbewegliche Zunge auf dem untern Kiefer ruht. H. mit einem starken Hauch und gantz eröffnetem Mund. I. der schwerste Buchstaben mit einem Lächlen und fest angeschlossenen Lippen an die beyden Zahnladen. K. mit gantz eröffnetem Mund und fest angeschlossenen Lippen an die beyden Zahnladen, so daß die Lefzen fast angeschlossen etwas weniges über die Zähne hervorragen. L. mit Vorstreckung der Zunge, so daß die Zähne mit halb eröffnetem Mund auf den Vordertheil der Zunge gleichsam geworfen werden. M. mit leisem Zusammenfallen der Lefzen. N. mit leisem Zusammenfallen der Zähne auf die Spitze der Zunge. O. mit Formierung eines Zirkels mit den Lefzen. P. mit sehr zusammengedrückten Lippen und schneller Eröffnung derselben. Q. mit gantz rund formierten Lefzen und unmerklicher Zurückziehung der Zunge, welche im Munde gespitzt seyn muß. R. mit halb eröffnetem Munde und zitternder Zunge. S. mit heftigem Zusammenschlagen der Zähne, da der Mund halb eröffnet ist. T. mit Legung

der Zunge zwischen die beiden Zahnladen und heftigem Auftun derselben. U. mit ganz in die Rundung zugelegten Lefzen da die Zunge unbeweglich ist. V. mit Bewegung des Anblasens und geschwinder Legung der Lefzen in die Rundung. W. mit zugespitzten Lefzen, welche sich schnell auseinanderdehnen müssen. X. mit lächelndem Munde und schnellem Zusammenfassen der beyden Zahnladen. Y. wie J. mit fest zusammengedrückten Zahnladen und schneller Eröffnung des Mundes, daß die Spitze der Zunge auf die beyden Zahnladen fällt.

Erste Lection nach Basedow Tab. X . . .

Hier wird ein Concert gehalten. Was wird hier gehalten? Ein Concert. Dieser Herr spielt die große Baßgeige. Was spielt dieser Herr? Die große Baßgeige. Die Dame neben ihm spielt den Flügel. Was spielt die Dame neben ihm? Den Flügel. Der Mann hinter ihr (der Dame) singt. Wer singt? Der Mann hinter ihr. Drey andere spielen Violinen. Wie viele spielen Violinen? Drey andere.

Alle diese Instrumente klingen sehr . . .

Die Musik ist eine der vorzüglichsten Vergnügungen. Seid ihr eine Liebhaberin der Musik? Nein, denn ich höre sie nicht. In diesem Concert-Salle ist eine schöne Bibliothek und schöne Gemälde. Durch den Concert Saal geht man in einen schönen Garten. Wohin geht man durch den Concert Saal? In einen schönen Garten.

Alle Menschen haben einen angebohrenen Trieb der Menschenliebe. Was vor einen angebohrenen Trieb haben alle Menschen? Den Trieb der Menschenliebe. Die Menschen haben Mitleiden bei dem Schmerz und Elend anderer Menschen. Hier sehe ich einen vortrefflich mitleidigen Mann auf der Reise. Was sehe ich hier? Einen vortrefflich mitleidigen Mann auf der Reise. Dieser vortrefflich mitleidige Mann hört das Gewinsel oder Wehklagen eines elenden Menschen. Was hört dieser vortrefflich mitleidige Mann? Das Gewinsel oder Wehklagen eines elenden Menschen. Rettet, rettet einen elenden Menschen. Wie schreit der elende Mensch? Rettet, rettet einen elenden Menschen. Der vortrefflich mitleidige Mann steigt vom Pferde und rettet den unter die Mörder gefallenen unglücklichen Menschen, der in seinem Blute liegt.

Ich grüße herzlich die liebe Fräulein Elisabeth von Tscharner und versichere Sie meiner immerwährenden Hochachtung

Arnoldi.

Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 25ten Oktober 1778.

Ew. Hochwohlgebohren geehrtestes vom 10 Oktober hat mich sehr vergnügt, indem ich durch dasselbe so liebeich von der Fortdauer Hochderoselben Gnade gegen mich bin versichert worden. Ich meines Theils hege gegen Hochdieselben und dero illustre Familie die vollkommenste Hochachtung und werde keine Gelegenheit außer Acht lassen, wo ich Hochdenenselben Proben meines unterthänigen Respects ablegen kann.

Nichts mehr bedaure ich, als daß Hochderoselben liebe Fräulein Tochter noch immer unpaß ist und wenige Hoffnung vorhanden, daß sie noch lange leben werde.

Der Herr allein weiß es, was vor sie das Beste ist, dessen gnädiger Vorsorge und Obhut ich sie in meinem Gebeth bestens empfehle. Ew. Hochwohlgebohren werden mich Hochdenenselben sehr verbinden, wenn sie die Geneigtheit haben, mir von Zeit zu Zeit beliebigst Nachricht von ihr zu ertheilen, denn wegen ihrer Tugend und edeln Herten hat sie sich meine und der Meinigen immerwährende Hochachtung und Liebe erworben und wir nehmen wahren Antheil an allem was ihr begegnet. Aus dem Husten den die liebe Fräulein in den letzten Monathen ihres Hierseins bekommen, habe nicht klug werden können, maßen der-

selbe allen gebrauchten Artzeneyen nicht hat wanken und weichen wollen. Der Medicus in Gießen empfahl letztlich noch das Aderlassen. Ihre Abreisen aber hat es verhindert. Vielleicht könnte es jetzo noch nützlich seyn. In diesem Leben werde also wohl schwerlich diese meine liebste Schülerin wieder zu sehen bekommen, doch hoffe sie in jenem Leben zu sehen und dem lieben Heiland zu danken, daß er mich hat tüchtig gemacht, an ihr, eine reine Jungfrau zuzuführen, welche Ihm nach ihrer Fähigkeit gewiß zu Ehren gelebt hat.

Der Herr Mutach und sein Herr Hofmeister Nahmens Berner aus Thun sind noch bey mir. Es scheint, als wenn ihn sein Herr Vater noch einige Zeit bei mir lassen werde, welches dem . . . sein Glück ist, denn bey diesem . . . gen Jünglinge vermehren sich jetzo . . . zusehends die Begriffe. Seine Aussprache verfeinert sich immer mehr und mehr und seine Aufsätze werden nun auch immer Zusammenhängender. Die Religionswahrheiten hat er so gut begriffen, daß ich ihn voriges Jahr hätte confirmieren können, wenn seyn lieber Vater dieses heilige Werk nicht bis auf seine Abreise wollte verschoben wissen.

Die Mademoiselle Schmidt aus Frankfurth macht ebenfalls gute Progressen, denn sie fangt bereits an sehr deutlich zu lesen und alles nachzusprechen was man ihr vorsagt. Dieses Frauenzimmer hat viel Verstand und ein aufgewecktes Genie.

Auch habe Hoffnung die Fräulein von Meding, mit welcher Hochderoselben liebe Fräulein Tochter correspondiert hat und welche der Superindendent Lahn is im Zellischen 7 Jahre lang informiert hat in die Unterweisung zu bekommen. Diese Fräulein soll durch den Unterricht des Herrn Lahn is so weit gekommen seyn, daß sie andern ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen im stande ist. Allein sie kann noch kein Wort reden. Ich soll sie also durch meine Methode zum Sprechen anführen.

Ew. Hochwohlgebohren haben mir zu einem jtalänischen jungen Herrn Hoffnunge gemacht, wenn anderster der Herr D. Brentano meine Methode genehmigten. Nun hat es mir geschienen, als wenn sie seinen Beyfall erhalten hätte, und deßwegen nehme mir die Freyheit mich bey Hochdenenselben zu erkundigen, ob vielleicht diese Sache noch zu Stande komme oder nicht?

Da Ew. Hochwohlgebohren mein großer Gönner sind, so hoffe Hochdieselben werden vor mich und meine Familie die hohe Gnade haben, mein Institut durch gütige Recommendationen zu begünstigen. Diese Gnade werde dankbarlichst mit aller Hochachtung erkennen und bey allen Gelegenheiten zeigen, daß ich mit unterthänigem Respect und Anwünschung alles göttlichen Segens allerstets bin . . .

Letzter Brief von Arnoldi an von Tscharner.

Großenlinden
den 23ten Xber 1778.

Die Tugendhafte Seele Ew. Hochwohlgebohren lieben Fräulein Tochter, meiner gewesen liebsten Schülerin, die mir so viel Ehre gemacht und Bewunderung und Hochachtung in der Gemüthern aller derjenigen, die sie gehört und gesehen erregt, gefiel dem Herrn ihrem Gott und Heiland wohl, darum eilte er mit ihr aus einer unvollkommenen in eine vollkommene und bessere Welt. Sie ist bald vollkommen geworden und hat viele Jahre erreicht. Ihr Abschied preßt mir Thränen aus und ich weihe sie gerne ihrem Andenken. Dieses Tugendbild schwebt mir beständig vor Augen, ja es ist unauslöschlich und tief in mein Hertz gegraben. Mit Worten bin ich nicht vermögend die gerechte Betrübnis zu schildern die ich über den frühen Abschied meines

Augapfels empfinde, und jetzo würde ich untröstlich seyn, wenn ich eine meiner Pflichten an ihr unerfüllt gelassen oder zugelassen hätte, daß ihr etwas wäre zu leid geschehen. Diese Vorstellung, und daß ich an ihr meinem getreuen Heilande eine reine Jungfrau zugeführet, mit welcher er sich in Ewigkeit verlobet, setzt meiner gerechten Betrübniß die gehörigen Grentzen. Wir werden sie vor dem Thron des Lammes, da die Cherubinen prangen und das Hohe Lied anfangen: Heilig, Heilig, Heilig heißt Gott der Vater, Sohn und Geist, wieder sehen, und es wird mir gewiß zur Ehre gereichen, daß ich an Ihr ein Siegel meines Apostelamtes habe. Auch Ew. Hochwohlgebohren können Ihretwegen beruhigt seyn, indem sie an dieser lieben Tochter gewiß die Pflichten eines edelndenken und christlichen Vaters erfüllt, und alles angewandt haben, was zur Erlangung ihrer zeitlichen, allermeist aber ewigen Glückseligkeit erreichen konnte. Der treue Heiland tröste Hochdieselben über diesen Verlust mit seinem Trost und erfreue Hochdieselben mit anderwärtiger Freude. Ueberhaupt aber bringe er Hochderoselben Ruhmvolles Leben bis auf das entfernteste Ziel des menschlichen Alters, Er erhalte Ew. Hochwohlgebohren und Hochderoselben illustre Familie in stetem Flor und lasse Hochdieselben aus der Fülle seiner Gnade stets nehmen Gnade um Gnade. Die Meinigen, die sich der hohen Gnade Ew. Hochwohlgebohren nebst meiner unterthänig empfehlen, haben dir Nachricht von dem seeligen Ende Ew. Hochwohlgebohren Fräulein Tochter mit aller Empfindung der größten Betrübniß angehört, meine Frau und meine Schwester beweinen sie noch bis diese Stunde, und meine Kinder haben den gantzen Tag aus großer Betrübniß weder essen noch trinken können, so sehr hat sich dieses Tugend Bildnis unsere Herten eigen gemacht.

Ich habe sonst nicht viel auf Anzeigen der St... den gehalten. Allein am Tage ihres ... Heimganges Nachts um 11 Uhr haben zu ... an mahlen heftige Schläge auf den Boden des Zimmers, wo das Tractement bey ihrer Confirmation gegeben worden, sich so heftig ... nehmen lassen, daß die Aufseherin der ... Frau Schmiedt, heftig aufgefahren und d... nahe am Zimmer liegenden Herrn Ber... der eben bey uns besuchen war, gefragt ... er es auch vernommen, welcher es den auch gehört und eben dasselbige bekräftiget hat.

Ich berge nicht, daß ich darüber betrübt war, ... daß diese liebe Schülerin so bald aus meinem Unterricht, dessen sie doch noch benötigt war, gehen sollte. Allein nun sehe ich den Aufschluß und die Ursache hiervon. Es war so wohl für sie als mich gut, daß sie im Elterlichen Haus und in den Armen der lieben Ihrigen ihre Auflösung erwarten konnte, und ich preise auch hierüber die Fürscheidung des Unendlichen, der alles wohl und am besten anzuordnen weiß. Da ich eine wahre Hochachtung gegen Ew. Hochwohlgebohren in meinem Herten hege, so hoffe Hochdieselben werden mir gütigst erlauben, daß ich mich von Zeit zu Zeit nach Hochderoselben Hohem Wohlbesein erkundigen und Hochdenenselben meinen unterthänigen Respect bezeugen darf. Hochderoselben hohen Gnade empfehle mich nebst den Meinigen bestens und habe die Ehre unter Anwünschung alles göttlichen Segens mit der vollkommensten Hochachtung allstets zu seyn ...

Viktor August Jäger, Vorsteher der Taubstummenanstalt in Gmünd (Württemberg) und sein taubstummer Zögling von Riehen.

Weder der Kanton Basel noch sein Nachbarkanton Aargau besaßen zu der Zeit, von der wir reden, eine Taubstummenanstalt, und so kam es, daß der Pfarrer von

Riehen, namens Wenk, sein taubstummes Söhnlein zur Erziehung nach Württemberg schickte, welches Land ja damals viele Beziehungen mit Basel pflegte.

Im „Lebensbild eines württembergischen Geistlichen“, das Fr. Pressel 1868 herausgab, wird über jenen Knaben Wenk Näheres berichtet, wie folgt:

1826. Ein taubstummer Zögling aus der Schweiz, welcher 9 Jahre lang sein (des Gmünder Stadtpfarrers Jäger) kindlich ergebener Pflegesohn gewesen war, erlag, ein Jahr nach seiner Heimkehr ins Elternhaus, einer rasch verlaufenden Schwindsucht. Die Eltern des Knaben waren 20 Jahre lang verheiratet gewesen, ohne daß ihr Wunsch nach dem Besitz eines Kindes erfüllt worden wäre. Da erhöhte Gott endlich ihr Gebet und schenkte ihnen ein Knäblein, aber vergeblich lauschte die Mutter auf die ersten lieblichen Laute aus seinem Munde. Vergeblich wartete der Vater, so oft er ins Zimmer trat, ob er nicht seinen Ruf oder Schritt höre, und endlich erkannten sie mit Schrecken, daß ihr Kind taubstumm sei. Als Martin 7 Jahre alt war, brachten ihn die Eltern in die Familie Jägers, wo er sich mehr und mehr als ein Familienglied zu Hause fühlte und die Eltern von Jahr zu Jahr, wenn sie auf Besuch kamen, die erfreuliche Entwicklung ihres Sohnes an Leib und Seele bemerken durften. Als Martin nach der Confirmation im Jahr 1835 Gmünd verließ, um in Königsfeld das Buchbinderhandwerk zu erlernen, schied er mit heißen Tränen von seinem Pflegevater und dessen Haus und ließ er in demselben das freundlichste Andenken an den stillen, sanften Hausgenossen zurück. Wie groß aber die Freude war, als er zu den Eltern zurückkehrte und diese den Sohn nun ganz bei sich haben durften, — sie dauerte nicht lange. Martin selbst erkannte bald die Gefahr seines Kränkels, doch dachten sich weder seine Eltern noch er selbst den Tod so nahe. „Martin ist sehr krank“, schrieb sein Vater, „und wünscht sehnlich, daß Sie nach der Confirmation ihn besuchen, damit er Sie noch sehe, ehe denn er scheidet“. Aber schon am Morgen des 9. März, als seine Eltern neben ihm saßen, richtete sich der Kranke rasch auf, wandte sich zu seiner Mutter und bat, daß sie den Vorhang wegnehme. „Es wird so dunkel um mich“, setzte er hinzu. Eine Weile darauf sagte er: „Im Himmel werde ich meine Pflegemutter und meine Schwester Pauline sehen ... dann wird der Heiland auch zu mir sein Hephata sprechen, daß ich mit ihm einstimmen kann in das Hallelujah!“ Mit diesen Worten legte er sich zurück und nach wenig Augenblicken durfte er vom Glauben ins Schauen übergehen.

Wie schmerzlich auch der Tod dieses Lieblingsschülers für Jäger war, so sah er doch mit Freuden in ihm die erste in die himmlische Scheuer eingesammelte Frucht seines Wirkens auf dem Taubstummenfelde.

Als Jäger damals die Pflege und Erziehung dieses Knaben übernahm, war er gerade Leiter der Gmünder Taubstummenanstalt geworden, die er schon als Stadtpfarrer mit zu beaufsichtigen hatte. Martin Wenk war das einzige Kind des Pfarrers von Riehen bei Basel. Dieses Kindes wegen wechselte „Papa Spittler“, der bekannte Gründer christlicher Anstalten in Basel, oft Briefe mit Jäger. Dadurch wurde in Spittler der Wunsch erweckt, in der Nähe von Basel eine Taubstummenanstalt zu errichten, wozu die Eltern Wenk aus Dankbarkeit für das, was an ihrem Kinde geschehen war, eine reiche Beisteuer zu geben bereit waren.

So ward die Taubstummheit eines Kindes von Riehen, wenn auch nicht der erste Anlaß, so doch der letzte kräftige Anstoß zur Gründung der nachmals so berühmt gewordenen Taubstummenanstalt in Riehen.

2. Erste Fürsorge und Unterrichtsversuche innerhalb der Schweiz.

a. Joh. Lavaters Schrift über die geborenen Taubstummen.

Vorerst sei folgendes aus einer Arbeit eines Vorfahren des Joh. Lavater wiedergegeben:

In seiner Schrift „Kurze Naturphilosophie nach Aristoteles mit Verbesserungen aus der hl. Schrift zusammengestellt“, Zürich 1621 (*Epitome philosophiæ naturalis*) schreibt Heinrich Lavater im 6. Buch, 3. Kapitel vom Gehör u. a.:

Das Gehör ist ein äußerer Sinn, der die Töne wahrnimmt. Ist sein Gegenstand auch materiell, so erhebt es sich doch mit dem Gesicht über materielle Bedingungen eher als andere Sinne empor und dient mit dem Gesicht seiner Auszeichnung wegen allein zur Erfindung (inventis) von Wissenschaft und Kunst. — Kommt diese Stellung dem Gehör zufällig, dank des artikulierten Tones und nicht an und für sich zu, so zeigt sich, daß das Gesicht nicht nur durch sein Organ, sein Objekt oder seine Tätigkeit, sondern überhaupt ihm voran geht, aus welchem Grunde sich geborene taubstumme Gelehrte finden . . .

Im 7. Buch, 6. Kapitel von der Rede sagt er einmal:

Wenn das Sprechen auch natürlich und die Zunge eigens zu diesem Zweck geschaffen ist, so ist jenes doch keine natürliche, sondern eine von Verträgen und Vereinbarungen abhängige Handlung, woraus folgt, daß die Sprache nicht angeboren sein kann, sondern durch Studium, Unterricht und Brauch erworben wird.

Ist nicht darum die Verschiedenartigkeit der Wörter, aber auch die Bedeutung gleichlautender unter den Völkern so unendlich groß? Aus demselben Grunde sprechen Taube nicht, da sie die unter den Menschen durch Gebrauch festgesetzten Wörter nicht bilden können. Sie würden sprechen, ohne sprechen zu hören, wenn die Sprache mit uns geboren, ihre Bedeutung natürlich wäre. Darum ist es lächerlich, das Hebräische als eine angeborene Sprache zu halten. Wäre es nämlich eine angeborene Sprache, so brauchte es zu dessen Aneignung keine Lehrer, da alle Dinge spontan auf das natürliche Wort bezogen würden. Die Natur ließ den Menschen darum auch jede Sprache (bei der Geburt) ermangeln, damit er zu allen Sprachen befähigt würde . . .

Nun zu unserm Johann Lavater. Er lebte von 1624—1695, studierte in Zürich und Groningen, wurde, 25 Jahre alt, Pfarrer in Uetikon (Kanton Zürich), 1665 Vikar in Zürich, 1667 ebendort ordentlicher Professor logico-rhetoricae am Collegium Humanisticum, zu gleicher Zeit Professor philosophiæ am Collegium Carolinum und Chorherr am Stift zum großen Münster.

Unter der Leitung des Logikprofessors Joh. Lavater in Zürich wurde von den drei Studenten Ott, Muralt, Wisser eine Untersuchung über geborene Taubstumme nach physiologischen, theologischen und pädagogischen Gesichtspunkten gleichzeitig in Angriff genommen. Als der 1. Teil fertig war, liefen aber noch Briefe (am 11. VI. 1664) für den 3. Teil ein, der wie der 2. Teil eine einjährige Verzögerung erfuhr (III. 18). Die 1. Dissertation wurde am 2. Juli 1664, die andern im Juni 1665 in der Sommeraula des Carolinums vorgetragen und zugleich in Zürcher Offizinen gedruckt. I. umfaßt 11, II. 17, III. 11 gedruckte Quartseiten. Im Titel I wurde das gedruckte «prior» handschriftlich in «prima» verbessert, wonach zuerst nur zwei Teile (I; III mit II) vorgesehen gewesen wären. Auch wurde in den 1665 erschienenen Teilen dem Titel das Attribut «exoterica» hinzugefügt, womit die Arbeit als eine gemeinverständliche, nicht fachgenössische bezeichnet ist. Die drei Titel lauten:

- I. Disquisitio physica de mutorum ac surdorum, ab ortu sermone, auditu et cognitione atque institutione prior, (corr. prima) quam deo Opt. Max. favente et juvante, præside Joh. Lavatero logicæ in collegio Humanitatis professore placido examini subjecit J. H. Ottius, loco, horisque solitis, die 2 Julii, Tiguri anno 1664.
 - II. Schola mutorum ac surdorum seu disquisitio exoterica secunda quæ est de eorundem cognitione ac institutione quam — subjecit Joh. Muraltus l. h. sol. die . . . Junii, Tiguri anno 1665.
 - III. Schola mutorum ac surdorum seu disquisitio exoterica tertia quæ est de eorundem institutione quam — subjecit Joh. Balth. Wisserus l. h. sol. die . . . Junii, Tiguri anno 1665.
- Deutsch: Untersuchung über die Natur der Sprache, des Gehörs, der Erkenntnis und des Unterrichts geborener Taubstummer. Mit Gottes Gnade und Hilfe dem Vorsteher Joh. Lavater, Professor der Logik am humanistischen Kollegium zu milder Prüfung vorgelegt durch Joh. Heinr. Ott, stud. phil. (I) Zrch. 1664, Joh. Muralt, stud. phil. (II) Zrch. 1665, Joh. Balth. Wisser, stud. phil. (III) Zrch. 1665. — Das Inhaltsverzeichnis lautet:

I. Hören und Sprechen.

- A. Die beiden Sprachprinzipien:
 1. Ursprung der Sprache aus der Verbindung von Leib und Seele.
 2. Gesetzmäßigkeit der Sprache zum Nutzen der Taubstummen. (Das veränderliche, praktisch willkürliche Prinzip.)
 3. Gemeinverständlichkeit der Gebärdensprachen. (Das unveränderliche, theoretische Prinzip.) Wesen beider Prinzipien.
 4. Das Sprechen eine Aeüßerung durch Gebärde, Wort oder Schrift.
 5. Das Hören ein Auffassen gelesener oder gehörter Zeichen.
- B. Die Organe und ihre Kompensation:
 6. Sprachfunktion bei Zunge und Ohr und ihr Fehlen.
 7. Glieder.
 8. Augen. Kompensation durch Gedankentiefe, hohe Gesinnung, Gedächtnis.
 9. Augen und Finger als sicherer Ersatz von Ohr und Zunge.
 10. Beispiele zu 9.
 11. Der Begriff der Kompensation.
- C. Physiologische Begründung der Sprachfunktion:
 12. Die drei Stufen der Hör- und Seh- sowie der Sprechfunktion in der Verbindung von Leib und Seele.
 13. Die Sprache als natürliche Funktion des mit der herrschenden Seele verbundenen Leibes.
 14. Die Sprache als rationale Funktion.
 15. Statt einer nach der natürlichen Sprechfunktion und nach natürlichen Handlungen der Völker zu erwartenden natürlichen Sprache gibt es eine Vielheit gleich willkürlicher, veränderlicher, nur durch Uebung erlernbarer Laut- und Gebärdensprachen.
 16. Größere Einfachheit der Gebärdensprache.
- D. Ursache der Stummheit taub Geborener (Möglichkeit der Lautsprache für Taubstumme):
 - a) Begründung mit Fehlen des Lehrsinns bei normalen Sprachorganen:

17. Eine natürliche Lautsprache, die auch ohne Lehrsinn angeboren wäre, und diesen Lehrsinn für Lautsprechen gibt es für Taube nicht.
18. Die Lautsprache Taubgewordener widerlegt die Sympathie von Gehör und Sprachorganen.
19. Taubstumme sollten eine eigene Lautsprache erfinden können.
20. Die dazu nötige Erfindungsgabe wird bestritten,
21. wird behauptet durch Widerlegung der Gegengründe
22. und durch Erweisung des natürlichen Sprachbedürfnisses.

b) Anatomische Begründung:

23. Sympathie der Hör- und Sprachorgane.
24. Fehlender Luftstrom.

c) Subjektive Begründung:

25. Beziehungslosigkeit zwischen Nerven verschiedener Organe.
26. Kontrollierbarkeit sichtbarer Verständigungszeichen von Taubstummen bevorzugt.

II. Die Erkenntnis.

A. Das Wesen der Erkenntnis:

1. Zweck der Erkenntnis.
- 2./3. Kompensation und Erkenntnis als Themata der 1. bzw. 2. Untersuchung.
4. Dualismus der Erkenntnis:

- a)* Rationale Erkenntnis des Entstandenen, Natürlichen, das in Sinnliches und Göttliches geschieden ist. Irrationale Erkenntnis der bewegenden Ursache, des Uebernatürlichen durch Erleuchtung.
- b)* Sichere Erkenntnis durch selbständiges Forschen, unsichere durch unselbständiges Erlernen im Unterricht.
- c)* Natürliche und willkürliche Grundlagen der Erkenntnis.

B. Rationale Erkenntnis durch die äußere Natur (Sehende geborene Taubstumme):

5. Mangel an guten pragmatischen Kenntnissen. Eignung zum selbständigen Erwerben von Naturerkenntnis. Gotteserkenntnis durch Kausalität.
6. Zwei Beispiele für pragmatisches Geschick und Gelehrsamkeit.
7. Priorität des Gesichts (Entdeckungssinn) vor dem Gehör (Lehrsinn).
8. Selbständiges Erkennen und Vorurteilslosigkeit ohne Lehrsinn eher möglich.

C. 9. Rationale Erkenntnis durch allgemeine Vorstellungen (Blinde geborene Taubstumme):

10. Theoretische Selbsterkenntnis des Geistes.
11. Theoretische Gotterkenntnis (Das Geheimnis der Gottesanschauung aus der Selbsterkenntnis des gläubigen Gemüts; veranlaßt praktisch Demut).
12. Die allgemeinen Vorstellungen von Gottes Existenz in unserm Geist und Herz.
13. Praktische Erkenntnis der Tugend und Sünde im Gewissen.
14. Allgemeine Gotterkenntnis bei den Völkern.
15. Allgemein unzulängliche Gotterkenntnis bei den Völkern.
16. Das Gewissen der Gläubigen.
17. Das Gewissen der Gottlosen.
18. Die lebendige Kraft des Gewissens.
19. Die allgemeinen Vorstellungen führen die durch gegenständliche Vorstellungen unbehinderten glaubenseifrigen blinden Taubstummen zu Gott.

D. 20. Irrationale Erkenntnis Gott Sohnes und des Vaters.

21. Offenbarung als Ergänzung, Glaube statt unzulänglichen Verstandes. Der gewöhnliche Glaubensweg.
22. Er ist ungangbar für Taube
23. und auf normale Zeiten beschränkt.
24. Andere Glaubenswege für Taube und Kinder.
25. Vier anschauliche Beispiele von frommen, sinnvoll begabten geborenen Taubstummen.
26. Zulassung geborener Taubstummer zum hl. Abendmahl. (Folgen Beispiele und Zeugnisse.)

III. Unterricht.

A. Humanistische Begründung der Taubstummenfürsorge:

1. Heilbarkeit aller Krankheiten.
2. Heilbarkeit der Taubstummen.
3. Milderung der Krankheit (eine Christenpflicht), das Ziel der 2. und 3. Untersuchung.
4. Geschicklichkeit, Bildung durch die Natur, Glaube, Kompensation, Abendmahlsfrage als Themata früherer; methodischer Unterricht als Thema der letzten Untersuchung.
5. Inhumane Vernachlässigung des ohne Lehrsinn für unmöglich gehaltenen Taubstummenunterrichts.

B. Methodische Begründung des Taubstummenunterrichts:

6. Gleichwertigkeit der Sinne bei Gleichwertigkeit von Wort und Schrift.
7. Gleichwertige Auffassung akustischer und visueller Zeichen durch konstante Vergleichung von Zeichen und Bedeutung.
8. Hierzu zwei Beispiele geläufiger Taubstummenunterhaltung.
9. Unveränderliche Bedeutung konstanter Zeichen schafft Erfahrungsmöglichkeit (die Konstanz dieser Bedeutung eine Vereinbarung wie ein Gesellschaftsvertrag).
10. Bewiesen durch selbständiges Erlernen von Sprachen im Zusammenleben
11. und durch selbständiges Erlernen beliebiger Gebärdensprachen bei ständigem Gebrauch.
12. Verbesserter Lehrerfolg. 1. durch gut entwickelte kompensierte Sinne und Verstandeskräfte, die alle Sprechfunktionen übernehmen, 2. durch Gewöhnung, 3. durch kindlichen Nachahmungstrieb.
13. Abschluß des Nachweises, daß Taubstummenunterricht möglich ist.

C. Taubstummendidaktik:

14. Bildmethode bei Römern und Lutheranern.
15. Ihre Verwerfung. Die Schrift als erster Taubstummenunterricht:
 - a)* Die Schrift und die Vermittlung des Verständnisses.
 - b)* Die Gleichwertigkeit von Wort und Schrift.
 - c)* Ihre Nützlichkeit an Beispielen erwiesen.
16. Lehrgang des Schreibunterrichts. Sein Nutzen für den Religionsunterricht. Weitere Ausbildung auf Grund der Schriftkenntnis.
17. Das Fingeralphabet (Gleichnis vom Setzer).
18. Das Ablesen (Beispiele).
19. Das Lautsprechen der Schüler des Peter Pontius.
20. Christliche Ermahnung zum Studium der Taubstummendidaktik und zum Bau von öffentlichen Taubstummenschulen.

Diese Dissertationen zählen zu den umfangreicheren und fleißigsten der über 50 Arbeiten aus dem 17. Jahrhundert, die der Band enthält. Der Fleiß H. Otts und die Lehreignung J. Lavaters werden in der Lebensbeschreibung seines Schülers und Nachfolgers J. Heinr. Schwyzer ausdrücklich betont.

Sowohl in den Beschränkungen auf die einzelnen Themata, als in der übereinstimmenden Anschauung über Taubstummenunterricht zeigt sich Lavaters ordnende Hand: II 25 kommt unvermutet dazu, vier Beispiele für Ablesen zu sammeln, während man Beispiele für fromme Taubstumme erwartet. Vom Basler wird nichts als seine Ablesefertigkeit genannt. Wenn sonst nirgends, so zeigt II doch hier, daß er mit III in der Ansicht über die Grenzen der Taubstummenbildung, die mit dem Ablesen erreicht ist, einig geht. Das Ablesen wird III 18 nämlich noch methodisch begründet, das Lautsprechen nicht mehr, da es I 17 verworfen worden ist. Das einseitig behandelte Sprechen (I) und Hören (II) erfährt erst in III seinen vollendeten Ausgleich, auch konnten die Angriffe auf den Taubstummenreligionsunterricht erst im methodologischen Teil III zurückgewiesen werden. Widersprüche der Zeit ließen sich nicht umgehen. Die Theologie mußte sich damals noch auf die Scholastik stützen, woraus die ungleiche Anschauung über die Selbständigkeit des Lernens entsprang (II, III). Aber die damalige Forderung einer reinen Trennung von Philosophie und Theologie war genau erfüllt; sie hatte die ursprünglich vorgesehene Zweiteilung bedingt. Der Widerspruch betreffend die reine Gebärdensprache löst sich damit, daß I die herrschenden Ansichten über beide Taubstummensprachen darstellte, mit denen sich erst III polemisch auseinandersetzte. Von der innern Einheit der drei Teile wird noch die Rede sein.

Bedeutungsvoll für die Untersuchung war, daß Lavater selbst als junger Mann an der Universität Groningen in Holland bei Maresius, Alting und Deusing mit Clauberg seine theologischen Studien machte. Es waren dies fortschrittlich gesinnte Männer eines freien Landes, wo die erst begründete Anatomie (Vivisektion), Naturbeobachtung und cartesianische Philosophie besonders gut gediehen.

Johann Lavater (1624—95) war ein Verwandter des Stadtarztes und Professors für Naturkunde, Heinrich Lavaters, dessen „Naturphilosophie“ I 15—17, 22 zitiert ist. Johann Lavater reichte 1647 Maresius in Groningen, einem Theologen „unserer Kirche“ (II 31) eine Arbeit über die Erbsünde ein, nachdem er 1644 und 1645 seine ersten Studien am Carolinum in Zürich mit zwei Arbeiten abgeschlossen hatte. Wahrscheinlich lernte er in Groningen Clauberg (1622—65) kennen, welcher einige Jahre früher, und nach einer Frankreich- und Englandreise bis 1649 wieder in Groningen Theologie studiert hatte. Clauberg wurde für Deutschland der eigentliche Verbreiter von Descartes' Philosophie. Descartes hatte sich ebenfalls 25 Jahre lang, bis zu seinem Tode (1650) in Holland aufgehalten. Das Hauptproblem Claubergs war das Verhältnis von Leib und Seele. (Windelband, *Gesch. d. n. Phil.*) Er sollte in allen philosophischen Fragen den in diesem Jahrhundert in Zürich doktorierenden erster und fast ausschließlicher Berater werden. Er ist es auch für unsere drei Zürcher. Folgende wichtigen Punkte sind seinen Schriften, namentlich seiner Lehre über Lebewesen (*theoria viventium*) entnommen.

- I 1. Sprechen und Hören als Funktion der Verbindung von Leib und Seele (*theor. viv.* § 879/80).
- I 2. Die Gesetzmäßigkeit der Sprache (§ 884). Erst beim Lesen Claubergs versteht man, daß unter dieser Gesetzmäßigkeit die willkürliche, durch Gebrauch festgelegte Sprachbedeutung verstanden ist.
- I B. Die Kompensation (§ 882).

- III 1/3. Diese als Heilung von Krankheiten aufgefaßt (§ 194).
- I 12. Die drei Stufen der Empfindung (881, XXXIII).
- I 13. III 11. Priorität der Seele (822/3).
- I 14. Unvernunft der Tiere (523/8).
- II 8. Die Irrtumtheorie Descartes.

Seine Lehre, daß die Empfindungen feine mechanische, allen Sinnen in gleicher Weise zukommende Bewegungen seien, deren sich die Seele aufnehmend oder mitteilend beliebig bedient, stützt namentlich die Gleichstellung der Sinne und die Kompensation.

Alting war ein guter Sprachforscher (orient. Sprachen, vgl. I 14), Deusing (1612—66) ebenfalls Sprachgelehrter, aber auch Stadt- und Leibarzt, Professor der Mathematik und Heilkunde. Seine Gelehrsamkeit wurde durch Kritiklosigkeit beeinträchtigt. „Er wagte sich an anatomische Probleme, ohne sich ernsthaft damit abzugeben zu haben und stieß bei Fachleuten auf Widerspruch“ (deutsche Biographie). Er scheint die Taubstummenfrage in einer seiner gesammelten Dissertationen systematisch behandelt zu haben, obschon er in III nicht genannt ist. Seine Beispiele sind teils eigene (II 25), teils ausführlicher als bei Camerarius (Türken I 10: III 8). Er bespricht das Lippenlesen und die Abendmahlsfrage (II 25).

Philipp Camerarius (1537—1624), Staatsrat in Nürnberg, aus dem bayrischen Geschlecht der „Kämmerer“, war Sohn eines Humanisten, des langjährigen Rektors der Universität Leipzig und Freundes Melanchthons. Philipp studierte in Deutschland und reiste in Italien. Seine Schrift „Historischer Lustgarten“ (*opera horarum succisivarum centum sive meditationes historicae* (1591) scheint Lavater wie Clauberg (§ 527) durch Philipps Neffen Ludwig Camerarius bekannt geworden zu sein, der sich 1645 von seinen Amtsgeschäften eines Gesandten und Bevollmächtigten Gustav Adolfs nach Groningen zurückgezogen hatte, wo ihm und zwei andern „Beschützern und Gönnern“ Lavater 1647 seine Schrift über die Erbsünde dedizierte. Camerarius ist Historienschreiber. Für die Kompensation ist er den Zürchern die Hauptquelle, wenn auch die Idee überall, bei Schott, Clauberg, Deusing, Terzi, Bonet, Wallis (Walther, *Geschichte der Taubstummenbildung* 24) vorkommt. Das 1627/30 in Straßburg erscheinende Werk des Arztes Rud. Camerarius (Walther um 1624), der sich an Cardans Stabmethode hielt, übergangen die Zürcher, und den sonst bekannten Cardanus auch.

Nach genannten Quellen, welche mit Lavaters Aufenthalt in Holland in Zusammenhang gebracht werden können, seien noch die übrigen genannt.

Ein Zeitgenosse des Ph. Camerarius war der I 8 für einen Italiener gehaltene erste Leibarzt des spanischen Königs Philipps II., Franciscus Valesius. Seine *philosophia sacra* (Heilige Philosophie, was über die Natur in der hl. Schrift geschrieben steht. 1587), enthielt im dritten Kapitel eine Widerlegung der Natürllichkeit der Sprache, das Heinrich Lavater in seiner *Philosophia naturalis* (Zürich 1621) ohne Quellenangabe genau excerptierte, sodaß also auch I 15, 17, 21, 22 so gut wie III, aber vermitteltst H. Lavater, auf Valesius zurückgeht. Das dritte Kapitel ist ein Meisterwerk in der Klarheit des Aufbaus und der Beweisführung, wichtig wegen seiner allerdings kargen Mitteilung über das Lautsprechen, der Forderung des ersten Taubstummenunterrichts, und verfehlte seine Wirkung ein ganzes Jahrhundert lang bis auf J. Ammann nicht. Kaspar Schott (1608 bis 1666), ein deutscher Jesuite, schrieb 1642 eine *Physica curiosa* (Naturlehre des Sonderbaren), die 1667 eine zweite Auflage erlebte. Im fünften Buche spricht er über die Monstren, deren Ursachen er nachgeht, worauf er die an ihnen

beobachteten Kompensationen, ohne diesen Begriff zu erklären, mit zahlreichen Beispielen ausführt. Wie Phil. Camerarius, Keckermann, Plater, Deusing ist Schott für die Taubstummengeschichte durch Nennung eigener Beispiele für das Ablesen bedeutsam. Ob Schotts sizilianischer Jesuite ein Beispiel für das Lautsprechen abgebe, ist zu bezweifeln, da Schott nicht angibt, ob dieser ein geborener Taubstummer gewesen sei. Ein solcher wäre auf einen Lehrgang wie den des Pontius angewiesen gewesen, wovon nichts verlautet, und auch ein Pontius hätte seinen Schülern die jesuitische Gelehrsamkeit und Paterwürde nicht zu verschaffen vermocht. Daß die 1665 in Schotts Schola steganographica versuchte methodische Klarlegung des Lautsprechens verfehlt war, wird noch begründet werden.

Noch sei erwähnt Felix Plater (1556—1614), der Sohn des bekannten Thomas Plater von Basel, ein berühmter Arzt und Professor der Medizin. Seine „Beobachtungen“ behandeln die Kompensationen bei Krüppeln (I 7), Blinden (I 8), Taubstummen (I 10) und enthalten ein anschauliches Beispiel für Ablesen. Keckermann, dessen umfangreiche Werke in Genf erschienen, scheint der Taubstummenfrage dieselbe kurze Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, die damals alle mit Psychologie, Heilung oder Naturmerkwürdigkeiten sich Beschäftigende dafür übrig hatten: Clauberg, Valesius, Heinr. Lavater, Plater, Keckermann, Cardan, Joh. Camerarius, Philipp Camerarius, Schott.

Ein großer Unterschied besteht zwischen der eigenen Jugendarbeit Lavaters „Ueber die Natur der Philosophie“ (1644) und den Arbeiten seiner Schüler. Während jene noch ganz scholastisch war, zeigen die Jüngern den frohen Optimismus, den Lavater in Holland geholt hatte. Es war der Optimismus des damals erwachsenden Rationalismus, dem Geist und Seele identische Begriffe waren, und welcher glaubte, „daß man sich nur zu besinnen brauche, um das Wahre zu schaffen“ (Windelband). Namentlich in der Verbindung Leib — Seele ist der Geist der Spiritus rector. Die Seele sieht, hört und bewegt, alle Sinne sind ihre gleichwertigen Diener. Aber der Geist kann nicht ohne die Natur sein, der er sich anpassen muß, die ihm aber die besten Mittel an die Hand gibt. Diese Anschauung bekunden die drei Arbeiten deutlich in den angehäuften Sentenzen, von denen diejenige Cardans von der Selbstgenügsamkeit des Geistes (II 19) füglich das Leitmotiv aller drei Teile genannt werden kann. Denn selbst im ersten Teil wird eine solche subjektive Begründung für die Ursache der Stummheit gewagt: Was der Geist nicht will, kann fehlen. Die vornehmste Tätigkeit des Geistes ist die Prüfung, die Kontrolle. Dieses Prinzip treffen wir in der Kontrollierbarkeit sichtbarer Zeichen (I), in der Gewissenskontrolle (II), in der Begründung des Verständnisses durch Vergleich von Bezeichnung und Bedeutung (III). Diese Kontrolle zeigt sich in der Sammlung eigener Beispiele, die den Forscher instand setzen sollten, Valesius zu verstehen, dem gegenüber sie ein selbständiges Urteil bewahren wollten. „Die Zahl der sichern Einzelkenntnisse suchte man beständig zu erhöhen und die Erfahrungstatsachen durch eigene scharfsinnige Beobachtungen gleichsam zu kontrollieren und abzurunden, oder kritisch zu widerlegen“ (Windelband). Selbständigkeit ist Zielsicherheit und Unabhängigkeit. Auch die Sprache ist eine Vorbedingung der Unabhängigkeit, weshalb III ihr Verständnis besonders sorgfältig vorbereitet. Ihm ist das selbständige Erlernen der Sprache die Hauptsache (III 10, 11). Diese allgemeingültige Tätigkeit des Geistes, der durch bloßes Zusammenleben und bloßes Vergleichen von Zeichen und Bedeutung Willkürliches festzuhalten weiß, übertrifft noch die von I angestrebte Universalität einer natürlichen, ein-

fachen Gebärdensprache (I 3, 16). Bei aller scholastischen Ueberlebtheit zeigt schließlich auch II dieses Prinzip. Die dort gepriesene Selbständigkeit in der Naturbeobachtung stützt sich auf die aristotelische Priorität des Gesichtsinns.

Zu den einzelnen Teilen finde ich noch Folgendes zu bemerken:

I legt den Gedanken nahe, daß sich die reine Gebärdensprache entwickeln lasse (I 3) und erkennt ihr Wesen in der Formskizzierung (I 16). Unter dem Einfluß der willkürlichen Gebärdensprachen findet er dann I 16 auch, daß diese natürlichen Gebärdensprachen unvollkommen sind und nur das erste Mittel der Verständigung abgeben können. In Teil III ist diese Wendung zur willkürlichen Gebärdensprache vollzogen. Auch Abbé de l'Epée erwähnt beide Arten, um sich dann aber der reinen Gebärdensprache zu verschreiben.

Die Kompensation wird breit ausgeführt, ganz nach Schott, Platter, Ph. Camerarius und Keckermann. Dies verhütet eine einseitige Bevorzugung eines einzelnen Sinnes, der Heinr. Lavater im 6. Buch, 3. Kap. seiner *philosophia naturalis* verfiel, als er über den taubstummen Gelehrten (nach Valesii Bericht vom Taubstummenunterricht) die Blinden vergaß. Es ist ein Vorzug dieses ersten Teiles, daß er sich durch keine methodische Frage von der Anatomie oder Physiologie abbringen läßt. (Vom Schreiben ist im kurzen Umriß des Unterrichts I 15, Schluß, nicht die Rede, vom Ablesen auch nirgends, unter „hörenden und sprechenden“ Taubstummen (I 9) sind nach I 4, 5 lesende und Zeichen gebende zu verstehen. Es sind lediglich mit den Fingern willkürliche Zeichen Gebende den mit gemeinverständlichen, reinen Gebärden Sprechenden gegenübergestellt.) Sein subjektiver Entscheid (I 26) ist eine Wahl unter anatomisch bedingten Möglichkeiten, in der die Kontrollierbarkeit den Ausschlag gibt. Auf dieser Grundlage glaubt er aber auch den valesianischen Lautsprechern näher zu kommen. Die physiologische Begründung des Lautsprechens, die Wundtsche Innervation oder das Bewegungsgedächtnis, war zu jener Zeit noch nicht gefunden, weshalb er am „Gedächtnis“ zum Lautsprechen zweifeln mußte. Auch stellt er sich die Lautsprache mit Tonfall vor. Er hat sich durch Schotts Beispiel vom sizilianischen Jesuiten nicht belehren lassen, dessen Antworten leise, monoton, aber artikuliert waren, wie er sie selbst I 21 von einem Taubstummen verlangt.

Natürlich war dieser Entscheid gegen das Lautsprechen durch den Mangel an festgelegten Beispielen bedingt; wären so viele Beispiele wie für das Ablesen vorhanden gewesen, so hätte sich auch die Wissenschaft darnach gekehrt. Denn es stützte sich auch III später namentlich auf Beispiele.

II. Wie wir sehen, war die Geistlichkeit frühe für eine Herbeiziehung der Taubstummen bemüht gewesen. Der Kirchenvater Hieronimus (5. Jahrhundert) hatte zu einer Zeit, da an das Schreiben noch nicht zu denken war, an „Körperbewegungen“ gedacht. Luther, Melancthon, die neueren, Theod. Zwinger aus Basel, Alting hatten zum Teil „neue Erfahrungen“, durch „Unterstützung anderer Sinne“ (II 24) für den Religionsunterricht nutzbar zu machen versucht. Daß aber im zweiten Teil nicht daran festgehalten wurde, ist als Mangel zu empfinden. Murali hat sich vor Valesius verschlossen, dem die Frage des Religionsunterrichtes gelöst war.*) Der Aufbau seiner Untersuchung ist aus der scholastischen Dissertation seines Lehrers „Von der Natur der Philosophie (1644) zu ersehen. Methodisches darf hier nicht gesucht werden. Das eigentliche Glaubensmoment,

*) Daß er die Vermittlung durch die Schrift oder durch Ablesen nicht für unbedingt gesichert hielt, kann ich nicht verstehen.

einseitige Unabhängigkeit des Geistes war wichtiger, die Naturerkenntnis schien durch den Gesichtssinn gesichert. Was er II 6 mit der Churer Taubstummen zu beweisen unternommen, die pragmatische Vollwertigkeit taubstummer Bürger, hält er II 5 noch für zweifelhaft. Dieses wichtige Beispiel enthält eine deutliche Widerlegung der antiken Denkweise, welche Taubstumme in öffentlichen, militärischen und testamentarischen Angelegenheiten für unfähig hielt. (Walther, 8.)

Der dritte Teil ist der umfangreichste, insofern kein Exkurs wie der über Stummheitsursachen oder das Abendmahl den Raum für den Hauptteil wegnimmt. Er paßt die Kompensation seinem Thema an und setzt nach Clauberg Th. viv. § 194 statt der Natur den helfenden Arzt, dem viele Mittel zur Heilung der Krankheiten zu Gebote stehen. Gemeint ist der Lehrer, der verschiedene Verständigungsweisen lehrt.

III ist der polemische Teil, der die Wendung von den „unbestimmten und unbeständigen“ (III 17) Gebärdensprachen zum geregelten Fingeralphabet vollzieht. Damit stellt er sich in Gegensatz zu gewissen Gelehrten, z. B. zu Schott, der den reinen Gebärdensprachen die Lebendigkeit, die Ausdruckskraft und leichte Erlernbarkeit (Phys. cur. 2. Aufl. 1667. 3. Buch, 2. Teil, 11. Kap., § 3), aber mit Recht keine Ausbildungsmöglichkeit zugesteht. Das eigentliche Fingeralphabet oder des Pontius Lautsprecher verschweigt Schott aber auch voll Mißtrauen, wie Hrsh. Lavater, Joh. Camerarius, die alle drei andere Stellen aus der *Philosophia sacra* zitieren und das Lautsprechen also kennen. Es sind dies zum Teil dieselben Aerzte und Anatomen, welche zum Sprechen eine geringe Erfindungskraft (I 21. Claubergs geringe Erfindungskraft § 524/5) für nötig halten und auch darin mit Valesius nicht einig gehen, welcher Schreiben dem Sprechen gleichsetzt und für eine Kunst hält.

Es ist schwer, über die damalige Verbreitung des Fingeralphabets Genaueres zu sagen, da es entweder als eine Selbstverständlichkeit übergegangen oder in Unkenntnis seiner Existenz einfach von Gebärden gesprochen wird. Walther nennt in des Pontius Schule kein Fingeralphabet. Aber Pontii Freund Valesius kennt es: „Wie du die Finger auch bewegst, nichts wird der andere verstehen, wenn nicht unter beiden vereinbart ist, daß diese Bewegung dieser, jene jener Sache Zeichen ist“. Ferner: „... So wie einige, ja sogar viele, durch vereinbarte Fingerbewegungen ihre Gedanken einander eröffnen“. Es mögen also auch des Pontius Schüler wie die des Saboureux ein Privatfingeralphabet gekannt haben. (Walther Gesch. 68). Es mag auch nur dann etwas Besonderes darüber mitgeteilt worden sein, wenn sich die Taubstummenlehrer besonders mit ihm beschäftigten, wie es von Pereira heißt, er hätte das Fingeralphabet verbessert. Wie das Fingeralphabet konnte auch das Schreiben in solchen Ausführungen oder Ueberlieferungen übergegangen werden. Schott erklärt sich den Hergang von Bonets Unterricht in seiner Steganographie ohne Hilfe des Schreibens, obwohl es auch diesem die Grundlage des Unterrichts war, sondern kommt unvermittelt vom Ablesen zum lauten Nachsprechen: „Er setzte den Tauben irgend ein Ding vor, das er mit dem passenden Namen benannte und zwang die Schüler, zuerst die Lippen- und Zungenbewegungen zu beachten und darauf nachzuahmen, bis er sie vollkommen richtig nachsprach. — So ging er mit andern Dingen vor, bis er mit viel Fleiß die Bedeutung (*significata*) der einzelnen Dinge lernte und unaufgefordert aussprach, und durch genaue Beobachtung der Sprachwerkzeuge Sprechender aus ihren Bewegungen die Wörter vernahm.“*) Ebenso verschweigt

I 15 in seiner Ankündigung der Erlernbarkeit willkürlicher Gebärdensprachen den Schreibunterricht und II 25 gleichfalls im Baslerbeispiel, so daß es III 15 ergänzt wird. Wir sehen also: Die Berücksichtigung des Schreibunterrichts verrät für jene Zeit den ersten Ansatz für den praktischen Taubstummenunterricht, sein Verschweigen eine geringe Vertrautheit mit diesen Fragen, und bedeutet auch den entschiedenen Fortschritt gegenüber denjenigen, welche die Taubstummenfrage mit bloßer Kompensation erklären wollten.

Darum ist Teil I noch unvollständig, dem dieser Schlußstein fehlte. III aber hat mit Glück nicht nur den geschichtlichen Entwicklungsgang des Taubstummenunterrichts (wohl den ersten, den wir besitzen) von seinen Anfängen herleiten wollen, er stützte sich auch auf die Beispiele, die ihm ebenso gut wie des Valesius deutliche Nachricht klar legten, daß mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Papiers und der Verbreitung der Schreib- und Lesekunst auch die Taubstummen die Schrift von sich aus lernten, bis man auf ihren Lerneifer aufmerksam wurde. Auf Grund der Schrift vereinbarten sie mit ihren Angehörigen und unter sich ein Fingeralphabet, gegenüber Fremden bedienten sie sich der Tafel (Basler auf dem Markt).

Nach dem Bisherigen ergab sich, daß Fingeralphabet wie Schriftkenntnis als etwas Selbstverständliches übergegangen werden konnten. Andere Anzeichen besagen aber im Gegenteil, daß das Fingeralphabet als Sinnlosigkeit verspottet wurde. Denn nur dieses und das Abgrenzen der Wörter unter einander (III 17) kann unter dem Ausdruck „Beugen und Krümmen der Finger“ (III 9) verstanden worden sein.

Unter den diesen Vorwurf erhebenden Gelehrten kann Schott genannt werden. Er sagt (Phys. cur. III. B. 2. Tl. XI. Kap. § 3, 2. Aufl.) „daß aber viele die Zunge nicht gebrauchen und doch mit Winken verhandeln können, möchte ich nicht bestreiten, denn es ist nicht einmal schwierig, mit bloßen Winken zu verhandeln und die Empfindungen kund zu tun“. Von den Florentiner Taubstummen sagt er kurz darauf: „Diese Stummen besprachen sich über die Frage mit so ausdrucksvollen Zeichen, daß ich in größte Verwunderung verfiel“.

Schon im Nichteintreten auf die genaue Beschaffenheit dieser vielgepriesenen Taubstummenfertigkeit, die zu jener Zeit nach unseren Beispielen an den Fürstenhöfen des florentinischen und bayrischen Herzogs, des Landgrafen von Hessen und des Sultans zur Schau gestellt wurde, liegt Skeptik. Wenn aber diesen Aeußerungen das Beispiel der Nürnberger aus Camerarius ohne eine Bemerkung hinzugefügt wird, so verrät dies Schotts Unkenntnis. Auch Clauberg (§ 527) führt die Nürnberger an, als solche, die durch eigene Betriebsamkeit [gewisse] Zeichen erfinden, und III 17 erwähnt es als ein Beispiel auch für das Fingeralphabet, wie ja aus Camerarius selbst zu ersehen ist. Schott unterscheidet es nicht von den Florentinern, welche, wie die Taubstummen am Sultanshofe, ihre [natürliche] Gebärdensprache haben.

Betreffend Fingeralphabet sei noch festgestellt, daß I 9, 10, 15 III 8. 9. 11. 17 immer von willkürlichen Gebärdensprachen und nur I 3. 16 zustimmend, III 17 aber in verwerfendem Sinne von natürlichen Gebärden die Rede ist. Dabei wird nur gesagt, daß eine Fingerbeugung das Zeichen für eine Sache (Valesius) oder für eine Bedeutung (III 11) sei, oder es wird noch allgemeiner gesprochen.

selbst eine künstliche Aussprache bilden nach Art des Lippenalphabets. Durch anhaltende Uebung wird er die Buchstaben unterscheiden lernen und dann dazu gelangen, durch lange Gewöhnung die Bedeutung der Wörter, welche er in der Unterhaltung hat anwenden sehen, zu begreifen“. Diese Deutlichkeit des Ausdrucks ist in Schotts Worten nicht enthalten, weil dort von Buchstaben nicht einmal andeutungsweise gesprochen wird.

*) Walther (Gesch. Seite 42) gibt den letzten Satz in dieser Uebersetzung: „Auf diese Weise wird sich der Taubstumme

III weist zunächst die an die Adresse des Taubstummenunterrichts gerichteten Vorwürfe ab. Wir wissen, es wird namentlich der Religionsunterricht und das Fingeralphabet verspottet. Die Schriftkenntnis wird nirgends angezweifelt, der Religionsunterricht aber deshalb, weil der Unterricht in irrationalen Glaubenserkenntnissen (II 20) auch durch das angegriffene Fingeralphabet versucht wurde. War dessen Brauchbarkeit erwiesen, so war auch dem Religionsunterricht Luft gemacht. Dieser Beweis wird mit der die Sinne gleich setzenden Kompensation erbracht. Die neue Position, die III sich hierauf zu schaffen anschickt, ist die Schrift. Dabei findet er eine Stütze in Valesius, dessen Klarheit er schätzt, und dessen energische Schreibart er mit ihm teilt. Valesius hält das Schreiben für eine Kunst und stellt es in Bezug auf Willkürlichkeit, ja in jeder Beziehung, dem Sprechen gleich. Die Identifizierung von Zeichen und Bedeutung ist für ihn ein Problem, dessen Lösung Verstandeskraft verlangt, die auch Tauben im besonderem Maße eigen sind. Der Geist, der sich im Zusammenleben anpaßt, braucht gemeinverständliche, formstimmige, aber beschränkte, in der Tat nur willkürlich entwicklungsfähige reine Gebärdenzeichen nicht. Darum verstehen sich Brasilianer und Franzosen nach seiner Meinung nicht.

Die erwiesene Willkürlichkeit von Wort und Schrift berechtigt zur willkürlichen Erfindung von Gebärden (d. h. Fingeralphabet), deren Bezeichnung und Bedeutung man wie bei Lautsprachen üben muß. Dann kann verlangt werden, daß die Zeichen, diesmal die Buchstaben, auf der Tafel geschrieben und gelesen, am Oberkörper gezeigt und erkannt, von den Lippen abgelesen werden. Soweit wird alles noch methodisch verständlich gemacht. Das Ablesen geborener Taubstummer ist durch Beispiele aus Holland, Basel und Nürnberg gesichert (Deusing, Plater, Camerarius) und von Theologen wie Tilenus, Alting, Zwinger anerkannt. Dieselbe methodische Begründung gibt er für das Lautsprechen auf, das I theoretisch für möglich, praktisch wegen mangelnden Gedächtnisses und Unkontrollierbarkeit für unmöglich gehalten hatte. Aber III 20 unterläßt doch die Mitteilung von den lautsprechenden Schülern des Pontius nicht.

Wiser war als Lehrer zur Behandlung der methodischen Frage qualifiziert. Er hatte selbst schon Taubstummheit in seine Schule aufgenommen. Auf Andreas Schneli war er vielleicht durch das Geschlecht der Kuser aufmerksam gemacht worden, die auch bei Herrliberg heimisch sind, wo Wisers Onkel Pfarrer war. Jedenfalls zeugt es von Wisers Interesse, wenn er den Spätertaubten in Deutschland besuchte. Wisers allgemein pädagogische Thesen sind:

1. Lehrzwang (necessitate magistra).
2. Früher Schulbeginn.
3. Das Assoziationsprinzip (Was gesprochen, soll auch geschrieben und gelesen werden).
4. Langsames Vorschreiten, öfteres Wiederholen zur Sicherung des Verständnisses. Die Vermittlung des Verständnisses gilt ihm als Elementar- und erster Sprachunterricht.
5. Der Sprachunterricht ist ein Fortschreiten von Wörtern zu Sätzen, Perioden, Aufsätzen.

Thesen, die sich auf Valesius stützen:

1. Das Verwerfen der „unbestimmten und unbeständigen“ Gebärden (Fingeralphabet).
2. Das Schreiben ist die Grundsprache, nach welcher das Fingeralphabet und das Ablesen erlernt werden.
3. Die Schriftkenntnis soll besonders für den Religionsunterricht nutzbar gemacht werden.
4. Die Folge Schreiben, Fingeralphabet, Ablesen.

5. Wörter werden durch Vorzeigen der Sachen oder Vorführen der Handlung erklärt.

Besondere Thesen sind:

1. Das Verwerfen der Bildersprache, von welcher er, um Walthers Worte von Arnoldi (Gesch. 55) zu gebrauchen, „keinen tiefen, Herz und Gemüt erwärmenden Einblick in die religiöse Wahrheit“ erwartet.
2. Die geregelte Fingersprache.

Walther weiß von einer solchen wieder (Gesch. 197) bei Daniel Nachricht zu geben (Auge für A, Brust für B, sodaß er auch den Vokalen Körperstellen zuweist). Da auch Wallis (Gesch. 8) die Vokale mit Fingerspitzen und die Konsonanten durch eine andere „Bewegung oder Lage“ bezeichnet, so ließe sich holländisch-englischer Einfluß denken, welchen der mir unzugängliche Deusing oder J. Lavater mündlich vermittelt hätte.

Da Wiser die Vokale zuerst nennt, hätte er wie Ammann zuerst mit diesen begonnen. Ob er seine Methode später einmal versucht hat?

So wenig Lavaters Arbeit von Praktikern, wie etwa von Bonet, beeinflusst war, dessen Schrift 1620, wohl nur selten in Verkauf kam, so wenig hat sie auf Praktiker eingewirkt. Bemerkenswert aber ist, daß Descartes und Valesius, aber auch die Scholastik auf den Taubstummenlehrer J. Ammann dieselbe Wirkung wie auf die Zürcher ausübte. Auch Ammann beginnt seine Darstellung mit der Betrachtung über die Sprache, die als unmittelbarer Ausdruck der Herzensregungen (Verbindung von Leib und Seele) aufgefaßt wird, und sagt, daß der Mensch auf eine artikulierte Lautsprache kommen müßte (I 22!). Die Verderbtheit der Sprache durch Sünde ist die theologische Begründung des Sündenfalls durch den freien menschlichen, willkürlichen Willen, dem die unabänderlichen Gesetze gegenüber stehen. (Siehe auch II 15, Glaubensverderbnis.) Der cartesianischen Schule ist die Anschauung von den Lebensgeistern entlehnt. „In der Wirklichkeit gibt es keine andere Art des Durchdringens, als das der Lebensgeister, daher Gott dem Menschen die Fähigkeit erteilt, die wirksamen Strahlen seines Lebens gegen die ihm unterworfenen Geschöpfe mit der lauten Stimme zu schießen.“

Nach Descartes' Empfindungstheorie lautet auch Ammanns Begründung: „Die Sprache ist die Darstellung der Gedanken, welche die artikulierten Wörter in uns hinterlassen haben, und die durch die Sprechwerkzeuge bewirkt wird.“

Alle, die damals zu Beginn des Rationalismus etwas zu sagen hatten, waren von der Unwiderstehlichkeit des Geistes überzeugt: Valesius, der von der Nutzbarmachung der kunstfertigen Zunge, Ammann, der die wirksame Kraft des vom Gedanken gestoßenen Redestromes, Digby, der von der überlegenen Kraft des lesenden Auges berichtet.

Das mit Kompensation sich begnügende Nordeuropa hatte den Ruf vom spanischen Taubstummenunterricht nicht aufgenommen. Erst die Zürcher setzten sich damit auseinander und erklärten das Stillschweigen der Gelehrten, welches eine Ablehnung war, bis Digbys neuer, besserer Bericht festlegte, daß dieser Unterricht wirklich irgendwo, und zwar in Spanien, nicht in Italien (I 8!) bestand. Daß dieser planvoll, öffentlich und durch geordnete Zeichengebung vor sich gehe, war die besondere Forderung der Zürcher.

Diese Lavaterschrift schließt mit den schönen Worten:

So wird niemand mehr den Taubstummenunterricht als unmöglich verspotten, sondern aus Nächstenliebe und Gottesfurcht über die methodisch leichteste und kürzeste Bildungsweise nachdenken. Darauf sollen sich vor allem diejenigen

besinnen, denen die Seelsorge von Amtes wegen überbunden ist. Sie sollen die maßgebenden Kreise zum Bau von Taubstummschulen bewegen, damit jenen Bejammernswürdigen, die in allen Staaten und zu allen Zeiten vorkommen, nach menschlichem Vermögen die Wohltaten verschafft werden, die des Blinden Auge, des Tauben Ohr und des Stummen Zunge zuträglich sind. E. H.

b. Pfarrer Heinrich Keller in Schlieren

der erste empirische Taubstummenlehrer der Schweiz.

Wir beginnen mit seiner kurzen Lebensgeschichte, die in den „Modernen Biographien“ von Lutz 1826 steht:

Heinrich Keller, erster Taubstummenlehrer der Schweiz, wurde 1728 zu Zürich geboren und im Jahr 1750 zum Predigtamte geweiht. Bis zu seiner Beförderung auf die erledigte Pfarre Schlieren im benachbarten Badergöbete, im Jahr 1759, bemühte er sich durch die bestmögliche Anwendung seiner Zeit, seine Berufswissenschaften mit andern nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Da ihm in der Folge seine ungefähr 500 Seelen umfassende Gemeinde neben seinen geistlichen Verrichtungen noch manche Mußestunde gestattete, so wünscht er sie, nach seiner menschenfreundlichen Denkart, dem allgemeinen Besten zu weihen, und fiel auf die interessante, aber schwierige Kunst, Taubstumme zu unterrichten. Seine Fortschritte in der philosophischen Kenntnis der Natur der menschlichen Seele erleichterten ihm die Versuche, die er mit so gesegnetem Erfolge angestellt hatte, und seine selbst aufgefundene Methode erwies sich als vortrefflich in ihren Resultaten. Nicht nur hatte sich Hr. Keller durch seinen Unterricht sprach- und gehörloser Kinder in einem von ihm und in seinem Hause gehaltenen Institute um diese hülfswürdige Klasse der Menschheit in seinem Vaterlande hochverdient gemacht, sondern dadurch auch noch eine köstliche Perle in seine Verdienstkronen gesetzt, daß er einen talentvollen Jüngling aus seiner Vaterstadt vermochte, sich dem Studium des Taubstummenunterrichtes anschließender Weise zu widmen... Der übrigens noch wegen unermüdet sorgfältiger Verwaltung seines Amtes geliebte Mann starb den 18. Heumond 1802.

Seltsamerweise wird hier seines Lehrbuches mit keiner Silbe gedacht. — Nehmen wir noch die frühesten Urkunden über ihn hervor. Chorherr Usteri von Zürich veröffentlichte im „Helvetischen Kalender“ 1780 und 1781 einen Aufsatz: „Vom Unterricht gehörloser Kinder“ und erwähnte darin den Pfarrer Keller mit den Worten:

... In dieser doppelten Rücksicht verdienen die Bemühungen bekannter zu werden, welche ein würdiger Landprediger der hiesigen Gegenden, Herr Pfarrer Keller, seit 3 Jahren mit zweien liebenswürdigen Knaben genossen, deren älterer das 8. Jahr itzo noch nicht erreicht hat.

Aehnlich berichten das „Neue Schweitzerische Museum“ 1794, die Miscellen für die neueste Weltkunde von Zschokke 1808 und die „Neuen Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ 1828. Ergänzungen enthält ein Originalbrief von Hofmeister, Direktionsmitglied der Zürcher Blinden- und Taubstummenanstalt, vom 17. Juli 1879 zu handen des schweizerischen Bundesrates, der von einem ausländischen Staat um Auskunft über schweizerische Taubstummenziehung gebeten worden war: Dem Brief entnehmen wir die folgenden Zeilen:

1777. Der Zürcher Heinrich Keller (1728—1802), Pfarrer zu Schlieren, besuchte auf großen Reisen, die er machte, auch Abbé de l'Epée in Paris und übte dann in der Heimat vom Jahr 1777 an mit schönem Erfolg den Taubstummenunterricht aus, ließ auch im Jahr 1786

eine bedeutsame Schrift im Druck erscheinen, in welcher er die Artikulationsmethode ausführlich beschrieb und, während er Heinickes mit keiner Silbe erwähnte, auf die Autorität des Abbé de l'Epée sich berief: „Dieser große Mann hat nicht nur selbst seinen Schülern die Tonsprache mit dem glücklichsten Erfolge beigebracht, sondern auch überdies den Eltern und Meistern, die täglich mit den Kindern umgehen, eine hinlängliche Anleitung gegeben, wie sie solche im Reden unterweisen und in der Aussprache üben mögen.“

Die erwähnte Schrift Kellers ist das erste schweizerische Lehrbuch für den Taubstummenunterricht. Sie erschien anonym im Jahr 1786 unter dem Titel: „Versuch über die beste Lehrart Taubstumme zu unterrichten“, 119 Seiten stark. Einen Neudruck davon veröffentlichte Renz im „Organ“ 1888 als Beilage. — Woher Hofmeister seine Kenntnis von einer Reise Kellers nach Paris hatte, konnten wir nicht herausfinden. Hören wir noch andere Stimmen über Kellers Beziehungen zum Abbé de l'Epée. Renz, der im Taubstummenwesen, auch im ausländischen, außerordentlich beschlagen war, schreibt in seinem Vorwort zum genannten Neudruck:

... Wo und wann Keller mit dem Taubstummenunterricht bekannt wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Näf (in seiner Schrift: „Das Los der Blinden und Taubstummen“, 1880) behauptet, daß Keller für die Sache der Taubstummen durch einen Besuch bei Abbé de l'Epée interessiert worden sei. Ich kann diese Ansicht ebenso wenig teilen, wie Direktor Schibel (*an der Zürcher Blinden- und Taubstummenanstalt*) und neige eher derjenigen von Lutz zu (*siehe oben*), welcher sagt, daß die Kellersche Methode „eine von ihm selbst aufgefundene sei, die sich in ihren Resultaten als vortrefflich erwiesen habe“, und zwar, weil Kellers Verfahren wesentlich verschieden ist von demjenigen des Abbé de l'Epée, Keller seine Stelle als Pfarrer in Schlieren im Jahr 1759 antrat, während de l'Epée sein Unterrichtsverfahren erst 1760 öffentlich zeigte, Näf aber Keller seine Reise nach Paris vor dessen Amtsantritt machen läßt. Einen schlagenderen Beweis für meine Ansicht, daß Keller selbst der Schöpfer seiner Methode ist, gibt mir indessen Professor Usteris Abhandlung über das Kellersche Unterrichtsverfahren im „Helvetischen Kalender“ vom Jahre 1780 und 1781, und die „Anzeige“ von Prof. Dr. Rahn am Carolinum in Zürich (im „Deutschen Museum“ 1785) und J. C. Ulrich in Meilen bezüglich einer in Zürich zu errichtenden „Privatschule zum Unterrichte taubstummer Personen“. Ich glaube, annehmen zu dürfen, daß Keller durch die ehemalige Strömung, die sich für das Wohl der Taubstummen geltend machte, für ihre Sache interessiert wurde, und ihm bei seinen philosophischen Studien über die Natur der Sprache das Buch von Amman „Surdus loquens“, das ihm durch die Zürcher Stadtbibliothek zur Verfügung stand, nicht entgangen sein konnte und aus dem er ohne Zweifel die erste Anleitung zu seinem Beruf als Taubstummenlehrer schöpfte. Keller war ein gründlicher Kenner des Taubstummen. Mit einer erstaunenswerten Klarheit erkannte er den geistigen Zustand desselben und den Weg, den er zu verfolgen hatte, um ihn geistig zu heben und der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben.

Nicht recht ersichtlich ist, auf was Dr. Ulrich Ernst in der „Neuen Zürcher Zeitung“ seine folgende Meinung gründet:

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Keller das berühmte Institut in Paris besucht und studiert und dabei die persönliche Bekanntschaft mit dessen Leiter gemacht hat.

In seinem großen Werk über die Taubstummenerziehung 1827 sagt Degerando von Pfarrer Keller:

Er hatte seine Ansichten dem Abbé de l'Épée zur Beurteilung vorgelegt und dessen völlige Genehmigung erhalten. Er unterhielt mit ihm einen regen Briefwechsel und frug ihn in allen Schwierigkeiten um Rat. Jedoch weit entfernt, ein blinder Nachahmer zu sein, ließ er sich auch durch eigene Ansichten leiten. Er entlieh und verbesserte zugleich.

Es war ein Professor Hottinger (Johann Jakob Hottinger, Lehrer der Beredsamkeit und Geschichte, geb. 1750, gest. 1819) von Zürich, der dem Abbé de l'Épée die Methode von Keller in einem ausführlichen Schreiben dargelegt hatte.

So weist — sagt Hofmeister — der Ursprung der Lehrmethode der Zürcher Taubstummenanstalt (durch Keller und Ulrich) auf Abbé de l'Épée, den Vater des Taubstummenunterrichts in Frankreich, zurück!

Um so befremdender klingt das Urteil Heinickes im „Deutschen Museum“ 1785:

Die Lehrarten für Taubstumme von Wallis, Amman, Raphel, Arnoldi, Keller, de l'Épée und seiner Jünger sind daher alle falsch. Es ist unmöglich, daß Taubstumme dadurch Begriffe aller Arten entwickelt und befestigt werden könnten. Wer aber diese ohne dem schon unglücklichen Leute damit plagt, der ist aus Dummheit oder Vorsatz ein Betrüger.

War es ausgleichende Gerechtigkeit, daß er dann selbst für einen Charlatan gehalten wurde? — Nebenbei sei erwähnt, daß im Jahr 1783 die erstmalige Zählung der Taubstummen des Kantons Zürich erfolgte, die wohl den eifrigen Bemühungen Pfarrer Kellers zu verdanken war. Sie ergab 109 Taubstumme verschiedenster Altersstufen. An der großen Unvollständigkeit dieser Zählung waren die damaligen Zeitverhältnisse schuld. Die zweite genauere Erhebung zählte schon 225 Taubstumme. Der alternde Pfarrer Keller wird kaum länger als bis 1783 Taubstumme unterrichtet haben.

Doch gehen wir näher auf Kellers Lehrbuch ein. Schon der gewiegte Fachmann Renz sagt von demselben:

Es gibt wohl kaum eine andere Schrift aus dem vorigen (18.) Jahrhundert, die geeigneter wäre, einen Blick in die damalige Methode des Taubstummenunterrichts tun zu lassen, als die von Keller, welche auch heute noch von jedem Taubstummenlehrer gelesen zu werden verdient.

Und G. Kull bemerkt einmal richtig (im „Organ“ 1902):

Trotz aller Hochachtung für de l'Épée schlug Pfarrer Keller seine eigenen selbständigen Wege im Taubstummenunterricht ein, und stand in den Resultaten seiner Praxis unbestreitbar dem Meister des „Surdus loquens“ und dem Leipziger Meister Heinicke viel näher. Dafür ist das von Pfarrer Heinrich Keller verfaßte Lehrbüchlein „Versuch über die beste Lehrart, Taubstumme zu unterrichten“ der schönste Beweis und gleichsam Kellers Testament, worin er über den Wert und das Uebergewicht der Lautsprache folgendes sagt: „Der Hauptendzweck, den ein Lehrer der Taubstummen bei seinem mühsamen Unterricht sich vorsetzt oder vorsetzen soll, ist unbestreitbar der, daß er solche Unglückliche dem isolierten Zustande, in welchen sie von der Natur gesetzt worden, entreiße und sie zum Genusse des gesellschaftlichen Lebens tüchtig mache. Nun ist aber der Mangel der Sprache das einzige, was sie des Umganges mit anderen Menschen unfähig macht. Wie mühsam, wie tot, wie langweilig ein Gespräch in Schriftsprache wäre, wissen diejenigen aus eigener Erfahrung, die mit Leuten

täglich umgehen müssen, die das Gehör durch Krankheit oder andere Zufälle verloren haben. Es bleibt dem Lehrer also kein anderes Mittel übrig, als die Tonsprache, die er seinem Schüler mit Fleiß, wenn es sein kann, von früher Jugend an beibringen und ihn darin so lange üben soll, bis er dieselbe fertig und verständlich zu gebrauchen weiß. — Hat nun der Schüler unter Gottes Segen es einmal dahin gebracht, daß er seine Gedanken andern sowohl mündlich als auch schriftlich mitzuteilen im Stande ist, so verdient er von dem verhassten Namen eines Taubstummen befreit und unter die Entstummten gezählt zu werden, aus deren Mund der Höchste, trotz der stiefmütterlichen Natur, ihm ein Lob zubereitet hat.

Eine Andeutung seiner Methode gibt bereits das Verzeichnis seines Werkleins an:

1. (Kurze Einleitung.) — 2. Erweckung einzelner Begriffe. — 3. Tonsprache. — 4. Verbindung der Gedanken. — 5. Fragen. — 6. Lippensprache (Lippenlesen). — 7. Praktische Anleitung zum Lesen mit Verstand. — 8. Vernunftlehre, Begriffe, Wörter und Definitionen, Urteile und Sätze, Vernunftschlüsse und Syllogismen. — 9. Seelenkräfte, Verstehen, Gedächtnis, Einbildungskraft, Erdichtung, Erfahrungheit und Versuche, menschlicher Verstand, Wille, Neugier, Trieb der Nachahmung, Trieb zum Leben, Ehrtrieb, Mitleiden, Gemütsbewegungen, freier Wille, Unsterblichkeit. — 10. Gott und Gottes Vollkommenheiten. — 11. Rechenkunst.

Nicht um Kellers Bild zu trüben, sondern alles Geschichtliche heranzuziehen, geben wir einen Brief wieder, der im „Organ“ 1901 mitgeteilt wird unter der Ueberschrift:

Brief einer hochgestellten Dame, veröffentlicht in der litterarischen Zeitschrift des Herrn Craus in Berlin, aus dem Deutschen übersetzt von Keller.

Von dem berühmten Werk des de l'Épée: „La véritable manière d'instruire les Sourds et Muets“ 1784, besaß die „Pädagogische Bibliothek“ der Straße Gay-Lussac in Paris zwei Exemplare, eines davon enthielt ein Manuskript von etwa 60 Seiten und darin u. a. den oben angeführten Brief, vom Taubstummenlehrer Lamprecht in Stralsund ins Deutsche übersetzt:

„Da ich vollkommen davon überzeugt bin, daß Eure Eminenz an meinem Schicksal lebhaften Anteil nimmt, fühle ich mich verpflichtet, ergebenst zu berichten, daß wir unserem unglücklichen Sohne anempfohlen haben, von Leipzig zurückzukehren, weil wir ihn in einem schlimmeren Zustande als vordem gefunden haben. Er spricht ebenso wenige Worte als früher. Er kann kein Wort schreiben. Sein Geist ist gar nicht weiter gebildet und sein Körper ist vollständig ruiniert. Der berüchtigte und boshafte Direktor Heinicke hält in einem Raume, der eher einem Stalle als einem Zimmer gleicht, hinter Schloß und Riegel 12 taubstumme Personen beiderlei Geschlechts, im Alter von über und unter 20 Jahren. Sie werden sehr schlecht ernährt. Er erlaubt ihnen nicht einmal, Luft zu schnappen. Mein Sohn kehrte ganz gebeugt und ausgetrocknet wieder und erschien mir kleiner, als er war, wie ich ihn dorthin schickte. Er war abgemagert und voller Ungeziefer. Seine Haut schien von Borke zu sein. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß man meinen Sohn in der Zeit von 4 $\frac{1}{2}$ Jahren, in denen er in seinen (Heinickes) Fingern war, nicht ein einziges Mal gewaschen hat, obgleich sein Begleiter, welcher ihn von Leipzig zurückbrachte, mehrere Male während der Reise versuchte, ihn von seinem Schmutze zu befreien.

Ich bin niemals so närrisch gewesen, mir einzubilden, daß Herr Heinicke fähig wäre, mein unglückliches Kind ganz und gar der Gesellschaft wiederzugeben. Jedoch, geblendet von seinen glaubhaften Täuschungen und seinem

fälschlich errungenen Ruf, vertraute ich ihm meinen Sohn an in der Hoffnung, daß sein Unterricht ihm wenigstens etwas von Nutzen sein würde. Ich setzte ein Versuchsjahr fest, um zu sehen, ob er irgend welchen Vorteil haben werde. Kaum war dieses Jahr vergangen, als Heinicke mir mitteilte, daß mein Sohn gut spreche, daß er auch schon schreiben könne — zum Beweis des letzteren sandte er mir eine Schriftprobe — daß er tanzen gelernt habe, daß er L'ombre spiele und sein Geist sich zu entwickeln beginne, daß er ihn in alle Gesellschaften führe — mit einem Wort, er schmeichelte uns, ihn der Gesellschaft wiederzugeben. Ich glaubte nicht alles, was er sagte, aber ich konnte mir nicht denken, daß das alles eine Lüge und Schurkerei sei, wie es heute klar zu Tage getreten ist.

Als wir Herrn Heinicke benachrichtigten, daß wir beschlossen hätten, unsern Sohn von Leipzig zurückzunehmen, teilte er uns mit, schreckliche Krämpfe hätten in einem Augenblicke das Werk mehrerer Jahre vernichtet, und mit dergleichen Nachrichten täuschte er uns sechs Monate lang. In seinen letzten Briefen war er der Ansicht, daß mein Sohn, um ganz und gar wieder hergestellt zu werden, in ein Bad gehen müsse, obgleich ihm in Bezug auf seine Gesundheit nichts anderes mangelt, als gutes Essen und reinlich gehalten zu werden. Ueberdies, als wir hinsandten, um ihn abzuholen, wollte er ihn nicht fortlassen, ehe wir nicht noch für ein Quartal 25 Dukaten bezahlten und eine Rechnung beglichen, die er aufgestellt hatte. Er schrieb selbst im Namen der Person, welche ihn zurückbringen sollte, einen Brief und teilte mit, daß unser Kind noch zu elend wäre, und auf diese Art wußte er uns 2000 Thaler zu erpressen. Ich bin überzeugt, daß Eure Exzellenz mit dem unglücklichen Kinde und mit seinen Eltern Mitleid haben werden. Wahrhaftig, wir sind des Mitleids würdig und wir müssen Gott um seinen Beistand bitten, daß er uns geduldig diese Trübsal ertragen läßt.

Dieser Brief ist von E. Drouot (*Taubstummenlehrer in Paris*) entdeckt und darauf in der „*Revue pédagogique de l'enseignement des Sourds-Muets*“, Juni 1899, veröffentlicht worden. Es lag dem französischen Kollegen vollständig fern, den Ruhm Heinickes dadurch zu beeinträchtigen, wie er es auch in dem Inhalt seines Aufsatzes und in seinen (an mich gerichteten) Briefen wiederholt ausspricht. Vielmehr war dieses ein Mittel zum Zweck, die Urheberin des deutschen Originals ausfindig zu machen, um es ermöglichen zu können, etwaige Unkorrektheiten in der Uebersetzung und die augenscheinlich schweren Verleumdungen des deutschen Meisters, seitens der Dame, Lügen zu strafen.

Der Uebersetzer ist jedenfalls Heinrich Keller, Pastor in Schlieren, der taubstumme Kinder unterrichtet hat und ein intimer Freund de l'Epées war. Trotzdem sich verschiedene Fachmänner eifrig bemüht haben, das Original in Schlieren oder bei den Nachkommen Kellers ausfindig zu machen, ist leider bisher jede Nachforschung erfolglos geblieben; ebenso hat man vergebens nach dem ehemaligen „litterarischen Journal von Craus“ geforscht. Jedenfalls war das Kind der hohen Dame ein von Krämpfen heimgesuchter, vollständig schwachsinniger Taubstummer, an dessen Idiotismus Heinickes Kunst ganz und gar scheiterte. Die Möglichkeit liegt nahe, daß Heinrich Keller, der in dem Streite de l'Epées gegen Heinicke eine bedeutende Rolle spielte (*Näheres darüber siehe Kap. VI. D, Zürich*), Heinicke aber und seine Methode durchaus nicht kannte, die verleumderischen Beschuldigungen dieser vornehmen Frau gegen den deutschen Meister zum Vorteile de l'Epées ausgebeutet hat. Vielleicht bringt die fortschreitende Zeit einmal Licht in dieses Dunkel! —

Dies ist auch unser Wunsch und wir sind damit zu Ende. — Eine seltsame Schicksalsfügung ist es, daß die bekannte taubblinde Helen Keller in Amerika aus diesem Geschlechte von Zürich stammt.

c. Johann Konrad Ulrich von Zürich, der erste methodische Taubstummenlehrer der Schweiz.

Im Eingang des vorhergehenden Kapitels ist von einem Schüler des Pfarrers Keller in Schlieren die Rede gewesen, einem „talentvollen Jüngling“, den er in den Taubstummenunterricht einführte. Das war Konrad Ulrich. Bevor wir Ulrichs Tätigkeit eingehend schildern, wollen wir sein Leben kurz skizzieren:

1779. Johann Konrad Ulrich (geb. 8. Dezember 1761, gest. 7. Januar 1828) war der Sohn des Standesüberretters Hans Konrad Ulrich. Als der Sproß eines alten, aber in diesem Zweige in seinen Glücksumständen damals übel bestellten Zürcher Geschlechts sah er sich wegen der Armut der Eltern um eine richtige Bildung verkürzt und wurde im Waisenhaus der Stadt Zürich erzogen. Johann Kaspar Lavaters Scharfblick erkannte die Neigungen und Talente des begabten Ulrich und erweckte in ihm die Lust zum Beruf des Taubstummenlehrers. Er empfahl ihn dem Pfarrer Keller in Schlieren, der ihn von 1779—1782 im genannten Fach anleitete. (Nach Adolf Frey machte er die zufällige Bekanntschaft mit dem Pfarrer Keller, was seinem Schicksal eine unerwartete und entscheidende Wendung gab.)

Die Zeit von 1782—1783 verbrachte er in Paris, um die Unterrichtsweise des Abbé de l'Epée kennen zu lernen, „unterstützt von edlen Männern seiner Vaterstadt“. Von 1783—1786 unterrichtete er in Meilen am Zürichsee zwei taubstumme Knaben und von 1786—1796 in Genf eine taubstumme Tochter des Picot-Major. Nach Zürich zurückgekehrt, erneuerte er seine Anstrengungen, die er schon gleich nach seiner Rückkehr von Paris gemacht, um eine zürcherische Taubstummenanstalt zu gründen, aber nur mit dem Erfolg, daß die Regierung ihn zum „öffentlichen Lehrer der Taubstummen“ ernannte — ohne Gehalt und ohne Anstalt!

Bald warfen ihn die politischen Wirren jener bewegten Jahre aus der Bahn. 1798 ernannte ihn das helvetische Direktorium zum Kantonal-Erziehungsrat, 1799 zum Unterstatthalter, nach weiteren politischen Umwälzungen wurde er 1806 zum Regierungsstatthalter des Kantons gewählt. Schon vorher, von 1803 an war er Mitglied und bald Vorstand des zürcherischen Stadtgerichtes, 1814 Großrat, weiterhin Mitglied des Bezirksgerichtes, Ehegerichtes und zuletzt des Obergerichtes. Doch nie verleugnete er seine Taubstummenfreundlichkeit. Zwischenhinein gelang es ihm, den 16 jährigen J. Konrad Näf für die Taubstummenerziehung zu gewinnen, ja, er unterrichtete mit ihm in den Jahren 1805—1809 einzelne Taubstumme. Sodann betätigte er sich von 1810—1817 als Vizepräsident und von 1817—1827 als Präsident der Zürcher Blindenanstalt. Im Jahr 1826 durfte er zu seiner großen Freude den Anschluß des Taubstummenunterrichts an den Blindenunterricht erleben. Am 7. Januar 1828 starb er nach langem Krankenlager.

Hier sei uns gestattet, eine Episode aus seinem Aufenthalt in Paris einzuschalten. Nach dem Begräbnis des Abbé de l'Epée (der am 23. Dezember 1789 gestorben war) schrieb einer seiner Schüler, Pater Perrenet, im Jahr 1790 an Guyot, Verwaltungsratspräsident der Taubstummenanstalt in Groningen:

Es gibt zwei Behauptungen in der Leichenrede, die mir nicht gefallen, weil sie nicht genau sind: die erste, daß er ein Bistum ausgeschlagen, die zweite, daß er J. C. Ulrich

bekehrt habe, der von der Schweiz gekommen war, um die Methode des Abbé zu erlernen und der dann in Genf mit Erfolg eine Taubstumme, die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns Piraut (*Schreibfehler, soll Picot heißen*) unterrichtet hat. Tatsache ist, daß Herr Ulrich während seines Aufenthaltes in Paris krank wurde, und daß der Abbé bei einem Besuche, den er ihm machte, einiges Geld für ihn auf dem Tische zurückließ, weil er die Bedürftigkeit des jungen Mannes ahnte, ihn aber in seinem Zartgefühl nicht beschämen wollte. Nachdem der Abbé hinausgegangen war, benachrichtigte der Wärter den Ulrich, daß sein Meister Geld auf den Tisch gelegt habe. Er (Ulrich) wollte es aber nicht annehmen, weil er fürchtete, dadurch irgendwelche Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Er sandte es dem Abbé zurück, indem er sich fälschlich einbildete, der Abbé hätte die Absicht gehabt, ihn durch dieses Genschenk zu einem Meinungswechsel zu bestimmen. Seiner Meinung nach legte ihm die Annahme dieses Geldes die Pflicht auf, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten. Bei einem andern Besuche aber belehrte ihn der Abbé eines Bessern und stellte ihm vor, daß er nur die Absicht gehabt habe, ihm zu helfen — daß er für ihn nur das tun wollte, was er für jeden andern leidenden Menschen auch getan haben würde, sei er Türke oder Jude oder ... Es ist wahr, daß es Ulrich an Dankbarkeit und Anhänglichkeit dem Abbé gegenüber nicht fehlen ließ, wie dieses auch daraus hervorgeht, daß er ihm einen Abschiedsbesuch machte. Aber man begeht ein großes Unrecht, daraus den Schluß zu ziehen, daß er jemals daran dachte, den Glauben seiner Väter zu verlassen und den seines Meisters anzunehmen.

Betrachten wir nun Ulrichs Wirksamkeit als Taubstummenlehrer näher, seine Zöglinge und seine Erfolge. Am besten lassen wir ihn zuerst selbst erzählen. Dies tat er in seinem „Beytrag zur Geschichte des Taubstummen-Unterrichtes in der Schweiz, nebst einigen Ideen; wie derselbe in unserm Vaterlande erhalten und fortgepflanzt werden könnte. Der Zürcherischen Hilfsgesellschaft vorgelesen im Oktober 1808“:

Schon vor mehreren Jahren entstand in mir der gewiß nicht unnütze Gedanke: Eine Geschichte des Unterrichts taubstummer Personen zu schreiben. Mangel an hinlänglicher Muße, Mangel an den Gegenstand erschöpfenden Subsidiën und Notizen, hauptsächlich aber auch die mit meinen Kräften außer Verhältniß stehende Schwierigkeit des Unternehmens selbst, hinderten mich bis anhin, dasselbe in Erfüllung zu bringen. Aber izeit befinde ich mich noch in der nähmlichen Lage, doch soll und kann ich, in Folge einer neuen besonderen Veranlassung, meinen Gedanken nicht ganz aufgeben; ich muß, da ich nicht mehreres leisten kann, doch wenigstens Etwas leisten.

Eine Geschichte des Unterrichts taubstummer Personen ist nichts anderes als eine richtig zusammenhängende Darstellung aller derjenigen Mittel, deren man sich bisher bedient hat, um durch Erlernung der Sprache die Entwicklung der Seelenkräfte dieser, alles Mitleids würdigen Geschöpfen möglich und sie sonach erst recht eigentlich zu Menschen zu machen. Eine unpartheiische, gründliche, ächt philosophische Würdigung dieser zu einem so schönen Zwecke angewandten Mittel müßte das Werk vollenden und ihm das Gepräge hoher Nützlichkeit geben. Auf alles dieses, so interessant es ist, kann ich mich gegenwärtig unmöglich einlassen. Ich muß mich dahin beschränken, zu sagen, was in der Schweiz, besonders in unserem engeren Vaterlande, dem Canton Zürich, für die Taubstummen gethan, und, wenn man will, bisher auch nicht gethan worden ist.

Hier bin ich nun im Falle, mehr von mir zu reden, als mir lieb ist. Man wird mir's verzeihen. Meine Geschichte ist zugleich diejenige der Sache, von der ich erzählen will, und sonach kann ich meine Person unmöglich von der letztern trennen; ich habe auch dabey, wie man nachher sehen wird, keine unedle Absicht.

Ein Zufall machte mich im Jahre 1778 mit Herrn Pfarrer Keller in Schlieren bekannt. Es befanden sich damals zwey junge interessante Taubstumme in seinem Hause, welchen er Unterricht in der Aussprache und im Verständniß der Wörter gab. Herr Keller war zu jener Zeit, meines Wissens wenigstens, der Einzige in der Schweiz, der sich um den Taubstummenunterricht bekümmerte. Er hatte kein Vorbild in seinem Vaterlande und konnte auch keine schon gemachten Erfahrungen benutzen. Durch seinen eigenen Genius geleitet, begann er das menschenfreundliche Werk. Es war ein Versuch, aber ein Versuch, der zu gelingen schien. Dies erhöhte den Muth des trefflichen Mannes, er sah sich nach Mitteln um, sich in seiner Kunst zu vervollkommen, und hatte das Glück, mit dem berühmten Abbé de l'Épée in Verbindung zu treten, durch dessen bereitwillige Mittheilungen er sich bald im Stande fand, auf der begonnenen schwierigen Bahn weniger mühsam, ja mit Leichtigkeit fortzuwandeln.

Dieses für die Schweiz damals noch neue Unternehmen hatte für mich einen ganz besondern Reiz. Ich benützte meinen Aufenthalt in Schlieren dahin: Daß ich mich mit den beyden hoffnungsvollen Zöglingen in täglichen, ja stündlichen Umgang zu setzen, und ihre natürliche Zeichensprache sowohl als auch die Methode ihres Lehrers zu studiren, zu begreifen suchte. Dieses Studium gelang mir über Erwarten; in kurzer Zeit brachte ich es so weit, daß ich mich mit den Zöglingen durch Zeichen verständlich machen und sie hinwieder verstehen konnte, ja ich erwarb mir sogar eine gewisse Fertigkeit, nach der versuchten Methode selbst ihnen förmlichen Unterricht zu ertheilen. Dieß machte Herrn Pfarrer Keller aufmerksam. Er sah unser dem Anscheine nach so zufälliges Zusammenreffen nicht mehr als einen bloßen Zufall, sondern als einen Wink der Vorsehung an. Auf eine eigentlich kategorische Weise — welche ihm sein Verhältniß zu mir im Grunde nicht einmal gestattete — aber im Drang innerer Ueberzeugung erklärte er mir eines Tages: Ich müsse Lehrer der Taubstummen werden. Ohne alle Einwendung unterwarf ich mich dem gebieterischen Rathe, und dieß so da eher, als mein eigener Hang mich dahin zog, und mein junges, damahls für diese Berufsart bis zur Schwärmerey gestimmtes Gemüth sehr leicht und sehr bald zu entflammen war. Ich glaubte mich zum Glücke der Taubstummen geboren. Meine Einbildungskraft ließ mich in ferner Zukunft eine öffentliche Anstalt zum Besten dieser bedaurungswürdigen Geschöpfe erblicken, und sonach dachte ich mich selbst als Chef dieser Anstalt und als Wohltäter einer nicht unbedeutenden Classe von Menschen in meinem Vaterlande.

Urtheilen Sie selbst, meine Herren, ob ich mich mit Lust und Muth an mein Tagwerk ging. Unverdrossen widmete ich, während ungefähr drey Jahren, meine Zeit und meine Kräfte, unter den Augen meines würdigen Lehrers und Freundes, der Erziehung und dem Unterrichte seiner Zöglinge. Meine Anstrengungen blieben nicht fruchtlos; aber je weiter ich fortschritt, je lebhafter wurde der Wunsch in mir rege, mich in irgend einer Hauptschule im Auslande in meiner schwierigen Kunst noch mehr ausbilden zu können. Heinecke in Leipzig, der damals mit seiner Schule ein ziemliches Geräusch machte, und von dessen philosophischem Kopfe ich, zum Theil nicht ohne Grund,

eine große Idee hegte, schien mir der Mann zu sein, bey dem ich mich vollends nach systematisch geordneten, wissenschaftlichen Prinzipien, zu meinem schönen Berufe tüchtig machen könnte. Ich schrieb an Heinecke. „Wohl (antwortete er mir), wohl sollte es die Sache einer jeden väterlich gesinnten Regierung seyn, ihm Männer zuzusenden, denen er seine Methode und das Geheimniß seiner Kunst mittheilen könnte; auch würde er nicht ungeneigt seyn, dies mittelst Aufopferung einiger hundert Dukaten gegen mich zu thun. Ich weiß nicht, ob ich über diese Aeußerung mehr erstaunt als erschrocken war. Einerseits begriff ich nicht, wie es möglich sey, aus einer so wohlthätigen Kunst ein Geheimniß zu machen und zum Verkauf anzutragen; anderseits schlug das klare Bewußtsein meines damaligen nicht hinlänglichen Vorraths von Dukaten meine schönsten Hoffnungen zu Boden. Jetzt kannte ich Heinecke und traurig wandte ich meine Blicke von Leipzig weg.

Doch ich sollte nicht lange trostlos bleiben. Herr Keller, der meine Begierde nach vervollkommneteren Studien sah, wollte zu ihrer Befriedigung nichts unversucht lassen; er schrieb an Abbé de l'Épée in Paris und eröffnete ihm mit dem warmen Interesse eines Freundes mein Anliegen. „Gerne (antwortete ihm dieser ebenso menschenfreundliche als berühmte Mann) gerne will ich den jungen Ulrich in meine Schule aufnehmen und ihn zu dem edlen Berufe, dem er sich zu widmen so viel Lust zeigt, nach meinen besten Kräften ausbilden helfen; hiezu setze ich aber nur eine Bedingung, von welcher ich nie abgehen werde, und diese ist: Daß man mir nie zumuthe, irgend eine Retribution, von welcher Art sie auch sey, für meine Bemühungen anzunehmen.“ — Dieß war nun eine andere Sprache. Man empfindet, wie sehr mein Herz von den edleren Aeußerungen des Herrn Abbé de l'Épée gerührt sein mußte. Ich träumte nun von nichts mehr als von Paris und — Dank sey es noch im Grabe unseres verewigten, noch in tausend Herzen lebenden Lavater, dem thätigen Menschenfreunde, der so viel konnte, weil er es recht und im Ernste wollte — Dank sey es ihm, diesem unsern berühmten Mitbürger — durch jene väterliche Leitung, zu welcher er, hauptsächlich auch durch unser verehrtes Präsidium, den Herrn Archiater Hirzel, inspirirt wird, erreichte ich endlich meinen so schwer zu erreichenden Zweck.

Nach Verfluß eines Jahres kehrte ich von Paris wieder in mein Vaterland zurück, mit Attestaten versehen, auf welche ich wohl ebenso stolz, als mancher auf seine ältesten Adelsbriefe seyn zu dürfen glaubte. —

Bey meinem Abschiede, der rührend war, mußte ich dem über allen Ausdruck ehrwürdigen Greisen, Herrn Abbé de l'Épée, feyerlich versprechen, in meinem Vaterlande, wenn ich dafür angesucht werden sollte, vorzüglich auch katholischen Cantonen, meine bey ihm erworbenen Kenntnisse gerne und bereitwillig zum Besten der Taubstummen mitzutheilen. — Ein Gelübd, das ich immer mit der religiososten Gewissenhaftigkeit zu halten gesinnt bin.

Nun ging ich nach Meilen, um da an einem jungen Meyer, taubstumm von Geburt, aber mit vorzüglichen Anlagen begabt, einen Versuch von meiner erworbenen Fähigkeit zu machen. Auch dieser Versuch gieng gut von statten, und mein neuer Zögling machte im Lauf einiger Jahre wirklich bedeutende Fortschritte. In diesen Zeitpunkt fällt meine nähere Bekanntschaft und meine Correspondenz mit unserm Präsidio, dem Herrn Archiater Hirzel. Schon damals glühte das Herz dieses großen Menschenfreundes für alles Gemeinnütziges und Edle. Ich habe ihm viele Aufmunterung zu danken. Auf seinen Rath hin kam ich

mit meinem Zögling nach der Stadt, um ein zahlreicheres und gebildeteres Publikum zum Zeugen von dem Erfolg meiner Arbeiten zu machen.

Eine Anzahl der achtungswürdigsten und berühmtesten Männer von Zürich, unter welchen sich Herr Präsident Hirzel auch befand, nannten sich in meiner gedruckten Annonce als meine besonderen Gönner und als Beförderer eines, wie man mit Recht sagte, der Menschheit und unserer Vaterstadt ehrebringenden Unternehmens. Ich sammelte noch einige andere, freylich nicht die glücklichst organisirten Zöglinge um mich; aber alles Bemühen, Aufmerksamkeit und thätiges Interesse zu erwecken, war vergebens. — Keine begüterten Schüler zeigten sich, meine Aussichten wurden düsterer, meine schönsten Hoffnungen schwanden wie die Seifenblasen, und sonach wurde unter so widrigen Umständen mein Enthusiasmus für mein, wie es mir schien, so viel Heil bringendes Unternehmen, merklich abgekühlt. Mittlerweile ich also zwischen Hoffnung und Furcht schwebte, ob ich meine Bestimmung in dem Berufe auch wirklich erfüllen würde, dem ich mich nun einmal mit so viel Eifer gewidmet hatte, gieng mir unerwartet die Einladung zu, unter nicht unvortheilhaften Bedingungen, nach Genf in das Haus eines sehr reichen Partikularen zu kommen und dort den Unterricht eines jungen, mit sehr schönen Anlagen begabten Mädchens von ungefähr sieben Jahren zu unternehmen. Mit Schmerzen entriß ich mich von meinen damaligen wenigen Schülern und von meiner Vaterstadt los; aber die Nothwendigkeit selbst gebott mir für einmal nur an mich, nicht an andere zu denken, und für die Ausführung gemeinnütziger Pläne im Canton Zürich bessere Zeiten zu erwarten.

Neun volle Jahre verweilte ich in Genf. Ich zählte diese Zeit unter eine der schönsten Epochen meines Lebens. — Sie gewährte mir Vortheile, die ich erst späterhin recht zu werthen im Falle war; noch jetzt seh' ich Genf als mein zweytes Vaterland an.

Mit welchem Erfolg und mit welchen öffentlichen Beyfallsbezeugungen mein dortiges Unternehmen bekrönt ward, ist genug bekannt. — Jetzt befand ich mich am Ende meiner übernommenen Laufbahn. Mein Ruf als Lehrer der Taubstummen schien mir hinlänglich gegründet, um Zutrauen zu erwecken; in ökonomischer Hinsicht fand ich mich jetzt unabhängiger, meine Lieblingspläne erwachten aufs neue wieder und voll Glauben an die Möglichkeit ihrer Ausführung kam ich nach Zürich zurück.

Meine Verrichtungen in Genf und deren glückliche Resultate wurden bald in einer mit gehörigen Belegen begleiteten öffentlichen Rechenschaft dem Publikum bekannt gemacht. Man fand die Sache schön und ziemlich allgemein zu dem Wunsche zu erheben, daß es doch nun mit einer Anstalt für Taubstumme vorwärtsgehen und einmal Etwas zu Stande gebracht werden möge! Gethan wurde indessen noch nichts. Um die günstige Stimmung zu benutzen, ließ ich aus verschiedenen Gegenden der Schweiz mehrere Zöglinge kommen, errichtete ein Privatinstitut und suchte so durch neue Thatbeweise einen entscheidenden Impuls zu geben. Diesmal hatte es wirklich das Ansehen, als wenn meine Bemühungen nicht vergebens seyn sollten, man fieng an, lauter von meinem Projekte zu sprechen, und hinlänglich vorbereitet ward die Regierung selbst in einer ehrerbittigen Supplik um Unterstützung angesprochen.

Die Regierung mit weiser Bedächtlichkeit, lieh meinem Ansuchen geneigtes Gehör. Unter aufmunternden Wohlgefallensbezeugungen ernannte sie mich — zwar einsweilen ohne Gehalt — zum öffentlichen Lehrer der Taubstummen; eine aus den angesehensten und achtungswürdigsten Männern bestehende Commission wurde beauf-

tragt: mich des Näheren über meine Pläne zu vernehmen und sonach die Mittel zu einer öffentlichen Anstalt in sorgfältige Berathung zu ziehen. Ich erstattete unverweilt dieser hohen Commission einen umständigen Bericht über die Lage der Sache, entwickelte derselben meine Ideen über die Ausführung des vorhabenden Projekts und erhielt, ohne andere Weisungen, den günstigsten Beyfall.

Ein Jahr ungefähr verfloß und neue Successes Taubstummer Subjekte in meinem Privat-Institute, verbunden mit einzuziehenden Erkundigungen im Canton über die Anzahl, Fähigkeiten und Vermögens-Umstände, sollte einen zweyten Bericht an die Commission begründen, allein dieser Bericht konnte nicht mehr erstattet werden. Jetzt brach jene große politische Revolution in unser Vaterland ein, die mit so manchem andern guten Projekte auch das meinige, sozusagen im Moment seiner Ausführung, scheitern machte.

Durch die Gewalt der Umstände ward ich nun in dieser verhängnißvollen Epoche in eine ganz andere, von meiner bisherigen sehr abstehenden Laufbahn geworfen. Doch selbst unter schwerer Beamtung und mitten im Geräusche der öffentlichen Ereignisse vergaß ich nie meiner früheren, friedlicheren Studien. Kaum war der Schweiz die Ruhe wieder geschenkt, als auch der Wunsch aufs neue wieder in mir erwachte — nicht eben — weder ein Privat- noch öffentliches Institut zu errichten, denn mein Eifer hatte, für ein letzteres besonders, aus Gründen, die ich nicht bloß aus den schon bekämpften Schwierigkeiten herleiten könnte, ungemein abgenommen. Aber der Wunsch regte sich wieder lebhaft in mir, den Taubstummen durch neue Versuche im Unterrichte noch weiter nützlich zu werden, Erfahrung und mehreres Nachdenken über die anzuwendenden Lehrmittel ließen mich hoffen, unter günstigen Umständen an einem einzelnen, durch Naturgaben besonders ausgezeichneten neuen Zöglinge vielleicht noch mehr zu leisten, als bereits schon in Genf in früheren Zeiten geschehen war.

Eingedenk des Versprechens, das ich einst gegen Abbé de l'Épée that, verband ich mit diesem Wunsche noch einen zweyten, denjenigen nämlich, einen jungen, fähigen Mann zu finden, dem ich meine geringen Erfahrungen und Kenntnisse mittheilen, ihn praktisch ausbilden — und so noch — wenn er anders eigenen inneren Trieb zu dem seltenen Beruf hätte — zu einem künftigen Lehrer der Taubstummen für die Schweiz, oder wenigstens für unser engeres Vaterland, den Canton Zürich, vorbereiten könnte.

Meines Wissens bin ich fast der einzige in der Schweiz, der sich diesem Lehrfache methodisch und exprofesso gewidmet hat, und da ich dasselbe für eine Wohlthat für die unglückliche Menschen-Classe, von der hier die Rede ist, ansehe, so wird man natürlich finden, daß ich auf Mittel sinne, wie die von mir durch Erfahrung erprobte Lehrmethode unter uns fortzupflanzen wäre — auch wenn ich nicht mehr seyn werde.

Dieser gedoppelte Wunsch gieng wirklich vor einigen Jahren zum Theil in Erfüllung. Auf einer zufälligen Reise nach Neuenburg lernte ich einen jungen Gehörlosen, folglich auch stummen Knaben kennen, dessen Eltern, rechtschaffene, sehr begüterte und in allgemeinem Ansehen stehende Landleute, ein großes Verlangen bezeugten, ihren unglücklichen Sohn meinem Unterrichte anzuvertrauen. Da der Knabe Anlagen verrieth, stand ich nicht an, zu versprechen, wenigstens einen Versuch zu machen, und dieser Versuch entsprach den allseitigen Erwartungen dergestalt, daß man bald übereinkam, den jungen Wilhelm, so nennt sich dieser Zögling, in meinem Hause einen förmlichen Lehrkurs machen zu lassen.

Um diese Zeit suchte mit ingeniöser Betriebsamkeit ein Waysenknabe von hier, Conrad Näf, mir näher bekannt zu werden. Ich wurde von verschiedenen Seiten her auf ihn aufmerksam gemacht. Seine Lust oder vielmehr seine Begierde, sich dem Unterrichte taubstummer Personen zu widmen, sey, sagte man mir, außerordentlich, er habe keine Ruhe, bis er deshalb mit mir selbst werde gesprochen haben. Ich ließ ihn zu mir kommen. Mit Vorbedacht, aber zugleich in dem Gefühl der Wahrheit dessen, was ich sagen wollte, stellte ich, um seine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, dem jungen Menschen die Berufsart, für welche er so sehr eingenommen zu seyn schien, von der abschreckensten Seite vor. Von Seite des Charakter's erfordere sie, bedeutete ich ihm, eine Geduld, eine Unverdrossenheit, eine Dahingebung, eine Selbstverleugnung, die in ihm voraussetzen ich durch keine Erfahrung berechtigt sey — Ueberdieß erheische das Studium des Taubstummen-Unterrichtes gründliche Kenntniß der Sprache, vorzügliche Talente des Geistes, ein gewisses philosophisches Genie, einen Tact für die Entwicklungsmittel des menschlichen Geistes überhaupt, die in Vereinigung mit den oben berührten Eigenschaften sich selten in einem Individuum zusammenfinden und doch unerläßlich seyn, um ein tüchtiger Lehrer der Taubstummen zu werden. Niemand besser könne hiervon mit Ueberzeugung sprechen — so schloß ich meine Rede — als ich, der ich tief empfinde, wie viel mir selbst in all diesen Rücksichten noch mangle. Sie hätten, meine Herren, den Eindruck sehen sollen, den diese Vorstellungen auf den Jüngling machten. Thränen rollten ihm über die Wangen herab, die ihm aber mehr die Furcht, er möchte die Aufgabe aus Unzulänglichkeit seiner intellektuellen Kräfte nicht gewachsen seyn, auspreßte, als die Besorgniß eines Mangels an Muth zur Geduld und zum Ausharren. Unter schwehren Seufzern bath er noch, doch wenigstens einen Versuch mit ihm zu machen, und ich willigte ein. Der Versuch fiel befriedigend aus und da die löbl. Waisenpflege den jungen Menschen in dem Entschlusse, sich diesem schwierigen Berufe zu widmen, unerschütterlich sah, so übergab sie ihn vertrauensvoll meiner gänzlichen Leitung. Bis anhin — es sind nun schon mehr als drey Jahre — hat sich sein Fleiß und seine Unverdrossenheit auch keinen Augenblick verläugnet, er macht Fortschritte, die seinen Kräften vollkommen angemessen sind, und ich habe gegründete Hoffnung, daß er sich so glücklich ausbilden werde, um einst in seinem Vaterlande in dem schönen von ihm selbst gewählten Berufe der Menschheit gesegnete Dienste leisten zu können.

Möcht' ich Sie, meine Herren, mit dieser langen Geschichte nicht bloß ermüdet, nein, möcht' ich Sie auch für eine Angelegenheit interessiert haben, die so ganz Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, und die auf Ihre thätige Verwendung als Hülfs-gesellschaft so gerechten Anspruch machen darf. Sie sehen, meine Bemühungen, den Taubstummen nützlich zu seyn, füllen einen beträchtlichen Theil meines Lebens aus. Aber ich konnte nur partiel wirken. Ihnen sey die Ehre vorbehalten: Etwas Bleibendes zu Stande zu bringen.

Eine Hauptsache ist nun wieder gethan: wir bekommen einen Lehrer der Taubstummen in unserem Vaterlande; die wohlthätige Kunst, diese Unglücklichen zu Menschen zu bilden, zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu machen, soll unter uns nicht wieder verloren gehen, ihre Ausübung soll für die Zukunft gesichert werden; dies erfordert keine übermäßigen Opfer. Es ist nur darum zu thun, einem Lehrer eine honnete Existenz zu verschaffen und ihm — wenn er einst als solcher aufzutreten im Falle ist — einen bestimmten Geschäftskreis anzuweisen. Meine Ideen gehen nicht ins große, ein kleiner, aber solider Anfang, der sich

durch inneres Verdienst bewährt, wird dem Unternehmen Seegen bringen, und nach Maßgabe seines Gelingens die Mittel erleichtern, die zu einer größeren Verbreitung seiner Nützlichkeit führen.

Schon hat im Laufe dieses Jahres unser Hirzel, den die Vorsehung zum Vorsteher einer Hilfsgesellschaft so eigentlich geboren werden ließ, dem die leidende Menschheit nicht nur in unserm Vaterlande, sondern auch in fremden, entfernten Gegenden durch sein rastloses Wirken als Beyspiel so viel verdankt, dessen philanthropisches Genie schon so manches schwierige Unternehmen zum Besten der Armen und Nothleidenden zur Wirklichkeit brachte, vor welchen weniger energische Seelen als unausführbar zaghaft zurückgebebt wären, schon hat, sage ich, unser theure Herr Präsident, im Laufe dieses Jahres einen Schritt gethan, der meine Hoffnungen zur Realisirung einer meiner Lieblings-Ideen abermals belebt, und nach dessen Resultat Sie, meine Herren, selbst urtheilen können, ob das Projekt zur Gründung einer Anstalt für Taubstumme bey uns eine unnöthige Sache sey.

Es zeigt sich nämlich aus dem General-Conspect der durch Herrn Archiater und Präsident Hirzel an die Ehrwürdige Geistlichkeit unseres Cantons erlassenen Fragen über die gehörlosen, die blinden und die unehelichen Individuen, daß unter 141 Gemeinden sich in allem circa 139 Subjecte männlichen und weiblichen Geschlechtes finden, welche mit dem Gebrechen der Taub- und Stummheit behaftet sind: aus diesen Subjecten läßt sich — nach den darüber von den löbl. Pfarrämtern erstatteten Berichten über ihren physischen, moralischen und intellektuellen Zustand zu urtheilen, wohl immer die Anzahl von 46 solcher Unglücklichen annehmen — die durch ihre Fähigkeiten allerdings mittelst eines zweckmäßigen Unterrichtes ihrem traurigen Loose entrissen werden können ... Und dies sollten wir nicht thun? — Freunde der leidenden Menschheit, ich frage Sie nicht: ob Sie wollen. Ihnen werden neue würdige Gegenstände des Mitleids gezeigt, dies ist genug für Sie, um mit vereinter Kraft dahin zu wirken: Daß auch für diese etwas Gutes geschehe.

So weit Ulrich. — Vorhin ist angedeutet worden, wie er nach seiner Rückkehr von Paris sich vergeblich anstrenge, eine zürcherische Taubstummenanstalt zu errichten. Dies geschah u. a. durch Bekanntmachungen in Zeitschriften. So erschien im „Schweitzerschen Museum“ 1785 in Zürich die

Anzeige einer in Zürich zu errichtenden Privatschule zum Unterricht taubstummer Personen.

Der mit einem lobenswürdigen Enthusiasmus von den verdientesten Männern unserer Tage versuchte, mit dem besten Erfolge fortgesetzte, täglich allgemeiner werdende, täglich auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebrachte Unterricht gehörloser Kinder ist eine Erscheinung, welche sowohl die starken Schritte, die unser Zeitalter in der philosophischen Erkenntniß der Natur der menschlichen Seele gemacht hat, beweiset, als auch der menschenliebenden Denkungsart derselben, nach welcher es den wohlthätigen Einfluß, den die Wissenschaften auf die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit haben, auch auf die bedauerns- und hilfswürdigen Klassen der Menschheit auszudehnen wünschte, ein lautes und ehrenvolles Zeugniß gibt.

Auch unser Zürich darf darauf stolz sein, in seinem Schoose zween Männer zu besitzen, welche sich in dieser Rücksicht um das menschliche Geschlecht und um diesen bedauernswürdigen Theil desselben verdient gemacht haben. Ehrwürdig ist der Name unseres Herrn Pfarrer Keller, dessen vortreffliche und mit dem gesegnetesten Erfolge

begleitete Methode in dem Unterricht gehörloser Kinder bereits durch die geschickte Feder unseres Herrn Professor Usteri in dem helvetischen Calender vom Jahr 1780 und 81 beschrieben worden und mit deren fernern ausführlichen Beschreibung aus der Hand des Herrn Pfarrers selbst das Publikum nächstens erfreut werden soll. — Auch Herr Ulrich, welcher bey Herrn Pfarrer Keller die Fundamente dieser heilbringenden Wissenschaft gelegt und sich hernach in der Schule des berühmten Herrn Abbé de l'Épée noch mehr gebildet und vervollkommenet, hat nun mehr seit einigen Jahren den Taubstummen seines Vaterlandes seine Zeit, Talente und Kräfte ganz gewidmet, und der edle, uneigennützig Wusch seines Herzens geht einzig dahin, sich in den Stand zu setzen, diese seine, in der Schule jener vortrefflichen Männer und durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen bereicherten Kenntnisse zum Nutzen seiner Mitmenschen thätig und wirksam anwenden zu können. Und um ihn in diese Lage zu setzen, den Wunsch seines guten Herzens zu befriedigen und auch in unserer Stadt ein für dergleichen Elende unseres Landes so wohl als auswärtiger Gegenden nützlich und tröstendes Institut zu errichten und dessen Unterstützung und Beförderung allen warmen Menschenfreunden zu empfehlen, ist die Absicht dieses gegenwärtigen Blattes.

Wenn also Herr Ulrich sich entschlossen hat, in dem Lauf dieses Jahres in hiesiger Stadt eine mit einer Kosthaltung verbundene Schule für Taubstumme zu errichten, wenn ein in den Händen unten Benannter sich befindendes rühmliches Attestat von dem Herrn Abbé de l'Épée selbst, wenn die Empfehlung seines verehrungswürdigen Lehrers Hr. Pfarrer Keller, — vornehmlich aber die Progressse seiner Zöglinge, für seine Fähigkeiten und Geschicklichkeit in dieser edlen Kunst Bürge sind, — so seid Ihr, theuerste Menschenfreunde! die Ihr so unermüdet für die Ausbreitung und Fortpflanzung jedes Guten, für die Beförderung jeder allgemeinen und individuellen Glückseligkeit unter euren Nebenmenschen besorgt seid und durch deren Feuer und Eifer schon so manche heilsame und gemeinnützige Anstalt gediehen ist, freundschaftlich eingeladen und gebeten, auch diese Privat-Anstalt durch Bekanntmachung und Empfehlung zu unterstützen. Besonders werden die gelehrten Verfasser und Herausgeber der verschiedenen Magazine, Journale, Bibliotheken und gelehrten Zeitungen ersucht, durch diese Kanäle die Eltern, Verwandten und Vorsorger dergleichen unglückliche Kinder davon zu benachrichtigen. Herr Ulrich sowohl als seine Freunde werden es sich zur angenehmsten Pflicht machen, jede schriftlich an sie gethane Anfrage, das Nähere der Lehrmethode, die Einrichtung des Instituts und der damit verbundenen Unkosten betreffend, so schleunig und befriedigend als möglich zu beantworten, und man dürfte diesfalls nur die Briefe an Herrn Rathsherr Usteri oder Herrn Dr. und Examinator Rahn, Herrn Professor Usteri, Herrn Diakon Lavater, Herrn Pfarrer Keller, Herrn Professor Breitingen, Herrn Dr. Hirzel, Herrn Hauptmann Salomon v. Orell, Herrn Director Cramer, oder an Endsunterschiedenen adressieren, welche sämtlich sich anlegen sein lassen würden, für die diesem Institut anvertrauten Kinder und ihre beste Verpflegung die wachsamste und väterlichste Sorge zu tragen, so wie auch in dem gemeinnützigen medicinischen Magazin von dem Fortgange dieses Instituts von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben wird.

Zürich den 28. März 1785.

Dr. u. Kanonikus Rahn,
der Naturlehre u. Mathematik öffentlicher Lehrer
a. d. Carolinum in Zürich.

Dieser von so namhaften Männern unterzeichnete Aufruf verhallte, wie schon früher bemerkt, ungehört. 1796 aus Genf zurückgekehrt, suchte Ulrich aufs neue bei der Regierung um Schutz und Hilfeleistung nach für die endliche Verwirklichung seines längst gehegten Planes einer Lehranstalt für Taubstumme und zwar so: daß dieselbe ein Privatunternehmen, aber unter Aufsicht einer Regierungskommission bleiben und ihr jährlich Bericht erstatten sollte. Ja, ein Aktenstück des stadtzürcherischen Archivs vom Jahr 1797 meldet folgende Notiz von Antistes Heß:

Auf Ansuchen Ulrichs, Lehrer der Taubstummen, verlangte ich in dem Synodalzirkular vom Herbst 1796 von sämmtlichen Herren Dekanis ein Verzeichnis von den in ihren Diöcesen befindlichen Taubstummen: Zahl, Namen und Alter. — Sie wurden ordentlich geliefert.

Die letzte Zeile stimmt aber nicht, denn in den „Zufälligen Anmerkungen“ der betreffenden Visitationsakten Frühling 1797 fand ich nur äußerst wenige Taubstumme angeführt. Viele übergangen die Sache mit Stillschweigen. — Die bald eingetretenen Staatsumwälzungen rissen also Ulrich, wie auch schon bemerkt, wider seinen Willen in die politische Laufbahn. Es bleibt uns noch übrig, ihn in seinen Eigenschaften und Erfolgen als Taubstummenlehrer etwas eingehender zu schildern.

Ulrich der Taubstummenlehrer und seine Zöglinge.

Vernehmen wir zunächst zeitgenössische Stimmen über ihn. Die „Berlinerische Monatsschrift“ schreibt Juni 1785:

... Herr Ulrich sagt von sich: er habe sich an kein besonderes System, an keine besondere Methode sklavisch gebunden. Dies erscheint auch daraus, weil er sich einen Schüler des Abtes (*richtiger: Abbé*) de l'Épée nennt und doch sagt: „daß er seine Schüler fähig mache, ihre Ideen selbst durch die Tonsprache auszudrücken“, da bekanntlich de l'Épée sie bloß eine Zeichensprache lehrt. Es freut uns, daß er hierin von seinem Lehrer abgegangen ist, und er zeigt sich hierdurch als einen denkenden Mann. Noch mehr wird er ohne Zweifel von dem unverständigen Religionsunterrichte, von der mystischen Andacht abgehen, wodurch der gute, alte Franzose, aus wohlmeinender aber leider mönchischer Frömmigkeit, die Köpfe seiner Zöglinge aufzuklären glaubt. Das erste, was diese an Gedanken so schwachen Geschöpfe beim Abte lernen, sind die feinsten Subtilitäten des katholischen Systems, welche jeder, der über richtige Unterrichtsmethoden nachgedacht hat, ganz gesunden Kindern bei völlig geöffneten Sinnen sicherlich erst zu allerletzt beizubringen wagen. Herr Ulrich wird seine Zöglinge gewiß lehren, Ideen mit Wörtern zu verbinden, nicht aber bloß Wörter ihnen beizubringen, wie ein anderer Schüler des Abtes de l'Épée zu Wien (*Abbé Storck*).

Noch ausführlicher berichtet das „Neue Schweitzerische Museum“ 1794 unter der Ueberschrift „Ueber Herrn Ulrich, Taubstummenlehrer:

Man hat schon viel über den Unterricht taubstummer Personen geredet und geschrieben; man hat mehr oder minder sinnreiche Methoden zur Vermenschlichung dieser sonst armseligen Geschöpfe erfunden und über ihre mehr oder minder glückliche Anwendbarkeit gestritten. Dabey ist denn aber doch nicht viel Sicheres ausgemacht worden. Es geht auch hier, so wie bei allen theoretischen Zwisten überhaupt: Man schlägt sich in der Luft herum und indem man aus allgemeinen Sätzen, denen noch kein besonderer Fall widerspricht, eine Menge schöner Schlußfolgen zieht, glaubt man, über seinen Gegner gesiegt zu haben. Wir legen dem

Publikum hier ein Faktum vor, ein Faktum, welches vermittelt seiner Authentizität, wie wir hoffen, über alle Angriffe des Raisonnements weg ist. Anstatt zu belehren, wollen wir lieber erzählen.

Herr Ulrich, Bürger von Zürich, wird gegen das Jahr 1778 mit Herrn Pfarrherrn Keller in Schlieren zufälligerweise bekannt. Herr Keller hatte damals zween Zöglinge im Hause, welchen er in der Aussprache und in den mit den Worten zu verbindenden Begriffen Unterricht gab. Der öftere Umgang mit diesen Knaben setzte Herrn Ulrich in weniger Zeit in Stand, sich denselben sowohl durch Zeichen, als auch durch die Wortsprache verständlich zu machen. Nach und nach machte er sich die Methode des Herrn Kellers so weit zu eigen, daß er im Stande war, seinen Schülern selbst Lektionen zu geben. In dieser Beschäftigung brachte Herr Ulrich ungefähr drei Jahre zu. Jetzt fand er sich auf dem Zeitpunkt, sich für irgend eine Berufsart zu entscheiden. Herr Keller rieth ihm, sich dem Studium des Taubstummen-Unterrichtes abschließenderweise zu widmen. Der junge Mann, dessen gefühlvolles Herz für alles, was zur Verminderung des menschlichen Elendes abzweckte, schlug, nahm die Idee mit einer Art Enthusiasmus auf; er glaubte, sich berufen zu fühlen, der Wohltäter einer Klasse von Menschen zu werden, die ohne Unterschied im Zustand der Thierheit für die menschliche Gesellschaft verloren bleiben. So reiste er denn voll hoher Begriffe von seiner neuen Laufbahn nach Paris, in die Schule des berühmten de l'Épée. Ein Jahr war hinlänglich, um sich unter der Leitung dieses verdienstvollen Mannes in der interessanten, aber schwierigen Kunst, Taubstumme zu unterrichten, auszubilden. Dann kam Herr Ulrich wieder in sein Vaterland Zürich. Er machte sogleich an mehreren Subjekten einen nichts weniger als mißlungenen Versuch, was er in seinem Fache zu leisten im Stande wäre. Man hoffte, die Sache möchte, vermittelt des Kredites angesehenener und allgemein bekannter Männer, zu einem öffentlichen Institut gedeihen. Ursachen verschiedener Art machten, daß sich die Ausführung dieses Planes in die Länge zog. Während diesem Zeitpunkt erhielt Ulrich einen Ruf nach Genf. Die Ungewißheit der Aussichten für einmal und auf diese Weise sich dem Vaterlande nützlich zu machen, die sehr gegründete Hoffnung, mit einer Schülerin von den ausgezeichneten Fähigkeiten, wie diejenige war, welche man ihm zu unterrichten vorschlug, zu reussieren, machten ihn nicht lange zaudern. Er glaubte, dem Rufe folgen zu müssen und ging auch wirklich mitten im Jahr 1786 nach Genf ab.

Bald zeigten sich die Früchte von Herrn Ulrichs Bemühungen an dem fähigen Mädchen. Auch dem flüchtigsten Beobachter waren seine Progresse sichtbar. Kein Jahr verfloß und schon konnt' es sich menschlich auf eine jedermann verständliche Art, sowohl mündlich als schriftlich, ausdrücken. Die Lernbegierde des Mädchens nahm mit seinen Progressen zu: Herr Ulrich war im Stande, einen ordentlichen Kurs mehrere Wissenschaften mit ihm zu vollenden. Seine Schülerin ist in der Arithmetik, der Geographie, der Geschichte, der Physik und Naturhistorie, so gut als irgend eine andere hörende junge Person von guter Erziehung und ihrem Alter, bewandert; ja, sie hat sogar einige Motionen von der Sternkunde, welche sie gerne zu ihrem Lieblingsstudium gemacht hätte. Dies alles ist ein Geschäft von etwas mehr als neun Jahren. In Genf hat es allgemeine Aufmerksamkeit erregt: Eine Kommission ist von dem Fache des öffentlichen Erziehungswesens ernannt worden, um das Resultat von Herrn Ulrichs Bemühungen mit seiner Schülerin näher zu prüfen. Wir theilen hier den Bericht mit, den Herr Prof. Piktet, einer der Abgeordneten,

von dem Ausgang dieser unpartheiischen, sozusagen öffentlichen Prüfung abgelegt hat. Nun machte die Sache immer allgemeines Aufsehen. Die Mitglieder des öffentlichen Erziehungswesens übersandten Herrn Piktets Bericht dem Rath, mit dem Ansuchen, Herrn Ulrich ein Zeichen der öffentlichen Zufriedenheit und Achtung zu geben. Diesem Wunsch ward auf der Stelle entsprochen. Man ließ eine silberne Medaille schlagen und der Präsident vom Rath überreichte dieselbe Herrn Ulrich kurz vor seiner Abreise mit einer ebenso edlen als ehrenvollen Anrede. Die Inschrift der Medaille ist folgende:

JOHANNI CONRADO ULRICH
CIVI TIGURIO
QUI
UNAM E CIVIBUS NOSTRIS
SURDAM MUTAM NATURÆ
OMNI DOCTRINÆ ET VIRTUTIS GENERE
INSTITUIT
SENATUS GENEVENSIS
A. D. M. D. CC. X. C. V.

Auch die in Genf schon seit vielen Jahren blühende Société établie pour l'avancement des arts hat sich's zum Vergnügen gemacht, Herrn Ulrich zum Ehrenmitglied derselben aufzunehmen und ihm deßwegen ein prächtiges Diplom mit einem verbindlichen Schreiben im Namen der Societät überschickt. Alles Beweise, wie sehr man in Genf auch jetzt noch, ungeachtet der gewaltsamen politischen Erschütterungen dieser interessanten Republik, Künste und Wissenschaften zu ehren weißt.

Was aber Herrn Ulrich mehr noch als alles dies belohnt, ist das Glück seiner Schülerin selbst. Durch die Entwicklung und Ausbildung ihrer moralischen Kräfte ist sie für die wahren Freuden des Lebens empfänglich geworden. Sie kann sich selbst und die menschliche Gesellschaft genießen. Sie fühlt den Werth ihres Unterrichts mit jedem Tage mehr, unterhält mit ihrem Lehrer eine äußerst interessante, ununterbrochene Korrespondenz und jede Zeile ihrer Briefe athmet Dank, Liebe und Erkenntlichkeit.

Jetzt ist Herr Ulrich wieder in sein Vaterland zurück. Er wünscht sich demselben, so viel in seinen Kräften steht, nützlich zu machen, und bietet hiemit seinen Miteydenossen, die im Falle wären, gehörlose, aber mit Verstand und Anlagen begabte Kinder haben, seine Dienste an. Er gedenkt ein Privat-Institut für solche unglückliche Geschöpfe zu errichten. Nähere Umstände kann man in Zürich bei Herrn Obmann und Rathsherr Fießli, oder bei Herrn Ulrich selbst vernehmen. Sollte einst durch Privatsuccesses oder durch Vereinigung mehrere Kantone zur Ehre der Schweiz die Sache zu einem öffentlichen Institut gedeihen, so würde die Zahl der Unglücklichen auch dieser Art vermindert und einer der Wünsche des wahren Patrioten und des warmen Menschenfreundes mehr erfüllt.

Bericht der Kommission bey dem Departement des öffentlichen Erziehungswesens über das Examen einer jungen, von Geburth taubstummen Person. Von Hrn. M. A. Piktet, Professor der Philosophie in Genf.

Eure Kommission ist vom Departement des öffentlichen Erziehungswesens ernannt worden, um den glücklichen Erfolg des Herrn Ulrich im Unterricht der jungen, von Geburth taubstummen P. M. näher zu untersuchen. Schon ist bey dem Departement über ihre religiöse Unterweisung ein sehr befriedigender Bericht abgestattet worden. Diese Kommission hat sich, ihrem Auftrag zufolge, nach der Wohnung des Bürgers P. M. den 11. Februar 1796 begeben und da ist eine Unterredung zwischen den Abgeordneten, der jungen

Person und ihrem Lehrer vorgefallen, deren Resultat der Gegenstand dieses Berichtes ist.

Der Lehrer hat den Abgeordneten eine kleine Schrift überreicht, in welcher er kürzlich die Grundsätze entwickelt, nach welchen er bey seiner Arbeit verfahren ist. (*Jammerschade, daß sie sich nicht vorfindet!*) Er begann dieselbe im Jahr 1786 und Mademoiselle P. war damals sieben und ein halbes Jahr alt. Sie verrieth sowohl in Absicht auf Verstand als auf Charakter die glücklichsten Anlagen. Man ist hierüber um so weniger umständlich, da die diesem Bericht beygegebene Schrift befriedigende Erläuterung giebt.

Jetzt hat Mademoiselle P. ihr 17. Jahr zurückgelegt, sie ist von schönem Wuchs und einer ebenso angenehmen als einnehmenden Gesichtsbildung. Ein sanftes, bescheidenes Wesen herrscht in jedem ihrer Züge — Wohlwollen und Güte gegen alle Menschen, welche ihr nahe kommen, ist der Hauptcharakter ihrer Physiognomie; sie ist des inneren Gehör-Organ gänzlich beraubt.

Sobald sie sich ein wenig von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte, legten ihr die Abgeordneten eine Menge Fragen, sowohl schriftlich als mündlich und über sehr verschiedene Gegenstände vor. Erstaunt sahen die Abgeordneten ihren ebenso richtigen als schnellen Antworten zu, ohne die Hilfe ihres Lehrers im geringsten nöthig zu haben. Einige Beispiele von ihren Antworten mögen von dem Grad und der Vollkommenheit ihrer Kenntnisse einen Begriff geben.

Die erste Frage, welche ihr von einem der Abgeordneten gemacht wurde, und die sie an der Bewegung der Lippen verstand, mußte ihr ganz unerwartet vorkommen und doch war sie gleich mit der Antwort bereit. Man fragt: „Sind Sie nicht vor einigen Tagen auf der Sternwarte gewesen?“ Sie antwortet: „Ja, mein Herr, und ich habe daselbst viel Vergnügen gehabt.“ — Fr.: „Was haben Sie da insonderheit Wichtiges bemerkt?“ — Antw.: „Den Hundstern.“ — Fr.: „Was ist für ein Unterschied zwischen den Planeten und den Fixsternen?“ — Antw.: „Die Planeten sind dunkle Körper, die eine eigene Bewegung haben. Die Fixsterne sind Sonnen, welche andere, der Erde ähnliche Planeten erwärmen und erleuchten.“ — Fr.: „Wo liegt das Vorgebirg der guten Hoffnung?“ — Antw.: „Es liegt in Afrika und gehört den Holländern zu.“ — Fr.: „Was für eine Regierung ist in Frankreich?“ — Antw.: „Eine republikanische Regierung.“ — Fr.: „Was ist für ein Unterschied zwischen einer Republik und einer Monarchie?“ — Antw.: „In der Monarchie ist die Regierung in den Händen eines einzigen Mannes, in der Republik herrschen mehrere dazu bestellte Bürger.“ — Fr.: „Wohnen Sie lieber auf dem Lande oder in der Stadt?“ — Antw.: „Ich wohne lieber in der Stadt.“ — Fr.: „Ist's nicht, um auf den Ball gehen zu können?“ (NB. sie liebt den Tanz ungemein und beobachtet aufs genaueste den Tact, ohne die Musik zu hören.) Sie erröthet, ihre Feder zögert, hernach schreibt sie: „Vielleicht wohl.“ — Fr.: „Welches lieben Sie mehr, den Tanz oder Ihre Lektionen?“ — Antw.: „Ich liebe die Lektionen mehr, weil sie nützlich sind, den Tanz lieb' ich mit Mäßigung.“ — Fr.: „Worin wird eigentlich unser Glück im künftigen Leben bestehen?“ — Antw.: „In der Erwerbung vollkommener Kenntnisse.“ — Fr.: „Auf welche Weise können wir dort zu diesem Glücke gelangen? da wir daselbst der Mittel beraubt sind, deren wir uns hienieden bedienen?“ — Antw.: „Durch beständiges Forschen und Nachdenken.“ — Fr.: „Welches ist Ihnen das liebste aller Studien?“ — Antw.: „Das Studium der Religion.“

Diese Beispiele beweisen ohne Zweifel dem Departement (so wie die ganze Unterredung der Abgeordneten mit dieser jungen, interessanten Person sie davon überzeugt

hat), daß die Hindernisse, welche die Natur dem glücklichen Erfolg eines sogar nur mittelmäßigen Unterrichts entgegensetzte, nicht allein von dem geschickten Lehrer, dem die Mad. P. ihre moralische Existenz zu verdanken hat, überwunden worden sind, sondern auch, daß dieses junge Mädchen in verschiedener Betracht in ihren Kenntnissen weiter gebracht ist, als andere mit dem Gehör begabte Leuthe von ihrem Alter es gewöhnlich sind. Ihr Unterricht scheint den doppelten Endzweck gehabt zu haben, sie erstlich für die Vergnügungen des geselligen Lebens, von denen dem Ansehen nach die Natur sie ausgeschlossen hatte, empfänglich zu machen — und dann auch, durch andere Mittel, für diejenigen schadlos zu halten, welche ihr zu verschaffen man außer Stande wäre. Das Lesen guter Bücher ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen und ihre Lernbegierde geht bis zur Leidenschaft; auch hat sie die deutlichsten Begriffe von jedem Gegenstand, auf welchen man ihre Aufmerksamkeit zu richten für gut befunden hat. Sie liest und schreibt mit einer ganz besondern Fertigkeit und darüber ist sich nicht zu verwundern, weil das ihre gewöhnlichste Art ist, sich mitzuthellen. Sie schreibt gut und mit der genauesten orthographischen Richtigkeit. Die Abgeordneten, um von ihrer Aussprache zu urtheilen, haben sie in einem Buche laut lesen lassen. Sie liest geschwind und ist für das an ihre Aussprache nicht gewöhnte Ohr so leicht nicht zu verstehen. Aber indem man mit ihr jedem Worte folgt, sieht man, daß sie jede Sylbe, ja sogar jeden Mitlauter getreu ausspricht. Sonst hat sie eine sanfte Stimme, ohne derselben jedoch abwechselnde Biegungen zu geben, jedes Wort wird schlechterdings auf die gleiche Weise, weder höher noch tiefer, ausgesprochen. Man begreift, daß diese Art von Schwierigkeit von unüberwindlicher Natur war, indem sie durchaus keinen Begriff von den Tönen hat, noch haben kann.

Ungeachtet dies interessante Mädchen ihren Mangel an Gehör tief genug fühlt, so ist der Neid ihrem Herzen ferne geblieben und zur Zeit der Geburt einer jüngeren Schwester setzte sie ein ganz besonderes Interesse darein, sich zu versichern, daß dies Kind eben diesen Mangel nicht mit ihr gemein habe. Sie wiederholte deßwegen alle möglichen Versuche und kam eines Tages, wie im Triumph, ihrer Mama anzuzeigen, daß ihre kleine Schwester nichtstumm sey.

Die Abgeordneten, welchen in verschiedenem Betracht diese Unterhaltung anfangs einige Mühe machte, sind im Gegentheil von der Schönheit des Anblicks, welches dieselbe ihnen gewährt hat, ganz durchdrungen davon weggegangen. Sie haben gesehen, wie durch einen der schönsten Siege der Kunst über die Natur ein mit Empfindung begabtes Wesen sozusagen wie neugeschaffen dastand und dieses sein besseres Dasein verschönert durch eine Auswahl von Kenntnissen, tüchtig, den Verstand zu entwickeln und zugleich wesentlich zum Glück derjenigen Person selbst beyzutragen, welche der Gegenstand einer solchen Erziehung ist. Jeder ihrer Blicke drückt tiefe, immer gefühlte Erkenntlichkeit aus, und doch, obschon dieselben genöthigt sind, eine gedoppelte Rolle zu spielen, indem das Gesicht den Mangel an Gehör ersetzen muß, verlieren sie nichts von der ihnen eigentümlichen Bescheidenheit und Unschuld.

Die Abgeordneten sehen diese Erziehung, im Ganzen betrachtet, als einen der Aufmerksamkeit des Departements würdigsten Gegenstände an; denn, obgleich hier eigentlich nur von einem Privatunterricht die Rede ist, so bleibt gewiß, daß ein ebenso glücklicher als glänzender Erfolg nicht anders als den lebhaften Wunsch rege machen kann, daß alle unglückliche Geschöpfe dieser Art durch eine so heilsame Methode der menschlichen Gesellschaft, von welcher ihr Gehörmangel sie auszuschließen scheint, wieder näher

gebracht werden mögten und daß man zu gleicher Zeit auch dem geschickten, verdienstvollen Mann, welcher sich diesen wohlthätigen Bemühungen mit einem Fleiß, der seinem Talente gleichkommt, unterzogen hat, alle die Achtung und Erkenntlichkeit bezeuge, die seine würdigen Beschäftigungen verdienen.

Im Namen der Kommission

M. A. Pictet.

Diese Schülerin war eine Elisabeth Picot, geb. 14. Febr. 1779, konfirmirt im Jahr 1799. Sie verhehlichte sich dann mit einem Herrn de Traz. Ueber Schlußprüfung und Konfirmation dieses Fräuleins erschienen im „Helvetischen Almanach“ 1800 ausführliche Artikel unter folgenden Ueberschriften:

1. Communions-Bescheinigung.
2. Ein paar Tage nach obiger Prüfung ließ der würdige Geistliche Picot durch ihren Lehrer folgenden Aufsatz zustellen:
3. Zuschrift der Demoiselle Picot bey Empfang obiger Communionsbescheinigung und derselben Beylage an Herrn Prediger Picot-Trempley.

Daß Taubstumme nicht nur unterrichtet, sondern sogar zum Tisch des Herrn zugelassen wurden, war damals noch etwas Unerhörtes und Wunderbares. Daher die begeisterten und ausführlichen Berichte in jener Zeit über solche Ereignisse, worüber man heutzutage als etwas Alltägliches still hinwegschreitet.

Noch ein paar Worte über Ulrichs Methode. Leider hat er nichts Schriftliches darüber hinterlassen. Nur der obengenannte Prediger Picot-Trempley verrät in demselben „Almanach“ etwas davon in der Bemerkung:

Nachdem Ulrich damit angefangen, zwischen ihm und seiner Schülerin eine sehr scharfsinnig ausgedachte konventionelle Zeichensprache zu gegenseitiger Mittheilung der Begriffe festzusetzen, ist es ihm, nicht ohne Anstrengung und Mühe nachwerths vollends gelungen, gedachte Tochter auch im Gebrauch der Ton- und Schriftsprache zu unterrichten.

Degerando, auch noch ein Zeitgenosse Ulrichs, schreibt einmal:

... Auch Ulrich trat in Brietwechsel mit dem Abbé de l'Épée. Er vereinigte dessen Verfahren mit dem Kellers, ohne sich ausschließlich an das eine oder andere zu halten. Er bemühte sich, die Vorteile der beiden Arten zu vereinigen und benützte die Resultate seiner eigenen Anschauungen.

Wie herzlich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin war, beweisen die folgenden Abschiedsbriefe:

Ulrich an seine Schülerin.

Genf, den 12. Hornung 1796.

Ich muß Ihnen, meine liebe Freundin! eine Nachricht mittheilen, die Ihnen ohne anders Mühe machen wird, ich kämpfte schon lange mit mir selbst, Sie darüber zu sprechen, nun darf ich es aber nicht länger anstehen lassen, ich muß Sie mit unserm Schicksal bekannt machen.

Sie haben Religion, liebe Schülerin! Nun ist der Augenblick da, wo Sie die heilsamen Vorschriften derselben anzuwenden Gelegenheit haben. Sie fordert, daß wir uns christlich, das ist mit gänzlicher Hingebung unter den Willen Gottes bey allen Zufällen unseres Lebens fügen. Sie lehrt uns, daß alles, was sich mit uns zuträgt, einzig zu unserm Besten geschieht, und daß die Leitungen der Vorsehung, so unbegreiflich sie uns scheinen, einzig zu unserm wahren Glücke führen. Hören Sie denn mit Gelassenheit an, was ich Ihnen sagen muß.

Das Ende Ihres Unterrichts naht: Sie sind bereits zum vernünftigen Alter angewachsen, Sie haben sich viel Kenntnisse gesammelt; eine unnachlässige Pflicht ruft mich in mein Vaterland zurück, nach einigen Wochen muß ich Sie verlassen. Liebe Freundin! ich darf es Ihnen nicht sagen, wie schmerzhaft diese Trennung meinem Herzen fällt. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe; allein ich nehme meine Zuflucht zur Religion und unterwerfe mich den weisen Fügungen dessen, der die Schicksale der Menschen leitet, leide in der Stille und bete seinen Willen an.

Allein, so schwer die Nothwendigkeit meiner Abreise und meine baldige Entfernung von Genf mich ankömmt, so würde sie mir noch schwerer fallen, wenn ich mich nicht mit der sicheren Hoffnung trösten könnte, von Zeit zu Zeit vielleicht wieder zu kommen, und daß wir in der Zwischenzeit unserer Trennung einen ununterbrochenen Briefwechsel führen können, der uns, in einiger Rücksicht wenigstens, für unsere Abwesenheit entschädigen kann.

Ja, liebe Freundin! ich muß verreisen; aber ich werde Sie dennoch nicht verlassen. Immer werden Ihre Schicksale meine Herzensangelegenheit seyn. Sie schreiben mir alles, was Ihnen begegnen wird. Ich werde nicht aufhören, Ihnen Unterricht zu geben, ich werde auch aus der Ferne Ihre Studien leiten, ich werde Ihnen über Ihre Arbeiten meine Ansichten mittheilen. Sie werden an mir immer einen zärtlichen Freund besitzen, einen beständigen Freund, der nur darin sein vollkommenes Glück finden wird, wann er mit seinen schwachen Kräften beytragen kann, Sie im höchsten Genuß von Glückseligkeit zu sehen.

Sie sind bereits so weit im Alter vorgerückt, liebe Schülerin, und haben Kenntnisse genug, um die Erziehung zu schätzen, die Sie genossen haben. Wenige Kinder Ihres Alters und Ihres ehevorigen unglücklichen Zustandes wurden von der Vorsehung so sehr begünstigt. Ihre Eltern thaten alles für Ihr Glück, es steht Ihnen nur an, davon Gebrauch zu machen. Nun ist der Augenblick da, wo Sie zeigen können, daß Sie Ihre Zeit nicht verloren haben, daß mein Unterricht und meine Sorgen nicht unfruchtbar gewesen, daß die Absichten Ihrer Eltern erzielt, und daß Sie durch Ihren genossenen Unterricht wirklich beglückt seyn.

Es ist mir ein süßer Gedanke, daß Ihre Erziehung zum Theil mein Werk seye, daß Sie durch mich ein neues Daseyn gewonnen haben und daß der Geschmack für Studien, die Liebe für Tugend und Ihre Pflichten, die ich Ihnen einzuflößen versucht habe, sich immer mehr entwickeln, Ihnen Achtung und Anhänglichkeit Ihrer Mitmenschen erwerben und zugleich Ihr Glück auf ewig zusichern.

Nun seyen Sie Gott befohlen, meine liebe, gute Schülerin! bekümmern Sie sich nicht allzusehr über den Inhalt dieses Briefes. Ich wiederhole es Ihnen, daß, obgleich ich mich von Ihnen entferne, ich Sie nie aus dem Gesicht verlieren werde. Sie werden meinen Gedanken immer vorschweben und ein Gegenstand meiner Sorgen seyn, wir bleiben bis an den letzten Hauch Freunde. Lassen Sie uns nun noch die Zeit, so ich hier zubringe, ungetrübt mit Freuden zusammengenießen, und folgt der Augenblick der Trennung, so wollen wir uns denselben durch die angenehme Hoffnung versüßen, uns bald wieder zu sehen.

J. C. Ulrich.

Antwort:

Mein theuerster Lehrer!

Welch einen unglücklichen, grausamen Brief haben Sie mir da geschrieben, um mir Ihre nahe Abreise anzukünden. Sein Inhalt betrübt mich innigst, er zerreißt mir das Herz, das jetzt nur zu sehr seine Anhänglichkeit an Sie empfindet. Diese Trennung ist zu hart für mich. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein trefflicher Lehrer,

mein bester Freund, den ich so sehr liebe, und an dessen Umgang ich so sehr gewöhnt bin, mich jetzt verlassen soll. Er erfüllt mich mit Kummer und Betrübniß. Ich kann Ihnen meinen bitteren Schmerz nicht anders als durch Thränen ausdrücken. Ich habe deren viele vergossen bey Lesung Ihres traurigen Briefes. Ich werde diesen Brief immer in meinem Herzen aufbewahren. Ach, theuerster Lehrer! je mehr ich an diesen Brief denke, ich wiederhole es Ihnen, desto mehr betrübt er mich. Freylich gebietet mir die Religion eine unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, der unser Schicksal regiert, ich hoffe auch, ohne zu murren, mich demselben unterwerfen zu können, aber unglücklich wird mein Los immer seyn, wann Sie sich von mir entfernen werden. Wir werden uns nicht für immer trennen, wir werden immer Freunde bleiben und unsere Verbindung durch einen freundschaftlichen Briefwechsel fortsetzen. Dies wird mir Ihre Abwesenheit etwas erträglicher machen. Ich hätte so sehr gewünscht, daß Sie meynen Unterricht noch weiter hätten fortsetzen können. Ich fühle, wie sehr ich noch nöthig habe, unter Ihrer Leitung meinen Geist auszubilden und meine Kenntnisse zu erweitern. Ich hoffe, daß meine Mama die Güte haben und mich einige Studien fortsetzen lassen wird, um meinen Unterricht noch mehr zu vervollkommen. Sie wollen ja auf Ihrer Seite aus der Ferne mich leiten und mich mit Ihren treuen, mir so nöthigen Räthen unterstützen, mit welchem Vergnügen werde ich sie zu benutzen trachten. Ich hoffe, daß ich durch Ihre Sorgfalt, Ihren Unterricht und durch die treffliche Erziehung glücklich werde, welche ich Ihren Talenten, Ihrem Eifer, Ihrer unermüdlischen Sorgfalt und Ihrer väterlichen Freundschaft allein schuldig bin. — Ich danke der Vorsehung dafür. Meine Erkenntlichkeit ist ohne Gränzen; ich werde Ihnen dieselbe immer mehr für alles, was Sie für mein Glück gethan haben, zu beweisen suchen.

Ihre Tröstungen, die Hoffnungen, welche Sie mir machen, um mir meinen gegenwärtigen Gram einigermaßen zu versüßen, haben mich äußerst gerührt. Wie glücklich werde ich seyn, Sie von Zeit zu Zeit wiederzusehen. Das werden schöne Augenblicke für uns beyde sein. Ich werde ewig Ihre ergebenste Schülerin, Ihre treueste und herzlichste Freundin bleiben, und ich bitte Sie, mir auch immer gut zu bleiben und mich nie zu vergessen. Ihre Freundschaft ist mein bestes Gut. Leben Sie wohl, theuerster Lehrer. Lassen Sie mich doch so recht Ihres Unterrichtes genießen, so lange Sie noch bey mir sind.

Wir sind im Falle, ein Zeugnis aus den späteren Jahren dieser Schülerin Ulrichs zu bringen, das im „Organ“ 1887 mitgeteilt wird:

Brief betreffend Madame de Traz, Schülerin des Taubstummenlehrers Johann Konrad Ulrich in Zürich. Aus dem russischen Archiv übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Hofrat Dr. Renz. Nachstehenden Brief, welchen ich im „Rußky Archiv“, 4. Band, gefunden habe und der nicht ohne historisches Interesse ist, gebe ich meinen verehrten Kollegen in deutscher Uebersetzung in der Hoffnung, ihnen damit einen angenehmen Dienst zu leisten, um so mehr, als Madame de Traz eine Schülerin des in der Geschichte des Taubstummen-Unterrichts nicht unbekanntes J. K. Ulrich aus Zürich ist. Der Name der Verfasserin ist nicht bekannt; ich glaube aber, mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie eine aus Genf gebürtige Erzieherin war.

Moskau, den 17. April 1814.

... Fräulein von Sybourg veranlaßt mich, mein jugendliches Alter zu beweinen, während ich über das Unglück von Madame de Traz, welche — viel jünger

als ihr Mann — denselben überleben mußte, weinen sollte. Diese Frau ist eine ganz außergewöhnliche Person. Taubstumm von Geburt und Tochter reicher Eltern, gab man ihr als Hauslehrer J. K. Ulrich, Mitarbeiter von Abbé de l'Épée. Derselbe wohnte bei ihr und erzielte ein so vorzügliches Resultat, daß sie nicht nur ganz korrekt schrieb, sondern aus ihr auch eine Gelehrte, eine Geometerin, eine Mathematikerin und eine Astronomin machte, welche die Sonnen- und Mondfinsternisse und den Lauf der Himmelskörper berechnete, wie ein Lalande. Die Natur hat sie ohne Zweifel mit bedeutenden Anlagen ausgestattet, indessen kann man nicht wissen, bis zu welchem Punkte der Fleiß eines Geistes geht, welcher nie durch eine Konversation zerstreut wird und nie weiß, was um ihn her und in der Gesellschaft vorgeht. (*Aber! Wozu hat ein Gehörloser die Augen?*) Sie hat eine ruhige und heitere, aber immer ernste Miene und ich sah sie oft, inmitten des Lärms eines Salons, ein Buch aus der Tasche ziehen und mit der größten Aufmerksamkeit, welche man bei einer andern Person nur in ihrem Arbeitszimmer zu sehen gewohnt ist, sich ihrer Lektüre hingeben. Man behauptet, sie hätte sich in ihren Lehrer verliebt, was den Eltern nicht entgangen sei; man hätte deshalb den Lehrer entlassen und sie zu verheiraten gesucht. Herr de Traz, von hübschem Aeußern, gefiel dem Fräulein und sie lebten sehr glücklich miteinander. Er sagte mir oft, als er das Unglück hatte, seine beiden ältesten Kinder zu verlieren: „Wenn ich sterbe, bevor die Kinder im Alter sind, meine Stelle bei ihrer Mutter einzunehmen, so würde sie die am meisten zu bedauernde Frau von der Welt sein. Wer könnte mich bei ihr ersetzen! Ich bin sicher, daß sie mit ihrem so zärtlichen und liebevollen Herzen aus Langeweile und Kummer sterben würde, wenn sie niemand hat, dem sie ihr Herz ausschütten kann.“ — Seit ihrer Verhehlung hat sie die Wissenschaft vernachlässigt. Ich wollte sie eines Tages, eines kranken Kindes wegen, das all ihre Gedanken absorbierte, etwas zerstreuen und richtete an sie einige schriftliche Fragen über Astronomie; sie erriet aber sofort meine Absicht und antwortete schriftlich: „Ach, lassen wir die Gestirne, mich beschäftigen die Zähne dieses armen Kindes!“ Sie sah mich dabei mit so zärtlichen Augen an, aus denen Tränen rollten, daß mir das Herz blutete. Wir waren ziemlich lange Zeit in schriftlichem Verkehr, sie schrieb Briefe voll Geist und Gefühl und oft untermischt mit Phrasen, welche ihrer Präzision, ihrer Kürze und Klarheit wegen zitiert zu werden verdienten. Und doch gleicht ihr Stil nicht demjenigen einer Person, welche an die Konversation gewöhnt ist. Bedenken Sie, wie viele familiäre Wendungen in der gewöhnlichen Konversationssprache sind, welche man nicht in den Büchern findet und deshalb Madame de Traz gänzlich unbekannt sind. — Nichts war für sie schwerer zu verstehen, als Molière in den leichtesten Szenen, wie im „Médecin malgré lui“ und im „Avare“. Ich habe eines Tages ein ganzes Heft besudelt, um ihr den feinen Witz der hervorragendsten Stücke begreiflich zu machen, was mir indessen nicht gelungen ist. Die Verse des „Misanthrope“ schienen ihre Muttersprache zu sein, so sehr fühlte sie die Schönheiten aus denselben heraus. Alles hatte bei ihr einen Anflug von Ernst, welcher die Folge von dem war, daß sie nie Albernheiten noch Ungereimtheiten hörte und selbst das Vorhandensein von Wortspielen und andern Torheiten ignorierte . . .

Sie hat nur Kinder von 7 und 8 Jahren, eine Mutter, welche nicht bei ihr wohnt; sie hat weder Brüder noch Schwestern. Der Bruder ihres Mannes hat die Verwaltung der Güter, da sie von derselben nichts versteht, übernommen. — Ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich

während einer Stunde mit Dingen aus der Schweiz unterhalte, allein die „Cara patria“ hat eben immer ihren Reiz.

(Renz): Ich füge noch bei, daß ich Madame de Traz, welche ein hohes Alter erreichte, in den sechziger Jahren kennen lernte. Sie sprach aber sehr undeutlich. Sicher ist es, daß Ulrich sie auch in Lautsprache unterrichtete und in dieser Hinsicht der Methode seines Lehrers Pfarrer Keller folgte . . .

Andere Zöglinge Ulrichs.

Voller Freude erzählt Hirzel in seiner 11. „Vorlesung“ 1810:

Ich glaubte mich gegen Sie, theuerste Freunde, zu verständig, wenn ich nicht das Seelenvergnügen mit Ihnen zu theilen suchte, das unser Ulrich mir in Gesellschaft mehrerer Freunde des Gemeinnützigen und Schönen am letzten Freytag Abend gewährte. Wirklich, es war einer der schönsten Abende meines Lebens.

Es gelang dem menschenfreundlichen Manne auch wieder ein Mal, und wir hoffen es, es wird nicht das letzte Mal seyn, einen taubstummen, talentreichen, lieblichen Jüngling, Jean Guillaume Clottu von Cornaux bei Neuchâtel zum glücklichen Menschen, zum gefühlvollen Christen zu bilden und an diesem Abend durch unsern lieben Brunner prüfen und zum Genusse des heiligen Abendmahls feyerlich einweihen zu lassen. Nicht den Widerschein vermag ich zwar mit Worten zu schildern von den hohen Gefühlen, die mich, und ich kann beyfügen, alle Anwesenden, beseligten. Ulrich äußerte bewegt, und doch ließen seine Gefühle nicht zu, auszudrücken, was aus seinen Augen strahlte, die hohe Freude, die das Gelingen seiner mühevollen Arbeit ihm gab. Eine treffende Charakteristik seines Zöglings stellte uns diesen höchst interessant und liebenswürdig vor, und mit Wärme, die aus der Fülle des Herzens quoll, legte er seinem Zögling Näf einen Ruhm bey, der unsere Vaterstadt mit der frohen Hoffnung erfüllt, nach einigen Jahren in diesem den alternden Ulrich verjüngt, den uns durch andere Bestimmungen entrissenen Lehrer der Taubstummen ersetzt zu sehen.

Brunner legte die religiösen und moralischen Fragen vor, die den Blick tief in das Herz und den hellen Kopf des Geprüften dringen ließen. Ulrich schrieb sie ihm auf die Tafel und der Jüngling mit einer Schnelligkeit, die sehr für seine Geistesfähigkeit sprach, fügte die Antworten bey. Die Weihe selbst empfing der junge Christ mit einer heilig frohen Inbrunst, welche diese Handlung für meine Gefühle zur feyerlichsten erhob, der ich je beigewohnt habe. Je voilà âsuisant Chrétien comme nous! was Ulrich ihm an die Tafel schrieb, entzündete in dem Jüngling ein liebliches Feuer, mit dem er sich jedem der Anwesenden um den Hals warf.

Gott segne den liebenswürdigen Zögling, den hochverdienten alten Lehrer, den hoffnungsvollen jungen Lehrer! Gott segne unsere Vaterstadt, die fruchtbringende Pflanzschule, der wir so manches Gute, Schöne, Gemeinnützige verdanken, das sich auf unsere Enkel segensvoll ausbreiten wird! war bey dieser Handlung das Schlußgebeth.

Etwa um 1811 schrieb Ulrich an Eschke, den Direktor der Taubstummenanstalt in Berlin:

Was ich von Ihnen las, das hat mich in manchen meiner Ansichten über den Taubstummenunterricht, die ich von jeher mehr auf die Natur der Sache, als auf sinnreiche Theorien gründete, noch sicherer gemacht. Ich weiß wohl, es muß alles in der Welt nach gewissen notwendigen Ge-

setzen geregelt werden, aber auf die heutzutage im Schwange gehende Methodensucht halte ich wenig, und ich habe oft gesehen, wie über der Form die Sache selbst zu Grunde ging. Es ist ein enormes Pensum, die Taubstummen dahin zu bringen, daß sie von der Sprache als Denkmittel richtig Gebrauch machen können. Die Schwierigkeit kann nur der ermessen, der sie selbst zu überwinden versucht hat. Den ungeheuren Troß von Unkundigen bring' ich hier nicht in Anschlag, aber ich habe sonst wohlkultivierte, selbst gelehrte Männer über den Taubstummenunterricht Urteile aussprechen hören, die mir fast peinlich waren.

1813 berichtet Hirzel in seiner 14. „Vorlesung“:

Am 8ten Brachmonath dieses Jahres hatte Herr Präsident Ulrich zum zweyten Mal das Vergnügen, eine Confirmations-Handlung zu begehnen mit César Colomb aus dem Kanton Waat, einem Jüngling von vielen Fähigkeiten, der zwar durch Krankheit in eine allmählig steigende Taubheit verfiel; da er aber schon sprechen konnte und diese Fähigkeit nicht verlor, so war die Arbeit leichter als bey ganz Taubstummen. Der lebenswürdige Jüngling äusserte seine Begriffe über die Religion und seine Dankbarkeit gegen seinen Lehrer mit wonniger Herzlichkeit, so daß ich mich überzeuge, Euch, theure Freunde, durch Mittheilung derselben Freude zu machen.

Auch wir können es uns nicht versagen, Colombs Brief trotz seiner Länge ganz wiederzugeben, schon als Dokument der damaligen gefühlseligen Zeit und dann auch weil darin Frau Ulrich zum ersten Mal des nähern erwähnt wird. Wir drucken diese Briefe auch darum in extenso ab, um zu zeigen, wie sehr weit es schon die allerersten taubstummen Schüler der Schweiz gebracht haben.

Sehr lieber und verehrter Mentor!

Es ist meine Pflicht, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken für alle Mühe, welche Sie sich genommen haben, um meinen Geist und mein Gemüt zu bilden. Ja, sehr geliebter Lehrer, ich verdanke Ihnen viel wegen diesen Vorteilen, welche ich genieße. Sie sind es, verehrter Lehrer, der meine geistigen Anlagen entwickelt hat. Sie, verehrter Lehrer, haben mir die Mittel gegeben, mir Kenntnisse anzueignen, welche das Gebiet des erleuchteten Menschen sind und uns die wahren Genüsse geben, indem Sie meine Ideen durch Ihre weisen Direktionen organisiert und klassiert haben. Ohne das wäre ich sehr unglücklich gewesen. Ich bin meinen Eltern viel schuldig, welche mich als Kind in Ihre Hände gegeben haben, um mich auszubilden. Sie hatten immer die Geduld, mich zu unterrichten, meine Ideen, die zerstreut und unzusammenhängend waren, zu entwickeln und meinen Geist zu erleuchten.

Sie sowohl als meine sehr geliebte Frau Ulrich haben immer die Sorgfalt eines Vaters und einer Mutter für mich gehabt. Ich danke Gott, daß er mir so wertvolle Freunde gab, wie Sie, sehr geliebter Lehrer und meine liebe Frau Ulrich, die nicht aufgehört hat, mir ihre mütterliche Güte zu bezeugen, und auch dafür, daß ich in Ihnen eine Stütze gefunden habe, als meine Eltern durch unglückliche Umstände gezwungen waren, mich mitten in meiner Erziehung zurückzurufen. Ferner danke ich Gott, daß er mir ausgezeichnete Beschützer gab, welche mir die Mittel spendeten, um meine Studien bei Ihnen fortzusetzen. Sehr geliebter Lehrer, ich wäre sicher sehr unglücklich, wenn ich Sie mitten in meiner Erziehung verlassen müßte, Sie, sehr geehrter Lehrer, der sich so viele Mühe gegeben, mich auszubilden im Geist und im Herzen.

Ich komme, vielgeliebter Lehrer, um meine Dankbarkeit zu bezeugen dafür, daß Sie sich die Mühe genommen haben,

mich in der Religion zu unterrichten, welche mich gelehrt hat, Gott, seinen Willen, seine Absichten uns gegenüber zu kennen, und wie die Welt erschaffen wurde. Die Schöpfung hat mich die Allmacht und die unendliche Weisheit des Schöpfers kennen gelehrt, und daß er es ist, der alles regiert.

Ich verdanke es Ihnen, mein vielgeliebter Lehrer, daß ich unsern Herrn Jesus Christus, meinen göttlichen Erlöser, kennen lernte, den Gott in seiner unendlichen Güte den Menschen gesandt hat, um uns von der Sünde zu erretten, durch welche wir Gott mißfallen hatten. Jesus Christus lehrt mich so viele Dinge, die tröstlich für mich sind, unter anderem die Unsterblichkeit der Seele und das ewige Leben, welches uns nach dem Tode erwartet. Ich fürchte somit den Tod nicht mehr, da ich eine feste Hoffnung auf ein zukünftiges Leben habe, in dem wir uns eines nie endenden Glückes erfreuen werden.

Uebrigens fühle ich, wie wertvoll die wahre Religion mir ist wegen der Gnade von Gott dem Vater, welche Jesus Christus mir verspricht. Wenn ich alle Vorteile, die mir die wahre Religion gibt, betrachte, fühle ich, wie dankbar ich Gott und seinem Sohne Jesus Christus bin für die unaussprechlichen Wohltaten, womit sie mich überschütten. Uebrigens verkündet mir die christliche Religion nichts als die unendliche Güte Gottes wegen den prächtigen Aussichten, die mir Jesus Christus in seinem Evangelium darbietet.

Sie wissen, vielgeliebter und ehrwürdiger Lehrer, wie sehr ich mich darauf freue, bald ein Glied der Kirche und der Gesellschaft zu sein. Alsdann werde ich mich mit Freunden den Pflichten, welche die Religion von mir verlangt, zu meinem Heil unterziehen. — Welche Freude wird es für mich sein, am Tische des Herrn teilzunehmen! Welchen Trost werde ich dort finden, wenn ich würdig daran teilnehme!

Ja, mein lieber und ehrwürdiger Lehrer, und meine von Herzen geliebte Mutter, ich habe eine grosse Dankesschuld gegenüber Euch für alle Wohltaten und Güte, mit welchen Sie mich beglückt haben während meiner Kindheit, die ich nun bald verlassen werde.

Ich hoffe, meine kostbaren und ehrwürdigen Freunde, daß Sie mir immer die Freundschaft bewahren werden, die Sie mir bis jetzt bezeugten. Ich bitte den lieben Gott, seinen heiligen Segen über Euch zu gießen, daß er Euch einen glücklichen und tiefen Frieden gebe und stets eine gute Gesundheit!

Und Sie, geliebte Mutter meines Herzens, meiner Seele und meines Lebens, erlauben Sie mir, Sie immer so zu nennen. Denn ich habe zu viel Dankbarkeit, Sie anders zu nennen, Sie haben immer mein Herz, mit welchem ich Sie liebe, gleich wie eine Mutter, die diejenige ersetzt, die ich in meiner Kindheit verloren habe. Ich werde Sie immer und mein ganzes Leben lang als meine ehrwürdige Mutter betrachten — und ich will diesen geliebten Namen auf meine Nachkommenschaft übertragen, wie Sie es wohl verdienen.

Entschuldigen Sie, vielgeliebter und verehrter Lehrer, die Fehler, von denen dieser Brief überfließt. Sie sehen gut, daß alles aus meinem Herzen gekommen ist. Uebrigens hoffe ich, daß Sie stets mein verehrter Lehrer sein werden, indem Sie die guten Stunden, welche Sie mir täglich zu meinem Glücke geben, fortfahren werden; ich weiß, mein lieber Lehrer, daß Sie nur mein Glück wollen. Deshalb will ich alles tun, was von mir abhängt, um Ihrer Freundschaft würdig zu sein, indem ich, so viel ich kann, meine Pflichten zu erfüllen trachten werde.

Empfangen Sie, mein vielgeliebter Lehrer und meine sehr liebe Mutter, alle Gefühle eines Sohnes von Ihrem dankbaren Freund
César Colomb.

In ähnlichen Ausdrücken ergeht er sich in seiner Betrachtung „Gefühle und Gedanken bei meiner ersten Communion. Am Pfingsttag den 6. Juni 1813.“ Wir entnehmen ihr nur die Schlußworte:

Herr Ulrich, mein guter Lehrer, führte mich beim Ausgang aus der Kirche auf die neue Promenade. Er unterhielt sich mit mir über die heilige Handlung, an der ich soeben teilgenommen hatte. Er ließ mich die ganze Wichtigkeit meiner Pflichten fühlen, wünschte mir Glück zu meiner neuen Eigenschaft als Christ und segnete mich. Ueber uns hatten wir einen klaren Himmel. Die Natur breitete alle ihre Schönheiten vor uns aus. Mein Meister hieß mich an deren Schöpfer denken, und in diesem prächtigen Schauspiel fühlte ich Gott noch einmal.

In unserer Einleitung ist schon bemerkt worden, daß Ulrich doch noch den Beginn einer Taubstummenanstalt in seiner Vaterstadt erlebte — nicht mehr aber Hirzel, der sich schon über 40 Jahre lang darauf gefreut hatte — und daß Ulrich, wie wenn er nur darauf gewartet hätte, ein Jahr nachher starb, am 7. Januar 1828.

Den Schluß unseres Kapitels mögen folgende Nachrufe bilden:

„Schweizerische Monatschronik 1828“: In diesem thätigen Berufsleben (als Staatsmann und Jurist), dessen vielfache Bemühungen ihm kollegialische Freundschaft erleichterte, im Besitz der verdienten Achtung seiner Mitbürger, im Genusse ausgezeichneten, häuslichen Glückes, im Umgange mit der bedeutenden Zahl wohlgewählter und bewährter Freunde, konnte der würdige Mann, obwohl von Jugend auf mit manchen körperlichen Leiden heimgesucht, einem heitern Abend seines nicht unrühmlichen Lebens entgegensehen, als ihn (1817) der härteste Schlag traf, der für ein fühlendes Herz sich denken läßt. Den einzigen Sohn, den Erben der Fähigkeiten und Tugenden des Vaters entriß ihm der Tod in der Blüthe der Jahre, als das vorgeschrittene Jünglingsalter bereits die schönsten Hoffnungen in ihm zu entfalten begann. Auch die liebevolle Theilnahme der Freunde, der Mitbürger, selbst der Trost der Religion, den er suchte und fand, vermochte nicht die Folgen abzuwenden, die diese schwere Prüfung für die Gesundheit des Leidenden allmählich herbeiführen mußte. Ein Nervenschlag, der ihn im Frühjahr 1823 traf, setzte sein Leben in große Gefahr; nur die sorgfältigste Pflege konnte es noch fristen. In dieser Zeit vielfachen Leidens war es sein thätiges Wirken im Kreise der Hilfsgesellschaft, welches seine Tage noch vorzüglich erheiterte. Nach dem Tode seines vieljährigen Freundes und Mitarbeiters, des unvergeßlichen Hs. Kaspar Hirzel, an die Spitze der Vorsteherschaft des Blinden-Instituts gestellt, widmete er dieser wohlthätigen Unternehmung den größten Theil seiner Mußstunden und erlebte noch die langersehnte Freude, daß sie unter seiner sachkundigen Leitung auch zu einer Unterrichtsanstalt für Taubstumme eingerichtet wurde. Noch während seines letzten, langen Krankenlagers war diese Anstalt der Gegenstand seines wärmsten Interesses und so endete seine schöne Wirksamkeit auf dem nämlichen Punkte, wo sie begonnen.

In seinen „Kleinen gesammelten Schriften“ 1832 rief ihm Usteri nach:

Wohl können auf Herrn Ulrich, den Taubstummenlehrer, die Worte angewandt werden, die er selbst in seinem Tagebuch an den Abbé de l'Épée gerichtet hat: „Heil dir, edler Mann, der du auf einem noch ungebahnten Wege die dunkle Seele dieser Geschöpfe zu erleuchten suchtest und ihre verborgenen Fähigkeiten zur Entwicklung brachtest. Welch ein Verdienst! Durch dich lernten sie ihren Schöpfer, die Welt, sich selbst und den Zweck ihres Daseyns kennen

— durch dich wurden sie für den Himmel gebildet und brauchbar für die Erde gemacht.“

Die „Schweizerische Monatschronik“ vom Jahr 1828 bringt ein 12 Strophen zählendes Gedicht von J. J. Hegner mit der Ueberschrift „Klage an Ulrichs Urne“. Mit der 7. Strophe desselben wollen wir unser Kapitel abschließen:

Die Stummen, ach! — die zu dem Geistesleben
Dein Geist erbarmend aus der Thierheit weckt,
Zum Glück der Menschenwürde hieß erheben, —
Sie weinen, daß das Grab den Helfer deckt.

Zum Schluß sei bemerkt, daß Ulrich in naher Beziehung zum Dichter Konrad Ferdinand Meyer gestanden ist, Ferdinand Meyer, Doktor der Philosophie, Mitglied des Kirchenrates und Präsident des Erziehungsrates, der Vater des Dichters (geb. 1799), hatte zum Großvater mütterlicherseits eben den Joh. Konr. Ulrich. Ferdinand Meyer hatte offenbar die Absicht, eine Biographie Ulrichs zu schreiben, denn er hatte schon Material dazu gesammelt, unterließ es aber, wie es scheint.

Seine Frau, die Mutter des Dichters (Betsy Meyer-Ulrich) betrachtete die Blinden und besonders die Taubstummen als ein Vermächtnis ihres Vaters (des Ulrich) und nahm öfter an ihren Uebungen und Festlichkeiten teil, erhoben durch die Fröhlichkeit und den hellen Gesang der Blinden, niedergedrückt durch die Totenstille am Tische der Taubstummen, die nur zuweilen durch einen unharmonischen, an einen Vogelschrei gemahnenden Laut unterbrochen wurde. — Die Taubstummen (schreibt sie einmal nach einem Besuch in der Anstalt), besitzen eine Tiefe der Gedanken, die wir nicht mehr haben, und jene Unbefangtheit des Urteils, welche wir im Gedränge des Lebens und in seinen mannigfachen Verhältnissen verlieren. Wie interessant müßte es sein, zu wissen, was ein nie unterrichteter Taubstummer sich ohne Sprache für Begriffe bildet und ob es möglich ist, daß er richtig denkt! Welch eine innere Welt muß sich durch den Unterricht entfalten und wie glücklich wird der Taubstumme durch seine intellektuelle Entwicklung! Heil euch, ihr Edlen, die ihr euch dem schönen Berufe gewidmet habt, euren unglücklichen Mitgliedern Boten des Lebens zu werden! Ich denke an Abbé de l'Épée, Sicard, Zeune, Scherr und hauptsächlich an meinen guten Vater!

d. Gleichzeitige Bemühungen Hirzels und der zürcherischen Hilfsgesellschaft um Taubstumme.

Zur Zeit, da — wie geschildert — Ulrichs Anstrengungen, eine Taubstummenanstalt in Zürich ins Leben zu rufen, erfolglos blieben, kam man häufig in Verlegenheit, wo taubstumme Kinder, besonders arme, untergebracht werden sollten. So verfiel man auf den Gedanken, solche in einer der Armenschulen der Stadt Zürich zu plazieren. Das waren sogenannte „Repetierschulen“ oder „Sonntagsschulen für Lehrknaben“, eine Art Fortbildungsschulen, welche wöchentlich einmal für arme Kinder abgehalten wurden.

Neben Ulrich war es sein Freund Dr. Johann Kaspar Hirzel (geb. 1725, gest. 1803), Vorsteher der zürcherischen Hilfsgesellschaft, „erster Cantonsarzt, Fürstlich-Lippischer Legationsrath, Präsident der Gesellschaft für Erziehung armer Kinder in Altdorf, Cantons Ury“, der immer wieder der Taubstummen in Liebe gedachte.

1805. Schon 1805 wünscht Hirzel „eine Unterrichtsanstalt für Stumme, in welcher die Beobachtungen und Methoden älterer und neuerer Taubstummenlehrer angewandt und ausgeübt würden“ und im nächsten Jahr theilte er der „Schweizerischen Gesellschaft der Erziehung“ in ihrer Versammlung am 26. und 27. Weinmonat in Lenzburg mit:

daß die Zürcher Hilfsgesellschaft auf Mittel und Wege bedacht sei, für Taubstumme und Blinde eine ihren Naturfehlern und daherkommenden Bedürfnissen angemessene Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt zu errichten, wo Arme solcher Art diese Wohlthat unentgeltlich genießen. — Als Lehrer für Taubstumme werde von Herrn Stadt-Gerichts-präsident Ulrich in Zürich, den leider politische Stellen seiner seltenen und wohlthätigen Kunst, dem Taubstummen-Unterricht großen Theils entwendet hätten, ein Jüngling nachgezogen.

Im Jahr 1808 veranlaßt Hirzel eine Zählung der Taubstummen im Kanton, sie ergab 261 derselben, davon

218 wegen Alter und anderen Gebrechen unterrichts-unfähig, davon hätten aber 85 in früheren Jahren gar leicht durch Bildung beglückt werden können, 43 unterrichtsfähig.

Seine weiteren Bemühungen entnehmen wir seinen „Vorlesungen“:

16. März 1809. Ich kann es ohne anders annehmen, daß Sie, wertheste Herren und Freunde, es selbst wünschen, ich möchte ohne Anstand die Vorarbeit über die Errichtung einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für Blinde, welche zugleich auch für die Stummen, in so weit es wenigstens um solche arme Unglückliche zu thun ist, mit einschließt, unternehmen, oder wenigstens etwas Anbahnendes darüber vortragen ... *(Er kann es aber noch nicht.)*

13. Herbstmonath 1810. *(Nachdem er in die Armenschule neu Aufgenommene aufzählt):* ... Ferner 2 Bürger-töchter und ein stummes Mädchen liederlicher und dabey höchst armer Eltern, das wir durch gänzliche Versorgung mit Nahrung, Kleidung und Unterricht dem obschwebenden unmoralischen Verderben entrissen haben und hoffentlich der Tugend gewinnen werden. Vernehmen Sie bei dieser Veranlassung einen schönen, rührenden Bericht, der, wenn diese Unterstützung je Rechtfertigung bedürfte, uns gewiß frey sprechen dürfte. Vor wenigen Wochen wurde uns ein altes Ehepaar zur Unterstützung an den nicht ganz errungenen Hauszins empfohlen. Die stumme Tochter desselben, um deren Tod die gute Mutter ehemals zu Gott bath, ist nun die einzige Stütze ihrer alten Eltern, da die andern Kinder, an welche sie alles verwandt, was sie aufbringen konnten, die Eltern darben lassen. Nun ist aber die gute Tochter durch die viele Zeit, welche sie bei den Eltern zubringen muß, um ihnen behülflich zu seyn, abgehalten worden, ihr Brot, mit dem sie drei Menschen ernähren sollte, außer dem Hause zu verdienen, und konnte also den Hauszins nicht zusammenbringen. Spricht nicht diese edle Person zu Gunsten unseres Beschlusses?

1812: ... Unter den vier bemerkten Mädchen ist eines, das als stumm von seiner Taufpathin und mittelst einer Unterstützung in unserer Armenanstalt hier verkostgeldet wird, damit es den liederlichen Eltern entrissen *(wohl dasselbe von 1810)* und in der Armenschule im Nähen und Stricken unterrichtet werden könnte. Da man fand, daß dieses sehr fähige Kind, dessen sittliche Beschaffenheit sich von der Gefahr drohenden Seite sehr auffallend auf die gute gewendet hat, sein Brot in Zukunft eher gewinnen könnte, wenn es eine Glätterin würde, so haben wir es darum zu Frau Kunner in die Lehre gegeben, wo es 2 Tage in der Woche Morgens von 8—11, des Nachmittags von 1—5 Uhr zubringt und großen Beyfall von diesen Lehrerinnen sich gewonnen hat.

16. Herbstmonath 1813. *(Beim Bericht über die Repetierschule des Herrn Meisterhans):* Zur Probe nur setzten wir zwei stumme Knaben *(von der Hilfsgesellschaft verkostgeldet)* in die Repetierschule, damit sie an diesen für

sie freyen Nachmittagen eine sichere Unterkunft hätten. Herr Meisterhans bemühte sich zwischen den Lehren der Repetierschule, diese Knaben Wörter an die Tafel zu schreiben. Wie erstaunte ich, da beide, so bald die Wörter Mund, Nase, Auge, Finger etc. angeschrieben wurden, mit Berührung dieser Theile zeigten, daß sie die Bedeutung der geschriebenen Nahmen kennen; noch mehr aber, als der hoffnungsvolle Ulrich Zeller, da der Lehrer einen Nahmen auf die Tafel schrieb, mit lebhafter Freude auf mich deutete und durch Gebärden zeigte, daß er meinen Nahmen habe lesen können. Diese Pröbchen von Talent und Fassungskraft ergetzte mich ungemein.

Der sehr geschickte Kupferstecher Hürlimann von Riedikon *(ein ehemaliger Schützling der Zürcher Hilfsgesellschaft)* zeigt seinen Dank für die Wohlthat, die er genossen hat und die ihn auf die Bahn führte, ein bemerkenswerter Künstler zu werden, dadurch, daß er unsern kleinen Taubstummen zeichnen lehrt und ihm unentgeltlich alle Sonntage eine Stunde gibt, und die stumme Anna Weber durch ihre Sorge für eben diesen Stummen, den sie in den Nebenstunden lissmen gelehrt hat.

14. Herbstmonath 1813: Mit ganz eigenem Vergnügen erwähne ich noch der glücklichen Bildung der taubstummen Anna Weber von Urdorf *(es ist die schon vorhin zweimal Erwähnte)*, die wir dem häuslichen Elend und dem sittlichen Verderben entrissen, und ohne sie unterrichten lassen zu können, um ihren Naturfehler einigermaßen zu ersetzen, da die Gelegenheit uns nicht die Ertheilung dieser großen Wohlthat begünstigte, sie doch dahin brachten, daß wir sie als Näherin neuen weißen Zeugs, als Gehilfin zu Schneiderarbeit und als sehr fleißige und ordentliche Glätterin mit aller Zuversicht empfehlen dürfen, gewiß, daß wer mit ihr Versuche macht, sich ihrer Hände öfter bedienen wird. Eine ausgedehntere Kundschaft würde dieses junge Mädchen, das wir unter Vormundschaft des Herr Directors Schinz gesetzt haben, in den erwünschtesten Zustand bringen, sein Brot selbst zu verdienen und einen Nothpfennig auf die Seite zu legen, dessen sie einst wahrscheinlich bedürfen könnte.

15. Herbstmonath 1814. Immer mehrere Fortschritte machen die drey stummen Knaben, obgleich Herr Meisterhans sich nur nebenher mit ihnen abgeben kann: täglich mehrt sich bey ihnen die Sammlung von Hauptwörtern, die sie selbst schreiben und sich dadurch Stoff von Begriffen sammeln, die sie mit Wörtern bezeichnen können. Täglich steigt in mir der Wunsch auf, daß ich es noch erleben möge, den armen Taubstummen Gelegenheit zu einem vollständigen Unterricht zu verschaffen; es ward besonders lebhaft der Wunsch, da mir drey stumme Geschwister von Oberhausen der Pfarre Kloten im Spital bekannt wurden, denen vor wenigen Wochen Vater und Mutter, mit welchen sie in Müllhausen als Fabrikanten lebten, durch den Tod entrissen und sie dem Vaterlande zurückgeschickt wurden. Herzlich freute mich der Beschluß, für einigen Unterricht und Bildung dieser Unglücklichen zu sorgen, den Sie, theure Freunde, nahmen.

14. Herbstmonath 1815. ... Sein *(des Meisterhans)* Bemühen mit Stummen geht den schönsten Gang. Gott erhalte uns den musterhaften Mann.

In demselben Bericht lesen wir, daß die Hilfsgesellschaft verschiedene ihr geschenkte Schulmaterialien auch der Armenschule abgab, darunter Linienblätter für schriftliche Aufsätze, daß „jetzt schon einige Taubstumme davon Gebrauch machen können“.

Leider durfte der liebevolle Taubstummenfreund Hirzel das gelobte Land nur von ferne erblicken. Die Gründung

der Anstalt für Blinde hatte er ja schon 1810 erlebt und war eines der eifrigsten ihrer Direktionsmitglieder, aber sieben Jahre vor dem Anschluß der Taubstummenanstalt an dieselbe war er schon nicht mehr unter den Lebenden.

1818 berichtet Wirz zusammenfassend in seiner Schrift über Hirzels Leben über dessen Bemühungen um die Taubstummen im Zusammenhang mit Keller und Ulrich. Dabei kommt manche neue Einzelheit zum Vorschein, daher sei's hier vollständig abgedruckt:

Zu Anfang der siebziger Jahre (des 18. Jahrhunderts) waren einem hochachtenswerten und angesehenen Mitbürger zwey taubstumme Söhne geboren worden, eine Prüfung, die große Teilnahme erregte. Als dieselben ins Knabenalter eintraten, übergab sie der Vater einem benachbarten Prediger, Herrn Keller in Schlieren, der sich, der erste in der Schweiz, mit de l'Épées Unterrichtsart der Taubstummen bekannt gemacht, manches darüber selbst gedacht und erfunden hatte, und nun bey der Bildung jener beyden Zöglinge ein ausgezeichnetes Gelingen erfuhr. Herr Hirzel nahm an seinen Bemühungen den lebhaftesten Anteil, brachte es (1778) dahin, daß ein Töchterchen aus einem begüterten Hause in Glaris dem Unterrichte beigesellt wurde, faßte die Idee, in Zürich eine Taubstummenanstalt zu gründen, und fing an (1781), Herrn Keller hierüber zu schreiben. Unterdessen hatte unser hochverdienter Herr Obrichter Ulrich einen Aufenthalt von zwey Jahren in dem Pfarrhause zu Schlieren gemacht und daselbst mit ebenso talentvollem als unermüdetem Eifer theoretisch und praktisch dieses Fach des Unterrichts studiert, durch welches derselbe seither so berühmt und dem Vaterlande so nützlich geworden ist. Zu seiner weiteren Ausbildung gedachte er, eines der beyden damals blühenden Institute zu besuchen, dasjenige des Abbé de l'Épée zu Paris oder das Heinesche zu Leipzig. Herr Hirzel übernahm es, über dieses letztere mit Johann Georg Zollikofer in Briefwechsel zu treten, der menschenfreundliche selige Lavater und Herr Pfarrer Keller mit ihren Freunden zu Paris und dem dortigen Taubstummenlehrer.

Zugleich erhob sich jener bekannte Streit zwischen Heinicke auf der einen und de l'Épée mit Stork, dem Direktor des Taubstummen-Instituts in Wien auf der andern Seite, über das Sprechlehren der Taubstummen und die Methode des Unterrichts selbst (*Ausführliches darüber siehe Kap. VI. D.*); de l'Épée, ein ebenso bescheidener und friedfertiger als großmütiger Mann, der, obgleich selbst angegriffen, doch nur zu gunsten seines Freundes Stork sich vertheidigte, übergab die Entscheidung einigen Akademien, die Universität zu Leipzig entschied sich für Heinicke, der Schul-Convent in Zürich eher für de l'Épée, und erließ an diesen ein scharfsichtiges und zierlich abgefaßtes und den Fragenden sehr befriedigendes Antwortschreiben. Durch jene Correspondenz und diese Streitigkeiten erschien Heinicke, der unter andern glauben ließ, er bediene sich zu seinem Unterrichte eines hölzernen oder ledernen Kopfes und besitze ein Geheimniß der Lehre, das er natürlicher Weise andern bloß gegen bare Bezahlung eröffnen könne, immer mehr in seinem wahren Lichte, besonders da er seinen Preis für Herrn Ulrich auf einige hundert Dukaten, für einen deutschen Fürsten auf deren tausend, für de l'Épée selbst auf hunderttausend Franken ansetzte, hingegen der ehrwürdige de l'Épée sich jede Belohnung für seine äußerst fleißige Bemühung schon zum voraus verbat. Herr Ulrich ging also nach Paris und Herr Dr. Hirzel, längst einsehend, daß sich in demselben ein vortrefflicher Lehrer bilden werde, suchte ihn für den Plan der zu errichtenden Taubstummenanstalt zu gewinnen, entwarf unterdessen eine Ankündigung und eine Aufforde-

rung zu freiwilligen Beiträgen, die zugleich den Abriß der ganzen inneren Einrichtung eines auf Vermögende und Dürftige berechneten Taubstummen-Institutes enthält; es ward ein vollständiges Verzeichnis der Stummen jedes Alters im Kanton gebildet, der Briefwechsel mit Herrn Keller und Herrn Ulrich fleißig fortgesetzt, durch Herrn Schanzenherr Fehr von dem Institute zu Wien Kenntniß gewonnen und nach Herrn Ulrichs Rückkunft (September 1783) so wohl als während seines Aufenthaltes in Meilen (1783-1785) ward keine Mühe gespart, um alles vorzubereiten und das Publikum unter der Hand für die neue Anstalt geneigt zu machen. Allein die damalige Art, das Bedürfnis neuer und nicht schon längst vorhandener Anstalten zu beurteilen, der zu jener Zeit noch geringe Einfluß Herrn Hirzels und die Ausgaben, zu welchen man soeben für das Seminarium der Aerzte und Wundärzte sich verstanden hatte, siegten über die Beharrlichkeit der Freunde Herrn Ulrichs, unter welchen Herr Chorherr Rahn auf einmal (1785) und ohne Vorwissen Herrn Hirzels, mit einem Aufrufe an das Publikum gelangt war; die Anstalt fand nicht genug Theilnahme. Herr Ulrich ging nach Genf, vollendete (1786—1795) die Erziehung einer ausgezeichneten Schülerin, erntete den Lohn völliger Anerkennung seines Verdienstes und wandte sich jetzt um so zuversichtlicher an seine Obrigkeit um tätige Begünstigung seiner Pläne; es ward ihm zum Teil entsprochen und bereits hatte Herr Hirzel wieder die Uebersicht der Taubstummen gesammelt, als er sich bei der Ernennung einer Kommission zur Leitung des Taubstummenunterrichts übergangen und so der nächsten Gelegenheit, dafür tätig zu sein, beraubt sah. Dennoch war er beinahe der Einzige, der von den Bemühungen Ulrichs unmittelbar und fortdauernd Notiz nahm und nie aufhörte, Mut und Hoffnung zur endlichen Verwirklichung eines so schönen Gedankens einzublößen.

Die Revolution folgte, Herr Ulrich ward zu öffentlichen Geschäften berufen; doch selbst unter schwerer Beamtung blieb er so treu als möglich seinem ebenso schwierigen als menschenfreundlichem Fache und nährte beständig den Wunsch, seine großen Erfahrungen und Kenntnisse einem fähigen jungen Mann als künftigen Lehrer der Taubstummen mitzuteilen.

Nicht lange nach dem Zusammentritte der Hülfs-gesellschaft trat auch Herr Ulrich, damals helvetischer Regierungsstatthalter für den Kanton Zürich, dem Verein bei. „Wir nehmen zwar keine Mitglieder oder Beamte der Regierung in unsern Bund auf“, sagte Herr Hirzel bei diesem Anlasse, „doch Sie machen eine Ausnahme, wir schätzen in Ihnen vorerst den Lehrer der Taubstummen und — fügte er lächelnd hinzu — wenn Sie gut regieren, vielleicht auch nachher den Statthalter.“ Da wurden die alten Pläne und Erinnerungen wieder neu. Oft bezeugte Herr Hirzel, wie leid es vormals ihm getan, daß Herr Ulrich seiner guten Absicht gleichsam entwischt sei und wie unwillig er auf das verkehrte Geschick sein müsse, nach welchem derselbe dem schönen früheren Berufe entzogen und in den Strudel der öffentlichen Geschäfte geworfen sei. „Was sind alle politischen Ehrenstellen“, rief er dann aus, „gegen die göttliche Kunst, menschliche Seelen ihren Fesseln zu entwenden und ihnen eine neue moralische Existenz zu verschaffen! Als Staatsdiener wird man Sie vergessen, als Gründer einer Anstalt für Taubstumme hätten Sie Ihr Vaterland und die ganze Schweiz geehrt und Ihr Name wäre noch bei der Nachwelt im Segen geblieben.“

Als nun Herr Conrad Näf sich unter Herrn Ulrichs Leitung zum Taubstummenlehrer gebildet hatte, so schien es Herrn Hirzel, er habe neuerdings den Mann zur Ausführung seines Planes gefunden und bedauerte es lebhaft,

und mit Ungeduld, daß der ausgezeichnete junge Mann sich von Pestalozzi, zu welchem er gegangen, nicht mehr trennen wollte und dort eine Anstalt gründete. Da erwachte in dem hoffnungsvollen, ach so früh vollendeten Heinrich Ulrich die brennende Begierde, das Fach seines Vaters kennen und ausüben zu lernen, und obgleich ihn dieser aus besonderen Gründen in dem gegebenen Momente selbst nicht ermunterte, sich demselben zu widmen, so begann er dennoch, ihm zu willfahren, und unterrichtete zwar nur theoretisch den zartgebauten Jüngling fast mit widerstrebendem väterlichem Gefühl. Herr Hirzel erfuhr den Eifer seines jungen Freundes mit inniger Freude und belobte seinen Entschluß mit feuriger Aufmunterung. „Sie endlich“, sprach er, indem er ihn umarmte, „werden meine lang genährten Hoffnungen erfüllen“. Er sollte es nicht erleben, wohl aber noch den Schmerz erfahren, schnell die Kräfte des edeln Jünglings verschwinden zu sehen, der ihm selbst nach wenigen Wochen ins Reich der ungeträumten Hoffnungen folgte.

(Mit seinem zweiten Wunsch, der Errichtung einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Blinde, verband sich bald die Idee einer Schule für Taubstumme.)

e. Der Stapfersche Erlaß von 1799 zu einer Taubstummenstatistik in Helvetien.

Die französische Revolution von 1798 hat der Welt nicht nur Schrecken, sondern auch Heil gebracht, besonders dem „niedern“ Volk. Dies machte sich in der Schweiz ebenfalls fühlbar, u. a. dadurch, daß man endlich, mehrere Jahrhunderte nach der Geburt des ersten Verkündigers und Meisters der Liebe, anfang, auch der Taubstummen zu gedenken.

Die nächstfolgende Geschichte scheint nicht im Zusammenhang damit zu stehen, war aber der erste Anlaß zur Verordnung Stapfers) (der dank der Revolution helvetischer Minister geworden war), die Taubstummen in Helvetien zu zählen. Wenn diese statistische Erhebung auch zunächst erfolglos verlaufen ist, wie wir schildern werden, so war's doch eine Saat, die zu anderer Zeit und an anderem Ort im Heimatland aufging und schöne Früchte trug.*

1799. In der „*Helvetischen Zeitung*“ vom 7. Januar 1799 steht die für jenes Zeitalter bezeichnende Geschichte:

Folgende Anekdote aus dem Briefe eines redlichen Mannes theilen wir zum Beleg des Obengesagten mit. Wir werden im Stande sein, künftig noch manches andre in anderer Hinsicht zu liefern.

Als ich mit dem Abbé le Dantec zu Freiburg das Taubstummen-Institut errichten wollte, gestattete uns der Schultheiß Malliardos dazu ein Zimmer in dem Gebäude dasiger Academie, welches bisher zum Holzstall gedient hatte. Wir richteten alles Nötige ein, ich ließ ins Wochenblatt setzen, daß ich mich diesem wohlthätigen Zwecke widmen wolle, und lud alle Väter und Mütter und Seelsorger ein, die ihnen bekannten Taubstummen zum Unterricht zu

*) Philipp Albert Stapfer (1766—1840) stammte aus Brugg. Er wurde in Bern als Sohn des Münsterpfarrers geboren und auch dort erzogen. Studierte Theologie, Philosophie, Philologie in Bern und Göttingen. Nach einer längeren Reise durch England und Frankreich habilitierte er sich als Dozent an der Akademie in Bern, wurde bald Professor der Philosophie, wirkte auch als Lehrer am politischen Institut und erhielt als Nachfolger Iths die erste theologische Professur und die Direktion jenes Instituts. Während der Jahre 1798—1800 entfaltete er als Minister der Künste und Wissenschaften der helvetischen Regierung eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit. 1800—1803 war er bevollmächtigter Minister der helvetischen Republik in Paris. Er blieb auch nachher dort, wo er einen Landsitz in Belair kaufte und bewohnte. Seine Frau war eine Pariserin.

senden, welchen sie gratis, 4 Stunden täglich, empfangen sollten. Niemand kam, ausgenommen einige Stumme vom Spital, welche uns die Spitalcommission gar gerne zum Unterricht darboth.

Als wir zu unserm Schulsaal gingen, den Unterricht anzufangen, fehlte der Schlüssel zum Saal. Wir waren in Verlegenheit. Eilends wurde ich zu Jhro Gnaden Herr Bauherr von Werro beschickt, welcher mir mit strengherrlicher Mendschenfreundlichkeit die Frage vorlegt: wie ich mich erfrecht hätte, ein Zimmer in einem obrigkeitlichen Gebäude zu einem so närrischen Gebrauch zu eröffnen.

Die Sache kam vor den täglichen Rath, wo aber der Bescheid fiel: es würde die Herren Professoren entwürdigen, wenn man Narren auf der Academie unterrichtete. Nun mußte ich in der Stadt nur spottweise der Narren-professor heißen. Einige Professoren sollen sogar schon im Sinne gehabt haben, die Academie zu verlassen, wenn man das Taubstummen-Institut darauf dulden würde. Da wir uns selbst nicht entehren, noch von den gnädigen Herren die hohe Gnade erbetteln wollten, dem Staate nützlich sein zu dürfen, so suchten wir ein Privatzimmer, wo wir ungehindert uns der leidenden Menschheit widmen konnten. Der verdienstvolle Greis Br. Chollet von Quintzet gab in seinem Hause einen Saal her. Er ernährte sogar und logierte den Abbé le Dantec unentgeltlich in seinem Hause.

Da ich öfters Gelegenheit hatte, mit Geistlichen zu reden, so lud ich sie ein, wenn sie Stumme und hilflose Menschen in ihren Pfarreyen hätten, solche uns zuzusenden, und erhielt von manchem die Antwort: Es ist sehr übel gedacht, Taubstumme unterrichten zu wollen; wenn Gott wollte, daß sie unterrichtet würden, so hätte er sie nicht stumm und gehörlos geboren werden lassen; es sei besser, sie in der Unwissenheit zu lassen, so würden sie doch nicht sündigen.

Ein gewisser Pfarrer sagte einst: man sollte doch diesen Leuten nicht erlauben, Taubstumme zu unterrichten, es gehe gewiß nicht natürlich zu; sie könnten Gottes Fluch auf das Haus und Stadt herunterziehen.

Wer der „redliche Mann“ in Freiburg war, der sich so viel Mühe mit den Taubstummen gab, das verraten die Protokollauszüge der „Litterarischen Gesellschaft“) in Luzern im „Schweizerischen Republikaner“, alle im Jahrgang 1799:*

3. Januar. (Usteri war Präsident der zweiten Sitzung der genannten Gesellschaft am 29. Dez. 1798). „Die übrigen Stellen („Offizianten“ der Gesellschaft) sollen in der nächsten Sitzung besetzt werden, in welcher auch ein von dem B. (Bürger) Rädler, Sekretär beim Obergerichtshof, eingesandter Aufsatz über den Taubstummenunterricht, und ein von Pellegrini angekündigter Aufsatz über die demokratisch-repräsentativen Verfassungen sollen vorgelegt werden.“

7. Januar. (Dritte Sitzung am 31. Dezember 1798 unter dem Vorsitz von Usteri.) Zschokke verliest die von B. Rädler eingesandte Abhandlung über die Pflicht des Staates, sich den Unterricht der Taubstummen angelegen seyn zu lassen, die mit vielem Beifall aufgenommen wird. Zschokke theilt zugleich einige Nachrichten über den Verfasser mit, der sich zu Freiburg bereits mit dem Taubstummenunterricht beschäftigt und dafür von geist- und weltlichen Oberrn Undank und alle Arten von Unannehmlichkeiten erfahren hat. Er trägt darauf an, denselben zu einem Mitglied der Gesellschaft anzunehmen. Dieser Antrag wird unter Beifallgeklatsch angenommen und der anwesende

*) In der „*Helvetischen Zeitung*“, Januar 1799, heißt sie genauer: „*Litterarische Societät zur Beförderung des Gemeingeistes, der Aufklärung und Industrie*“ und zählte über 50 Mitglieder.

B. Rädler eingeladen, unter den Mitgliedern Platz zu nehmen.

Rahn wünscht, daß dieser Gegenstand des Taubstummenunterrichts in Helvetien von der Gesellschaft in die reifste Berathung genommen und Vorschläge an die gesetzgebenden Räte darüber entworfen werden mögen. Er trägt darauf an, eine Kommission zu ernennen, die für ihre Arbeit auch mit dem ihm bekannten, um den Taubstummenunterricht sehr verdienten B. B. Keller in Schlieren (Kt. Baden) und Ulrich in Zürich in Correspondenz treten sollte.

Die Commission wird beschlossen; der Präsident ernennet in dieselbe die B. Rahn, Pfyffer, Rädler, Weber und Rellstab.

17. Januar. „Der Präsident (Usteri) legt ein Schreiben des B. Ulrich, Taubstummenlehrers in Zürich, vor, worin derselbe seine Freude bezeugt, daß der für die Menschheit so wichtige Gegenstand des Taubstummenunterrichts schon so frühe die literarische Gesellschaft beschäftigt. Er übersendet zwei seiner bisherigen Arbeiten in diesem Fache betreffende Schriften, welche an die darüber niedergesetzte Kommission gewiesen werden.“

Diese Schriften waren vermutlich die folgenden:

1. Chorherr Usteri. „Vom Unterricht gehörloser Kinder.“ („*Helvetischer Kalender*“ 1780, Seite 107—122, und 1781, Seite 59—92 berichtet über Ulrich.)

2. Rahn. Anzeigē einer in Zürich zu errichtenden Privatschule zum Unterricht taubstummer Personen (durch Ulrich) und „*Schweizerisches Museum*“ 1785, Seite 670-672. Oder auch „*Ueber Herrn Ulrich, Taubstummenlehrer*“, Zürich, im Juni 1796, 12 Seiten. (Inhalt: Ulrich. — Bericht der Kommission bey dem Departement des öffentlichen Erziehungswesens über das Examen einer jungen, von Geburth taubstummer Person. Von Herrn M. A. Piktet, Professor der Philosophie zu Genf.)

Ueber die obgenannte Gesellschaft schreibt ein D. Gysendörfer aus Basel, damals Suppleant des obersten helvetischen Gerichtshofes in Luzern, an seinen Freund Samuel Ryhiner, helvetischen Regierungsstatthalter und spätern Appellationsgerichtspräsidenten in Basel am 20. Januar 1799 (laut *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde*, Bd. XI, Seite 34—37), daß er noch nicht Mitglied der betreffenden Gesellschaft sei und es auch nicht zu werden wünsche. Ueber die Gründe äußert er sich u. a., daß es darin sehr schläfrig zugehe und daß die Sitzungen schlecht besucht seien, daß sogar Polissone sich darin zu gute thun und zitiert als Beispiel dafür:

„Jüngst las ein junger Mensch einen Aufsatz über die Tauben und Stummen vor; par acclamation wurde derselbe zum Mitglied angenommen. Seither weiß man, daß er diese Abhandlung aus einem bekannten Journal wörtlich abgeschrieben.“

Weiter heißt es im „*Schweizerischen Republikaner*“, 12. Februar:

„Rädle berichtet im Namen der Commission über Taubstummenunterricht. Die Commission wünscht, daß die Gesellschaft den Minister der Wissenschaften aufmerksam auf die Wichtigkeit mache, den Taubstummenunterricht auch in den allgemeinen Unterrichtsplan aufzunehmen, daß durch den gleichen Kanal eine Tabelle aller Taubstummen in Helvetien, ihres Alters usw. möchte erhalten werden, daß die Commission beauftragt werde, mit den Taubstummenlehrern Helvetiens in Briefwechsel zu treten und auf diese Art Angaben über die beste Unterrichtsmethode und zweckmäßigste Einrichtung einer Anstalt für diesen Unterricht zu

sammeln, wonach dann die Resultate öffentlich bekannt zu machen wären. Rahn unterstützt diesen Bericht und glaubt, der gegenwärtige Moment könne nur noch zu Vorarbeiten und keineswegs zu einer festen Anstalt geschickt seyn. Zschokke will die Unterrichtskommission des gr. Rathes auf den Gegenstand aufmerksam machen, er möchte die Commission der Gesellschaft auch mit den Taubstummenlehrern des Auslandes in Briefwechsel setzen, und wünscht außer den Verzeichnissen der gegenwärtigen Taubstummen womöglich auch ältere zu erhalten, woraus sich für die Menschenkenntniß der Schweiz ohne Zweifel interessante Resultate ziehen lassen würden. Rädle bezeugt, daß die Zahl der Taubstummen in Helvetien groß und im Kanton Fryburg allein über 200 derselben vorhanden sind. Koch von Luzern möchte durch einzusammelnde Beträge sogleich eine Anstalt eröffnen lassen. Die Anträge der Commission werden gutgeheißen und der Minister Stapfer derselben beigeordnet. Usteri legt einige Nachrichten von den Bemühungen des gegenwärtig sich in Bern aufhaltenden B. Rüetschi von Schlieren, Kanton Baden, um den Taubstummenunterricht vor, welche an die Commission gewiesen werden.“

18. April. „Rahn zeigt im Namen der Taubstummenkommission an, daß wirklich durch den Minister Stapfer nun Tabellen in der ganzen Republik versandt worden, um Kenntniß der wirklichen Anzahl der Taubstummen in Helvetien, ihrer wissenswerthen Verhältnisse und dessen, was bis dahin für sie in jedem Kanton geleistet worden, zu erhalten.“

Durch Rädle also erhielt Stapfer die ersten Anregungen zu seiner weitherzigen Taubstummenfürsorge und sicher ebenso der bekannte Schriftsteller und frühere helvetische Staatsmann Heinrich Zschokke, der in der Folge die erste aargauische Taubstummenanstalt ins Leben rief, diejenige in Aarau, im Jahr 1836. So ist Rädles Saat doch anderswo aufgegangen, wenn auch der Stapfersche Erlaß in der damaligen politischen Hochflut gleichsam ertrunken ist, und nur sehr wenig Resultate zeitigte, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

Von der „*Litterarischen Gesellschaft*“ von Luzern, welche Ende 1798 ihre Sitzungen eröffnete, und von den ähnlichen Sozietäten, die sich in Zürich, Basel, Winterthur gebildet hatten, schrieb H. Zschokke in seinen „*Historischen Denkwürdigkeiten*“ I., Seite 270:

Der nachträgliche Ausbruch des Krieges, die Eroberung der halben Schweiz durch kaiserliche Waffen und die Verlegung des Regierungssitzes von Luzern nach Bern, die allgemeine Unruhe und allgemeine Verwirrung löseten jene literarische Verbindungen im folgenden Jahre wieder auf.

Rädle verließ bald den Kanton Luzern, um anderswo verschiedene Staatsämter zu übernehmen. Aber er verlor die Sache nicht aus den Augen, sondern hegte und pflegte sie weiter in seinem menschenfreundlichen Sinn, was sein folgendes Schreiben beweist (wohl das letzte auffindbare Dokument jener Taubstummenzählung):

Freyheit

Gleichheit

Glarus, den 22. Nov. 1801.

Bürger Minister!

Im Anfang des Jahres 1799 war ich von der Litterarischen Gesellschaft zu Luzern, deren Mitglied zu seyn, mir die Ere war, beauftragt, einige Vorbereiten und Vorschläge zur Errichtung eines Taubstummen-Instituts in Helvetien zu entwerfen. Demzufolge ersuchte ich den damaligen Minister, Bürger Stapfer, die Anzahl der Taubstummen aus allen Cantonen aufnehmen zu lassen, und gab ihm auch zu diesem Ende in einem Blate die Kennzeichen

ein, nach welchem die einzelnen Taubstummen von den sogenannten Gretins zu unterscheiden wären; ich weis auch, das der Bürger-Minister dies Verzeichnis bey den betreffenden Regierungs-Statthaltern eingefordert hat.

Allein die damaligen Zeitumstände nach Ury und mein dortiger Aufenthalt während anderthalb Jahren verhinderte mich, die vorhabende Arbeit fortzusetzen. Nun aber bin ich gesonnen, alles was die Geschichte des Taubstummen-Unterrichts in Helvetien betrifft, zu sammeln, Vorschläge zu einem solchen Institut zu entwerffen und die Verfahrungsart zum Wohl dieser unglücklichen Klasse von Menschen, die in der Schweiz ziemlich häufig sind, bekannt zu machen. Sie erlauben also, Bürger Minister! das ich Sie bitte, mir diejenigen Aktenstücke, die dieses Fach betreffen möchten, und die hinter Ihnen liegen, mitzutheilen, damit ich meine Arbeit um so eher anfangen, vollenden und der Regierung vorlegen könne.

Genehmigen Sie indessen meine Achtung und Ergebenheit:

Sig. Rädle von Fryburg, alt Statthalter.

Die wenig tröstliche Antwort, die wohl das Grab seiner Pläne wurde, lautete:

„An B. Rädle, gewesener Statthalter von Ury dermahl zu Glarus.

In den Archiven des Ministeriums der K. u. W. hat sich in der That ein durch Sie beantragtes Zircular-Schreiben vorgefunden, um über die Anzahl und den Zustand der Taubstummen in Helvetien Bericht einzuziehen.

Der daherigen Aufforderung ist aber wenig entsprochen worden, das allein 6 Regierungs-Statthalter den Empfang und die Zusicherung dieses Auftrages anzeigten, und das selbst Bern diesen nur zwey, die von Bern und Solothurn vor der Hand einige, jedoch in jeder Hinsicht höchst unvollständige Nachrichten einsandten. Von Solothurn sind nur zwey und von Bern nur aus sieben Distrikten Berichte eingetroffen.

Ueberhaupt das Ihnen mit dergleichen Bruchstücken, die zu keinen richtigen Resultaten führen können, nicht gedient seyn wird, habe ich Ihnen auf Ihre Schrift vom 22. dies, lediglich von diesem so wenig genügenden Erfolge Kenntnis geben wollen.

Nun ist es Zeit, den Leser näher über die Persönlichkeit Rädles zu unterrichten. Seine Familie stammte aus Hohenzollern-Hechingen und war seit 1775 in Freiburg (Schweiz) eingebürgert, wohin Rädles Vater, ein Arzt, von Sigmaringen gekommen war.

Sein Sohn Joseph Rädle, der Taubstummenfreund, geboren 1777, in Freiburg, trat um die Zeit der französischen Revolution als Novize in das Zisterzienser-Kloster in Hauterive bei Freiburg ein. Weil durch die Helvetik das Kloster in seinem Bestande gefährdet schien, verließ er dasselbe, noch bevor er sein klösterliches Gelübde abgelegt hatte, und versah von 1799—1802 verschiedene staatsmännische Aemter in Altdorf, Zug und Glarus. 1802 nach Freiburg zurückgekehrt, übernahm er verschiedene öffentliche Stellen, wurde 1814 patentierter Notar und war als hervorragender Jurist von 1831—1850 Mitglied des Appellationsgerichtes. Sein Todesjahr konnte ich auch in Freiburg nicht feststellen.

Eine seltsame Schicksalsfügung ist es, daß ein Sohn von ihm in den besten Jahren von völliger Taubheit befallen wurde: Nikolaus Rädle, geb. am 22. August 1820.

Doch kehren wir zu der helvetischen Taubstummenzählung zurück. Wohl alle Regierungen haben den Auftrag Stappers erhalten und viele haben ihn auch weitergeleitet,

was vorhandene Akten dieser Zeit beweisen. Wir legen einige Proben aus dem Kanton Bern vom Jahr 1799 vor:

29. April. Der Minister der Künste und Wissenschaften will die Absicht der gemeinnützigen-litterarischen Gesellschaft in Luzern unterstützen, es sei für die bildungsfähigen Taubstummen zu sorgen. Er ordnet daher eine Zählung derselben an unter Aufstellung eines Fragenschemas und einer Anleitung zur Unterscheidung von Taubstummen und Blödsinnigen.

Die Erhebung wurde auf dem Verwaltungswege vorgenommen (Minister — Regierungsstatthalter — Distriktsstatthalter — Pfarrämter [Ministerialakten]).

Aehnlich heißt es am 13. Mai, aber ausführlicher:

An alle Statthalter. Der Minister der Wissenschaften, der unermüdet beschäftigt ist, für die Bildung seiner Mitbürger zu sorgen, vergißt bey seinen Arbeiten auch die unglückliche Classe der Taubstummen nicht und ist darauf bedacht, Materialien zu sammeln und in besseren Zeiten, wenn die Umstände es erlauben, ein Institut zu ihrer Bildung und Erziehung anzulegen. In der Absicht hat mir derselbe die gedruckt beyliegende Charakteristik, welche die Taubstummen von den Blödsinnigen unterscheidet und die ebenfalls beyliegenden Fragen zugesendet. Ihr erhaltet von denselben eine hinlängliche Anzahl Exemplar, um selbige allen Predigern der Distrikte mitzutheilen, denen ihr auftragen werdet mit Hülfe der Schullehrer die Antworten auf diese Fragen samt den allfälligen Bemerkungen, die sie über diese für die leidende Menschheit so wichtige Materie gemacht haben mögen, in zwey Monaten Euch einzugeben, welche Ihr dann unverzüglich an mich gelangen lassen werdet. (*Staatsarchiv Bern, Protokolle der Innern Korrespondenz 2, 401.*)

Als Beispiel, mit welchen Gefühlen eine Behörde den Auftrag empfang, diene die Antwort des bernischen Erziehungsdepartements vom 13. Mai:

An den Minister der Wissenschaften.

Jeder helvetische Bürger, dem das Schicksal seiner unglücklichen Brüder zu Herzen geht, wird Ihnen, Bürger Minister, es innig danken, daß Sie darauf denken, durch zweckmäßige Anstalten die Existenz der Taubstummen für sie und diejenigen, die mit ihnen leben, weniger elend zu machen. Damit ich dazu das Meinige beitrage, habe ich nicht unterlassen, nach ihrem Auftrag vom 29. April alle Geistlichen aufzufordern, mir über die ihnen zugesendeten Fragen und Charakteristik der Taubstummen in zwei Monaten Zeit ihre umständlichen Berichte zukommen zu lassen, die ich dann nicht ermangeln werde, Ihnen, Bürger Minister, ungesäumt zu übersenden.

(Manual der äußern Korrespondenz 2, 345.)

Nur ein Beispiel der Ausführung des Auftrags aus der Stadt Bern vom 1. Juni 1799:

Publication

(Erschien im „Bernener Wochenblatt“ Nr. 22.)

Zur Beförderung einer von dem Minister der Künste und Wissenschaften projektierten Anstalt für Taubstumme hat der hiesige Erziehungsrat dem Br. Gruner*), Helfer im großen Münster beauftragt, alle die dahin einschlagenden Erkundigungen für diese Stadt und den Stadtbezirk einzuziehen. In Folge dessen werden Eltern und Hausväter hiesiger Gemeinde, welche dergleichen unglückliche Kinder unter den ihrigen haben, eingeladen, sich bey demselben in No. 326 an der Schulgasse zu melden und ihn in den

*) Br. oder B. = Abkürzung von „Bürger“, allgemeine Anrede in der Revolutionszeit.

Stand zu setzen, diejenigen Nachrichten zu sammeln, welche ihm nöthig sind, um die von dem Minister aufgegebenen Fragen über die Zahl und Umstände solcher Kinder beantworteten zu können.

(Erziehungs-Raths-Manual, I., 260.)

Unterm 3. Mai gibt der Regierungsstatthalter den Auftrag des Ministers an die Statthalter des „Kantons Oberland“ weiter zu handlen der Pfarrer. (Schreiben an Untere Behörden, I. 272). Nun aber befand sich dieser Kanton vom Frühling bis Herbst in offener Revolution und fortwährender Aufregung, so daß die Erhebung hier nicht zustande kam.

Jetzt wollen wir uns den Erlaß von Stapfer näher ansehen. Er lautete:

Freyheit.

Gleichheit.

Der Minister der Künste und Wissenschaften
der einen und untheilbaren helvetischen Republik.

An die Bürger Regierungsstatthalter des Kantons ...

Bürger Statthalter!

Mitten unter dem Geräusche der Waffen lassen sich dennoch wohlthätige Unternehmungen, wo nicht ausführen, doch vorbereiten, und diese Voraussetzung belebt mich auch bey der Einladung, welche ich hier an Sie ergehen lasse.

Es giebt eine bedauernswürdige Classe von Menschen, welche sprach- und gehörlos, dennoch einer Ausbildung fähig sind, die sie aus dem Stand der Thierheit in menschliche und gesellige Verhältnisse erheben kann. Es sind Taubstumme, von denen ich spreche. Schon zählt Deutschland und Frankreich mehrere Institute, wo jene Unglücklichen mit Erfolg unterrichtet und dennoch zu nützlichen Bürgern gebildet werden, welche nichts als eine Erweiterung solcher wohlthätigen Anstalten zu wünschen übrig ließen. Die gemeinnützige litterarische Gesellschaft in Luzern hat daher ihre besondere Aufmerksamkeit auf dieses Bedürfnis gerichtet und wünscht, um früher oder späther werththätig demselben abhelfen zu können, vorläufig alle Data einzusammeln, auf welche sie sodann ihre Vorschläge und Maßregeln zu gründen gedenkt.

Sie hat mich eingeladen, ihr zu diesem edlen Zwecke Vorschub zu thun. Ich glaube, daß die H. Pfarrer die sichersten Notizen hierüber einsammeln und abfassen können, und ich frage zu ihrem Patriotismus und ihrer Menschenliebe das volle Zutrauen, daß sie dieses Geschäft freiwillig übernehmen werden. Sie, Bürger Statthalter, werden demnach von mir ersucht, diese Einladung an alle Pfarrer Ihres Cantons gelangen zu lassen, indem Sie auf beliebige Weise dieselbe motivieren. Auf einen Wink von Ihnen werden dann auch die Gemeindevorgesetzten sich willig finden lassen, ihren Pfarren hierin behülflich zu seyn. Entweder wird ihnen ihr gewöhnliches Cantonsblatt zu einer solchen Bekanntmachung dienen, oder Sie werden sonst dafür sorgen, daß die Einladung den Betreffenden richtig zukomme, und daß zu seiner Zeit, späthestens in 2 Monaten, die Antworten an Sie eingereicht werden, um mir dieselben zusenden zu können. Je allgemeiner jene Aufforderung bekannt wird, desto mehr wird sie die Theilnahme aller Menschenfreunde rege machen, und dieselben bewegen, sowohl zu dem Einziehen der nöthigen Erkundigungen als zu der künftigen Gründung zweckmäßiger Anstalten thätig mitzuwirken.

Das Schema der zu beantwortenden Fragen ist darauf berechnet, sowohl eine Kenntniß der ganzen Classe jener Unglücklichen als der Einzelnen unter ihnen zu erhalten, um aber dieselben von andern Blödsinnigen, die keiner Bildung fähig sind, unterscheiden zu können, habe ich noch eine Erläuterung abfassen lassen, welche ich ebenfalls zur Be-

kanntmachung beylege. Diese Charakteristik soll nun so viel zuverlässiger seyn, da sie einen Mann zum Verfasser hat, welcher durch Erfahrung in diesem Fache sich die nöthige Sachkunde erworben hat.

Republikanischer Gruß!

Der Minister der Wissenschaften:
Stapfer.

1. Beilage.

Charakteristik der Taubstummen zur Unterscheidung von andern Blödsinnigen oder Cretins.

1. Dem Taubstummen fehlt es an Gehör und Sprache, aber deswegen nicht an Leibes- oder Geisteskräften, welches hingegen bey dem Blödsinnigen oder Cretin meistens der Fall ist.

2. Der Cretin ist schlaff, und äußert keine andern Leidenschaften als höchstens eine starke Reizbarkeit zum Zorn, welche aber bloß thierisch zu seyn scheint; der Taubstumme hingegen ist der heftigsten Leidenschaften fähig, Geschlechts-Liebe, Eitelkeit, Ehr- und Geldliebe, Zorn, Neid u. s. w. bemerkt man an ihm in einem sehr hohen Grade.

3. Der Cretin bleibt immer gleichgültig, da hingegen der Taubstumme mißtrauisch ist, und den Leuten aufmerksam auf die Gesichtszüge schaut, um Spuren der Liebe oder des Hasses, der Gutherzigkeit oder des Betrages darin zu entdecken.

4. Ebenso kontrastiert der Taubstumme gegen andere Blödsinnige durch folgendes: Er hat Launen, ist oft sehr fröhlich, freut sich, wenn er Beyfall einerndten kann, ist geschäftig, doch nicht ohne Ausnahme, läßt sich brauchen; man kann ihm durch Zeichen sehr vieles begreiflich machen, er ist gesellig, sucht Umgang, und im Fall eines Zwists trachtet er, sich mit der Gesellschaft bald wieder auszusöhnen. Diese Geselligkeit ist auch fast das einzige und sicherste Unterscheidungszeichen der Taubstummen.

sign. Rädle.

2. Beilage

(verfaßt von Rädle, ergänzt von Rahn):

Schema der Fragen über die Taubstummen.

Gemeinde N. N.

Wie viel Taubstumme sind in derselben?

a) männlichen Geschlechts?

b) weiblichen Geschlechts?

Von welchem Alter?

Wie ist ihre körperliche Gesundheit beschaffen?

Was äußern sie für Verstandesfähigkeiten?

Was läßt sich über ihren sittlichen Charakter sagen?

Zeigt sich bey ihnen eine Neigung oder wirkliche Geschicklichkeit zu mechanischen Künsten und Arbeiten?

Sind sie arm oder reich?

Würden die Gemeinden, wo sie leben, etwas zu ihrer Bildung und Erziehung aufopfern?

Sind bereits Versuche zu ihrer Bildung gemacht worden, und mit welchem Erfolg?

Ist ein Hauptort des Cantons oder im Distrikte jemand, der sich bis dahin mit dem Unterricht der Taubstummen abgegeben hat, und mit welchem Erfolg?

In den damaligen unruhigen Zeiten ist manches edle Werk im Keim erstickt worden, so auch der beabsichtigte staatliche Taubstummenunterricht, den auch heute noch nur wenige Kantone genießen. Was sich in schweizerischen Archiven an Resultaten der Stapferschen Taubstummen-Erhebung finden ließ, sei hier mitgeteilt:

(Bundesarchiv. Vermischtes. I. Allgemeines. II. Kantone. 1499.)

Kanton Bern:

Stadt Bern, Stettlen, Vechigen, Zollikofen, Wichtrach, Oppligen, Kiesen, Oberdiesbach, Steffisburg, Blumenstein, Kirchdorf, Schwarzenegg, Oberstocken, Reutigen, Lotzwil, Bleienbach, Roggwil, Rohrbach, Niederwil b. Langenthal, Könitz, Laupen, Oberbalm, Mühleberg, Krauchthal, Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden, Wynigen.

Kanton Solothurn:

Solothurn, Günsberg, Biberist.

Kanton Zürich (Staatsarchiv Zürich. K. II. 93):
Stammheim, Trüllikon.

Kanton Basel (Staatsarchiv Basel):

Diegten.

Zum Schluß legen wir eine Blütenlese der Antworten vor, weil diese ein treffliches Bild ergeben von den damaligen Anschauungen des Volkes über die Taubstummen und von Eigenschaften und Eigenheiten derselben, besonders im ununterrichteten Zustande. Ferner erweisen die Antworten, daß schon früher, wie heute noch, nur Wenige, selbst unter den Gebildeten, die Taubstummen richtig zu beurteilen verstanden, besonders bei deren Klassifizierung. Die meisten Berichtstatter, deren Namen ich in Klammern hersetze, hielten sich genau an das Fragenschema (siehe 2. Beilage des Stapferschen Erlasses).

Fast von allen Berichten gebe ich nur Auszüge.

(Stadt Bern, Helfer Gruner): Jakob Knöry von Urtenen, Sohn des hiesigen Schullehrers, der bei einem mittelmäßigen Einkommen unter sechs lebenden Kindern zwey Taubstumme Söhne, aber nur diesen den jüngern bey sich, den ältern in seiner Heimat zu Urtenen hat. Ist 21 Jahre alt, scheint etwas schweren Athem, schweren Gang und Unbehülflichkeit abgerechnet, von guter und dauerhafter Gesundheit zu seyn, hat auch ziemlich gute Verstandesfähigkeiten, ein gutes Gedächtniß, einen friedlichen, stillen, lenksamen Charakter, liebt Reinlichkeit und Ordnung, zeigt Aufmerksamkeit auf alles und guten Willen, große Neigung zu mechanischen Arbeiten, auch zum Zeichnen und Mahlen, worin er einigen Anfang, aber keine Geschicklichkeit hat. Obschon die freylich kleinen Versuche (wahrscheinlich durch seinen Vater, den Lehrer), ihn schreiben und drechseln zu lehren, leider ohne nützlichen Erfolg geblieben, so würden doch die Eltern bey ihrem geringen Vermögen gerne alles mögliche zu seiner Bildung beitragen.

Friedrich Zimmermann von Zollikofen, an der Matte in Bern, sittlich gut, wird nur böse, wenn er von unverständigen Leuten berauscht wird.

(Stettlen, Vikar König, 12. Aug. 1799): Drey Brüder Kunz: Johann, alt 28 Jahr, Ulrich 24 J., David 22 J.). Eines sehr armen mit noch andern Kindern beladenen Vaters, der älteste Johan kan dem Vater in seiner Begangenschaft als Schumacher Hilfe leisten, doch nicht wie ein wohl organisierter... Sie werden leicht zum Zorn gereizt.

(Vechigen, Pfarrer Berner): Johannes Schweitzer, Bendichts Sohn im Lindenthal ist 28 Jahre alt, scheint von mittelmäßigen Geisteskräften, leidlich organisiert, neben etwas einfältigem in Stellung und Gang, und seinem äußerst schweren, fast unbrauchbaren Gehör, welches Schuld ist, daß er blos wenige Silben lesen und so undeutlich sprechen gelernt hat, das ungewohnte ihn selten ein Wort verstehen. Er gebraucht eine Taschen-Uhr und verrichtet Landarbeiten. Sein Vater ist vermöglich und zum Kosten für eine Probe in bessern Zeiten geneigt.

Indessen, wenn auch ein Institut für Taubstumme zu Stande kommt, zweifle ich doch an glücklichem Erfolg selbst für diese beyde, wegen dem zu vielen Alter und dem Heimweh, das solche fast gewiß befällt, wenn sie aus dem gewohnten ländlichen Cirkel anderswohin zumal in eine Stadt versetzt werden. Diese Ueberlegung bestimmt mich noch etwelche, wenigstens einstweilen, zu übergehen, die durch Armuth, Einfalt, schlechte Sprache, bey etwelchem Gehör und meistens noch mehrere Alter keine Lehrlinge von Hoffnung abzugeben scheinen.

(Wichtrach, Pfarrer Rengger, 16. Juli 1799): Bendicht Fies, 30 Jahre alt. Die leibes Kräften sind gut. Als Umgänger läßt er sich zur Arbeit brauchen, ist aber zum Herumschweifen geneigt, weil es seine längste Uebung. Er empfindet es, wenn andre beschenkt werden und zeigt wenig Hang zur mechanischen Arbeit. Die Gemeinde nährt ihn im Umgang: Eine Sitte, die jede Besserung hindert. In diesmaligen Umständen kann nichts zur Bildung unternommen werden von der Gemeinde. Kein Versuch ist hier thunlich, da niemand Fähigkeit hat, oder in der Nähe sich befindet, um mit diesen Armen Leuthen eine Versichernde Probe zu machen.

Christen Schmied: 12 Jahre alt. Ist gesund. Dieser Jüngling schreyt oft und läßt sich durch Zeichen weisen, äußert aber eine Trägheit. Neigung und Verstand zur Arbeit ist daher schwach. Giebt gern, damit man ihn laß Ruhen. Ist arm, und keiner Probe empfänglich worden.

Ulrich Krebs: Ein 10 jähriger Knab von gesunder Art. Zeigt Hang zur spielenden Mechanik. Ist aber bisweilen fähig, etwas unordentliches anzufangen und will sich rächen an denen, die seinen Fehler dem Vatter angezeigt. Er ist auch arm.

Elisabeth Fies, 21 Jahre alt. Körperliche Gesundheit wäre gut. Da sie aber meistens herumgeheth in der Gemeinde für ihr Allmosen zu sammeln, so zeigen sich Beschwerden durch Zufälle. In ihrem Betragen frey und ohne Rückhalten, läßt sich mit Worten bestrafen. Zeigt Mißfallen über Beleidigung und klaget mit traurigen Tönen.

(Oberdiesbach, Helfer Bertschinger, 28. Juli 1799): Maria Moser, Heinrichs Tochter von Herbligen, alt bey 23 Jahren, hätte können zur Arbeit erzogen werden, außer ein wenig lismen, thut sie nichts als betteln. Ist sonst gesund aber arm.

(Steffisburg, Pfarrer Leemann, 17. Juli 1799): Chr. Schenk, alt 26 Jahre, Daniel Schenk, alt 22 Jahre, von Signau, beyde des hiesigen Pulverstampfers Söhne, gesund und stark mit vieler Intelligenz begabt, so daß sie ihrem Vater in seinem gefährlichen Beruf an die Hand gehen, daß er sich völlig auf sie verlassen kann. Von Vermögen, Umständen mittelmäßig.

(Am Schluß schreibt der Pfarrer in Bezug auf fast alle seine acht angeführten Taubstummen): Ihre Eltern scheinen in der Ueberzeugung zu sein, alle Mühe würde an ihnen vergeblich seyn und deswegen scheinen sie zu Beyträgen nicht geneigt.

(Thierachern, Pfarrer Wiegsam, 25. Juli 1799): Allen Nachforschungen ungeacht, die ich gemacht habe, habe ich Gott sei Dank in meiner Gemeind keinen Taubstummen finden noch vernennen können. Zwey befinden sich zu Uetendorf, die aber nicht zu dieser Art von Menschen gerechnet werden, einer davon ist wie ein Vieh. Der andere ist in seiner Jugend nicht hörlos gewesen, erst im 5 ten Jahre hat er das Gehör verlohren. Reden kann er zwar auch nicht, wie sie mir aber gesagt haben, so seyn ihm die Zungen nicht recht gelöst worden, daneben hat er eine gölige Gattung.

(Amsoldingen, Pfarrer Eggimann, 15. Juli 1799): Achtbare Bürger Statthalter! Ich habe nunmehr das Vergnügen aus eingezogenen Berichten Ihnen zu melden: das wirklich in hiesiger Pfarrgemeind keine Taubstummen sich vorfinden. Wohl aber — erlauben Sie mir dies hinzuzuthun — viele Witzige, die in Betreff ihrer Schulen, der Kinderlehren und der Moralität bessere Anstalten — mehrere Autorität und nachdrücklicher Vorkehrung der gewalten gar so sehr bedürften!

(Gurzelen, Pfarrer Hürner, 21. Juli 1799): Hier in dieser ganzen Kirchhöre finden sich zwei Stumme Personen nämlich zu Seftigen ein Daniel Dähler über fünfzig Jahre alt, der ist von Geburt an sprachlos, ja auch vernunftlos, seine Beschäftigung ist, daß er sich mit alten gebrochenen Eisenstückly zu betrachten abgibt. Es ist also mit diesem unglücklichen Mensch schwärlich etwas vorzunehmen. Er wird vertischgeltet by seinem Bruder, von der Gemeinde mit G. 25. — Dann zu Obergurzelen hat der Hans Schönthal ein stummes Knäblein, alt bey sechs Jahren, ob diesem Kind etwas zu helfen sey mit besserer Lösung seiner Zungen, könnte die Zeit lehren, die Eltern und der Großvater, der etwas kundig ist in dergleichen Gebrechen, haben schon etwas sextiert.

(Kirchdorf, Vikar Strähl): Johannes Mathys, 21 Jahre alt, stark und fest. Scheint vielen Verstand zu haben und ist äußerst lernbegierig, verdient seinem Vater seinen Unterhalt, dabey aber sehr zornmüthig.

(Schwarzenegg, Pfarrer Rutimeyer, 15. Juli 1799): Elsbeth Stegmann von Oberlangenegg, ganz arm, alt bey 20 Jahren, ist nicht ganz gehörlos, kennt die Buchstaben und die Tagen im Kalender. Wenn die Regierung etwas für die Taubstummen-Anstalt thut, so bietet die Gemeinde für diese angehörige im Anschauungsfall 8 sage acht Kronen für Kost und Kleidung.

(Oberstocken, Schulmeister Peter Bruny, 23. Juni 1799): Sie (4 Taubstumme) äußern guten Verstand (7, 19, 20 und 40 Jahre alt) besonders die zwey ältern Mannspersonen und zwar in allen des Leibesunterhalt zu erwerben vorkommenden Sachen, sowohl in Göttlichen und in der Religion und bedauern öfters, daß sie nicht alles verstehn können. Sie sind sittsam, reinlich und arbeitsam, auch im Umgang gesellschaftlich und dienstfertig. Obschon sie bis dahin meistens nur zur feldarbeit gebraucht worden sind, so zeigt sich doch bey ihnen die neigung etwas künstliches zu machen, auch wirkliche Geschicklichkeit, wenn sie gelehrt würden. *(Diesen Mitteilungen fügt am Schluß der Pfarrer von Reutigen, A. Beck, die Bemerkung bei:)* Obbemeldete zwey eltern Taubstumme Mannspersonen bezeugten durch deuten ein Verlangen zu dem heiligen Abendmahl zu gehen, deßwegen habe ich ihnen laut predikanten Ordnung die Erlaubnis dazu gegeben.

(Lotzwil, Pfarrer Messener, 8. Aug. 1799): Eigentliche Taubstumme, und wie in dem zugesandten gedruckten Blatt charakterisiert, habe keine angetroffen, kann aber nicht umhin, nachfolgende zwey Knaben, als in einem sich nähernden Fall befindlich, einzugeben. Jakob Hofen, Emmanuels von Lotzwil alt bald 9 Jahre. Er hört gut, kann aber nicht sprechen. Aerzte, die ihn examinierten fanden keinen Mangel an seiner Zunge. Er äußert überdies keinen Blödsinn, aber desto mehr Widerspenstigkeit, Börsartigkeit und Hang Sachen zu verderben. Seine Eltern sind sehr arm. Haben fünf Kinder, darunter ein Blödsinniges Mädchen von 5 Jahren, das weder gehen noch reden kann. Auf meine an die hiesige Gemeindkammer gethane Anfrage: ob sie etwas zur Bildung dieses Knaben thun wollten? erhielt zur Antwort: „Sie fühlen, daß hier in alle Wege der Fall

wäre etwas zu thun, wären auch herzlich geneigt dazu, müßten aber die traurige Unmöglichkeit beseufzen, in solchen Zeiten es aufzubringen“. — Max Karl Schärer, ein Knab Ludwigs, eines sich hier aufhaltenden Tabakfabrikanten von Wädischwil, Kanton Zürich, alt um 7 Jahre. Er hört, doch abwechselnd besser oder härter, kann aber nicht sprechen. Aeußerst Fähigkeit, ein gut geartetes Gemüth, Folgsamkeit, Lust und Thätigkeit zu nützlichen Beschäftigungen, wie er denn seinem Vater in einem Beruf sehr brauchbar ist. So dürftig diese Leute sind, so haben sie es doch, wie sie mich versichern, an wiederholten Versuchen, dem Knaben zur Sprache zu verhelfen, nicht ermangeln lassen.

(Bleienbach, Pfarrer Koch erzählt von zwei jungen Burschen, die aber seiner Beschreibung nach offenbar nur hörende Blödsinnige sind.)

(Köniz, Pfarrer Sprüngli erwähnt 3 Taubstumme.) Da Nr 1 und 2 (die arbeiten können) so weit sind als sie unter ihren Umständen kommen können, Nr. 3 wenig zu verbessern ist (weil geistesschwach), alle 3 aber von bemittelten Leuten herkommen, so giebt's von hier aus keinen Anlaß zu einem National-Taubstummen-Institut.

(Oberbalm, Pfarrer Joh. Meyer, 18. Juni 1799:) Gabriel Lönzi von Bern, von der Gesellschaft zu Schmieden verpflegt. Im Jahr 1754 geboren. Ist gesund, nur das Pedal ist schlecht, deswegen fällt er bisweilen. Er bezeigt eine besondere Vorliebe gegen Pferde, und weiß so ziemlich was für ein Geschirr zu einem Pferd gehört. Bisweilen sowohl bey Tag als bey Nacht wird er zornig, ohne daß ihn jemand gereizt hätte. Oefters fängt er entsetzlich an zu lachen, selbst auch in der Nacht, ohne daß man weiß Warum? Sonst ist er nicht boshaff, zeigt auch keine Vorliebe gegen das weibliche Geschlecht, wer mit ihm freundlich ist, den hat er gern sey es Mann oder Weib. Zeigt gar keine Neigung zur Arbeit, man kan ihn zu nichts brauchen, als etwa zum Wiegen kleiner Kinder.

(Mühleberg, Religionslehrer Kuhn:) Hans Herren, eines wohlhabenden Bauern Sohn, 17 Jahre alters. Ein Mensch von vortrefflicher Leibes-Constitution und guten Geistesanlagen, auch Tugendliebendem Gemüth, so allerley mechanische Werk der Haushaltung, theils von sich selbst, theils auf Geheiß hin gern und willig verrichtet, den vor einigen Jahren persönlich in der Schul hab gesehn, wohl bedacht und exakt die Vorschrift coppiren so ihm vom Schulmeister vorgelegt wurde; dessen Vatter auch gern sehen thäte, wenn zu seiner Bildung ein glücklicher Versuch könnte gemacht werden. Da selbiger ohne Entspruch ehedem schon allenthalben Rath und Hilf bey Kunstverständigen Chirurgio- und Medicis gesucht, indem meines Wissens weder aus hiesigem District noch Canton bis dahin sich jemand abgegeben hat diese Artleut zu bilden. Das schwerste bey der Sache würde aber meines Erachtens seyn, diesen Jüngling zu bereden, sich von den Aeltern zu entfernen, oder ihm gutwillig Arzneyen beizubringen. Da er den Tod ser fürchtet und mit keinem Lieb sich so leicht, außert den Aeltern, jemand anvertraut, den er nicht kennt, da er ser mißträuisch gegen jedermann, außert denselben ist. Von seiner List und Mißtrauen auch Entsetzen über den Tod: können folgende Proben zum Exempel dienen. Da er vor ein paar Jahren die Pocken gekrigte, wollte er das Sterben zu vermeiden eine Zeitlang weder Speis noch Arzneyen zu sich nemmen, jammerte dabey erbärmlich über seine Krankheit und wollte nichts vom Sterben wissen und da mann dies Frühjahr die hiesigen Auszüge aufschriebe, versteckte er sich, und wollte sich mit keinem Lieb wäschen, da er sonst reinlich ist, befließe er sich der Unreinlichkeit, und deutete: man müsse ihn dann bey den Aeltern zu Haus

lassen, wenn er scheuzlich aussehe. So alles theils von seinem Witz, als Anhänglichkeit zu seinen Aeltern thut zeugen. (*Einen 11 jährigen Schullehrersohn, Vaterwaise, von Mühleberg, schildert er u. a.*) Ist sonst auch munter und gesund und thut zuweilen ein wenig hören, glaube aber nur durch Gefühl von außen, als innerliches Gehör, so noch zu untersuchen wäre. Dieser besitzt wie obiger genugsame Geisteskräfte. Prob dessen! Daß er die leichteren Arbeiten von den schwereren so wohl zu unterscheiden weiß, auch Erstere lieber als Letztere erwehlt, ja letztere auszuweichen sucht, wenn es in seiner Willkuhr steht. Dorgegen er gern von selbst etwas Beschäftigung vornimmt und liebet, wenn man dann seinen Fleiß und Geschicklichkeit lobt und mit seiner Arbeit zufrieden ist. Und wünscht mit jedermann in Freundschaft und Frieden zu stehn. (*Von der dritten Person, einer 40 jährigen Anna Brunner von Wyleroltigen u. a.*) Den moralischen Character aber betreffende: Ist solche den Manspersonen, sofern diese sich gut bey ihr aufführen, nicht ungeneigt, kann solche auch wohl um sich dulden, sofern dasselbige sie nicht beleidigen, oder zum Zorn reizen. Wer aber etwas darin gegen Sie einmal hat verfehlt, oder betrügen thut, der hat von Ihr für allezeit keine Freundschaft zu erwarten, es seye auch, wer er wolle! Alle, die Ihr vor Augen kommen, lernt sie mit Namen kennen, mittelst den auf den Ellstecken gezeichneten Buchstaben, den sie immer mit sich trägt, welche Namen Sie dan auf immer behaltet, Lob und Ruhm erntet sie gern ein von ihrer Arbeit.

(Krauchthal, Pfarrer Morlot, 6. Aug. 1799:) Anna Barbara Pfister, 45 Jahre alt ... Es fehlt ihr weder an Neigung noch an wirklicher Brauchbarkeit zu allerlei Land- und Hauswirtschaftlichen Arbeiten, als Knöpf und kurze Rysten spinnen, das Bschtüßböckstoßen und gehörig ausleeren, haken, schälen, Kirschen am Baum gewinnen u. s. w., so daß man sie stets nützlich zu beschäftigen weiß. Sie ist arm und hält sich bey ihrem Bruder auf. Welcher dafür von der Gemeinde eine jährliche Steuer von G. 2 erhält.

(Heimiswil, Pfarrer Schnell, 6. Juli 1799:) In der Gemeinde befindet sich ein Taubstumm Jüngling, dessen Vater mir sagen ließ: Er habe schon viele Arztes-Räthe in Heilung seines Sohnes fruchtlos befolgt, habe deshalb nicht die geringste Hoffnung, daß ihm von jemand könnte geholfen werde. Dieser Jüngling ist über 20 Jahre alt und von armen Eltern, wird von seinem Vater, Nagelschmid, bey seinem Handwerk gebraucht.

(Nachschrift) Die meisten Landleute suchen in dergleichen Fällen Hülfe bey den Hexenmeistern oder Capuzinern, und wer sie eines Bessern zu belehren sucht, wird als ein Ungläubiger beseufzet!

In den meisten Berichten kehrt die Bezeichnung „zornmüthiges, heimtückisches, mißtrauisches Wesen“ wieder und auch die Bemerkung, daß die Gemeinde kaum jemals einen Bildungsbeitrag geben würde.

(Solothurn, Pfarrer Pfluger, von einem 25 jährigen Joseph Marbeth:) Gesunden, starken Leibs und eines fähigen Verstandes, ist gefällig, gesellig und arbeitsam und doch sehr zum Zorn geneigt. Sein Lieblingsgeschäft ist Landbau, doch auch darin gehen seine Kenntnisse nicht weit. Da er und seine Eltern sehr arm ist, so hat ihm ein Wohlthätiger Menschenfreund bey einem Bauer Urs Joseph Affolter eine Lebenslängliche Versorgung gegen Erlag von 500 gl. verschaffet.

(St. Stephan, Pfarrer Fröhlich:) Magdalena Rösti, Christens Tochter, sie ist bey 30 Jahre alt, gesund, stark, wohlgebildet, so daß kein Mensch sie für eine Taubstumme ansehen würde, sie zeigt sehr vielen Verstand und ist in der Zeichen-Sprache über alles sehr leicht zu berichten; sie

hat einen guten, sittlichen Charakter, nur zuweilen kan sie heftiger Zorn anwandeln. Sie verrichtet alle Arbeiten in und außer dem Hause, und zwar besser, als manche, die Gehör und Sprache besitzen. Zum Exempel: sie kann lißmen, nähen, spinnen, wäschen, kochen und versteht gründlich alle Feldarbeiten.

(Hilterfingen, Pfarrer Fischer:) Elisabeth Ritschard von Oberhofen, gelauff den 5. Oct. 1777, ist ein artiges, liebenswürdiges Mägdlein, dem außer Gehör und Sprache gar nichts fehlet, ist verständig, gutmüthig und aller weiblichen Arbeiten fähig.

Aus allen diesen Schilderungen geht u. a. hervor, daß schon damals aus Unwissenheit und auch in trügerischer Absicht verkehrte Versuche zur Heilung der Taubheit angestellt wurden, wie Zungenschneiden, Quacksalbereien u. dgl. In sozialer Hinsicht waren die meisten dieser Viersinnigen übel daran. Daß Angehörige sie gut hielten und Wohltäter für sie sorgten, das waren Ausnahmen.

Wie ein Nachklang der von Stapfer beabsichtigten Taubstummenstatistik liest sich das Nachstehende. Es ist voraus zu bemerken, daß die in Frage kommenden Bezirke infolge der französischen Revolution zwar eine Weile zu Frankreich gehörten, aber wohl nur widerwillig, und ihre Bewohner blieben sicher im Herzen schweizerisch gesinnt.

1812. Der Präfekt von Kolmar, dem Hauptort des damaligen französischen Departements „Haut-Rhin“, schrieb am 28. November 1812 an die fünf Unterpräfekten Porrentruy, Saignelégier, St. Ursanne, Audincourt und Montbéliard, sie möchten ihm „auf Erfordern des Ministers des Innern in Paris auf folgende Fragen Antwort geben:

(Amtlich aufgestellte Fragen:) (Antwort des Unterpräfekten von Pruntrut:)

Tritt die Taubstummheit häufiger bei Mädchen als bei Knaben auf und in welchem Verhältnis?

Drei Mädchen sind von der Taubstummheit befallen. Man kann indes nicht daraus schließen, daß dis Uebel dises Geschlecht stärker befallt.

Hat man beobachtet, daß diese Krankheit erblich sei?

Es ist in diesem Bezirk kein Beispiel einer solchen Vermählung bekannt.

Sind aus den Ehen zwischen Taubstummen gewöhnlich taubstumme Kinder hervorgegangen, und war dies auch der Fall bei Taubstummen, die Hörende geheiratet haben?

Tritt die Taubstummheit stärker in einem Kanton als in einem andern Ihres Distrikts auf?

Man hat nie eine solche Beobachtung gemacht.

Kann man die Ursache dafür besondern Umständen zuschreiben, und welches sind diese Umstände?

Welches sind nach Ansicht der Aerzte und den von Ihnen gemachten Wahrnehmungen die Hauptursachen der angeborenen Taubstummheit in diesem Bezirk?

Die Bildungsfehler in den Organen des Gehörs und der Sprache.

Schade, daß auch diese offenbar von Aerzten inspirierte Statistik in den politischen Wirren untergegangen ist. — In demselben Jahr (1812) erhebt sich schüchtern eine Stimme in den „Verhandlungen der Schweizerischen Erziehungsgesellschaft“:

Sind nicht eure Blinden und Stummen gleich den Aepfelstämmen, die der höchsten Veredlung fähig sind, ohne diese aber rohe, lästige, unbrauchbare Holzäpfel bilden, sorgfältig gewartet und gepflegt hingegen angenehme, nützliche Früchte?

Erst 1827 ertönte aus der Allgemeinheit wieder eine Stimme für die Bildung der Taubstummen im „Schweizerischen Archiv für Statistik etc.“:

... Es bedarf endlich, was die Ausführung (des Taubstummenunterrichts) erleichtert, weder ganz getrennter, noch sehr ausgedehnter Anstalten; denn 1) können sie mancherlei Unterricht mit Sprechenden erhalten, und diese Verbindung ist sogar wohlthätig für sie, und 2) rechnet man auch auf 1000 Lebende einen bildungsfähigen Taubstummen oder auch auf 1,000,000 Seelen 100, so dürften doch alle die erforderliche Bildung erhalten, wenn die Anstalt in vier Jahren nur 16—20 aufnahme. Taubstummenanstalten gehören übrigens zu den empfehlenswertesten Anstalten, 1) weil sie nicht leicht einen Mißbrauch befürchten lassen und wie so manche andere zur Versuchung der Bedürftigen beitragen, und 2) weil sie gerade einem Mißbrauch beisteuern (*man wollte sagen: steuern*), den so oft die Eltern dieser Unglücklichen sich mit denselben erlauben. Nur dünkt uns, auch hier sollte nicht jeder Kanton auf Gründung einer eigenen Anstalt bedacht sein.

Die obigen Berichte lassen erkennen, daß es sich weitaus in der Mehrzahl um kretinische Taubstumme handelt.

Wie die ersten praktischen Versuche zur Erziehung Taubstummer in den verschiedenen Kantonen ausfielen, zeigen die folgenden Abschnitte:

f. Aargau.

Eine erste Nachricht über Fürsorge für Taubstumme dieses Kantons finden wir in den „Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ 1811 unter der Ueberschrift:

Etat der Blinden und Taubstummen im Canton Aargau 1810 von Herrn Decan Hünerwadel in Lenzburg der Gesellschaft vorgelesen in der Sitzung von 1811.

1809. Anzahl der Taubstummen und Blinden nach den von der Tit. Armen-Commission eingesammelten Berichten vom Jahr 1809/10.

Bezirke	Taubstumme			Blinde		
	m.	w.	zus.	m.	w.	zus.
Aarau	26	31	57	3	2	5
Zofingen	34	37	81	9	3	12
Kulm	52	40	92	1	1	2
Lenzburg	36	16	52	6	4	10
Brugg	7	10	17	5	8	13
Bremgarten	7	4	11	4	3	7
Zurzach	1	5	6	1	—	1
Laufenburg	1	1	2	—	1	1
Rheinfelden	9	12	21	—	—	—
Baden	10	8	18	1	2	3
Muri	1	3	4	3	—	3
	184	177	361	33	24	57

Auf dieses Verzeichnis bezog sich Hirzel, Mitglied der obgenannten Gesellschaft, einmal mit den Worten:

Vom Aargau theilte Herr Decan Hünerwadel uns das Circular an die Herren Pfarrer des Cantons mit, das von Fragen begleitet ist, deren Beantwortung über die ungeheure Menge der Stummen in diesem Canton Aufschluß geben soll. Sie sind zwar mehr auf den Zustand des Cretinismus als den der Taubstummen gerichtet. Mit großer Sehnsucht erwarte ich die Resultate dieser Erkundigungen.

1811. In seiner „Vorlesung“ vom Jahr 1811 legt er das Verzeichnis vor und fügt hinzu:

Von 106 Gemeinden sind nur 23, die keine Stummen, und hingegen nur 40, welche Blinde haben.

Die Gemeinde Suhr hat 20 Stumme, Unter-Kulm 19, Rued 15, Gonterschweil und Oftringen jede 14 solcher Elenden, unter denen im Alter von 1—10 Jahren 18 Knaben und 13 Mädchen unterrichtsfähig sind; im Alter von 11—21 Jahren 15 Knaben und 8 Mädchen. Es wäre unstreitig wichtig, die Ursache eines solchen unverhältnißmäßigen Unglücks nachzuspüren.

1812. Eine Neuigkeit erzählt der „Jahresbericht an die Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau, 1812“ (hier handelt stets die „historisch-pädagogische Klasse“, eine Zweigkommission der Kulturgesellschaft):

Noch manche andern Arbeiten dieser Klasse sind bis itzt zu unvollendet, als daß von ihnen schon Rechenschaft gegeben werden könnte... Dahin gehören die Bemühungen wegen einer zu begründenden Unterrichts-Anstalt für Taubstumme in unserm Kanton, worzu uns der edle Eifer des Herrn Pfarrers Brentano in Gansingen gerechte Hoffnungen gibt, und der bereits durch die Klasse mit dem im Vaterlande berühmten Lehrer der Taubstummen, Herrn Professor Ulrich in Zürich, in Verbindung gebracht worden.

1814. In seiner Denkschrift an die aargauische Kulturgesellschaft (1811—1911) schreibt der Verfasser, Pfarrer Wernly, mit Recht:

Pfarrer Brentano war es, der im Kanton am frühesten der Bildung der Taubstummen rief und dann auch persönlich ihr sich weihte. Bei der allgemeinen Versammlung in Schinznach am 21. Mai 1814, der 78 Personen aus 10 Bezirken beiwohnten, führte er einen seiner taubstummen Zöglinge zur Prüfung vor. Das Protokoll jener Versammlung sagt darüber wörtlich:

Die Gesellschaft bewunderte in den Arbeiten des Zöglings seine erlangte Fähigkeit und ehrte die menschenfreundlichen Bemühungen seines Lehrers mit der innigsten Teilnahme und Dankbarkeit. Zugleich wurde beschlossen, die Angelegenheit an die historisch-pädagogische Klasse zu weisen, damit sie sich besonders mit der Aufgabe beschäftigen möchte, auf welche Weise die erlangten und erwiesenen Kenntnisse im Unterricht von Taubstummen für unsern Kanton besonders benützt werden könnten.

1815. Im Bericht derselben Kulturgesellschaft 1815 heißt es weiter:

... So wie wir auch ihren menschenfreundlichen Gedanken (jener Klasse), eine Unterrichts- und Verpflegungsanstalt für Taubstumme in unserm Kanton zu begründen, den Segen des Himmels wünschen müssen, der allem Guten und Gemeinnützigen nie fern bleibt.

Richtig ist die Bemerkung in der „30. Rechenschaft der Taubstummenanstalt Aarau“ 1880/81:

Es findet sich keine Spur, daß bei uns schon im vorigen Jahrhundert etwas für die gehör- und sprachlosen Kinder geschehen wäre. Erst nachdem sich i. J. 1811 ein Verein gemeinnütziger Männer unter dem Namen „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ gebildet hatte, regte sich auch hier die Teilnahme für jene Bedauernswerten. (Dann wird von jener Taubstummenzählung im Jahr 1810 und von Pfarrer Brentano gesprochen.)

Nun ist es aber Zeit, unsern Lesern Näheres über diese Wirksamkeit Brentanos mitzuteilen. Dieser Nepomuk Brentano von Laufenburg war zuerst Kaplan daselbst und wurde dann am 29. Wintermonat 1803 vom Kleinen Rat zum Pfarrer der Kirchgemeinde Gansingen erwählt.

1816. Die „Verhandlungsblätter der Kulturgesellschaft“ bringen im Jahr 1816 die Notiz:

Sehr lehrreiche Abhandlung: „Wie man Taubstummen die Empfindung des Gehörs gewährt, wenn man sie einen metallenen oder harthölzernen Stab zwischen die Zähne nehmen und damit tönende Sachen berührt. Von Herrn Pfarrer Brentano in Gansingen“. Dieser nahm ein Ende solchen Stabes in den Mund und sprach so zu verschiedenen Taubstummen. Einer derselben sprach ihm ganze Worte nach.

Doch hören wir Brentano selbst, der sich darüber im „Archiv der Medizin, Chirurgie und Pharmacie“ 1816 vernehmen läßt:

Was kann mit Sprache und Gemüt inniger verbunden sein als das Gehör? und was ist noch verborgener und geheimnisvoller als dieser tiefe Sinn? Von welch unberechenbarem Werthe ist auch nicht jeder Beitrag zur Pflege und Nutzung desselben für das praktische Leben? Wie schließt sich hier die Naturlehre und Arzneikunde so nahe an die sittliche Sphäre und Erziehungskunst an!

Von diesem Gesichtspunkt verleitet, versuchte er auf verschiedene Weise auf Gehörnerven von Taubstummen einzuwirken und sie so zum Hören und Sprechen zu bringen. In seinen „Erinnerungen und Bemerkungen über Behandlung und Unterricht der Taubstummen“, im obgenannten Archiv enthalten, berichtet er im Eingang, wie ein reisender Engländer Robertson „Taubstumme gewisser Art mittelst tonleitender Stäbe zum Hören gebracht habe, und daß sie auf diesem Wege unterrichtet werden könnten“. Dann wendet er sich an die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ in Aarau mit den Worten:

Verehrteste Herren und Freunde!

Wehmut verwundet Ihr Herz, wenn Ihrem freundlichen Blicke das Auge des Taubstummen entgegenstarrt, wenn ein heulendes Lallen Ihre Ansprache erwiedert. Ihre Gefühle schmelzen zum Mitleid, wenn die traurige Erfahrung Sie überzeuge, daß diese Unglücklichen gewöhnlich mit Armut und Verachtung kämpfen, daß sie sich selbst und andere mit einem sittenlosen, unbrauchbaren Leben schaden. Ihre Menschenfreundlichkeit sehnet und spüret ebenso eifrig als thätig den Mitteln für Bildung und Rettung dieser Verwahrloseten nach. Freunde, Sie beehren mich mit dem Auftrage, Erfahrungen, Selbstversuche, Früchte des Nachdenkens zu ordnen, selbe Ihnen mitzutheilen, um allmählich einen Plan zu reifen, nach welchem die Seelenkräfte dieser Armen könnten entwickelt werden, ebenso ihre bürgerliche Thätigkeit. Wenn schon mit Schwäche, doch mit herzlicher Theilnahme folge ich Ihrem Rufe und Sie empfangen in diesen Blättern zur Prüfung, Erweiterung und Zurechtweisung einige meiner Ansichten.

Diese Ansichten entwickelt er zuerst im Kapitel „Lippensprache durch Tonleiter“, welches wir der Kuriosität halber ganz abdrucken:

1. Herr Zschokke (*er ist doch immer dabei!*) leitete mich an, bei meinen Taubstummen Versuche zu machen, ob er nicht durch einen Tonleiter zur Lippensprache gewöhnt werden könnte. Ich ließ solche Tonleiter verfertigen; sie bestehen aus Eisen, Stahl, Messing, Silber, Glas und erdenen Pfeifenröhren, aus Holz. Die Stäbe sind elf bis vierzehn Zoll lang, einen halben Zoll breit, drei Linien dick gearbeitet; auch Draht in der nämlichen Länge bis zur Dicke eines Federkiels wurde angewendet.

2. Um auf den Gehörnerv des Taubstummen zu wirken, nahm er und ich die Stäbe zwischen die Zähne. Ich schrie ihm zuerst unartikulierte Töne, nachher Buchstaben, Doppel-laute, Silben, endlich Wörter zu. Weil er gut gebaute Zähne

hat, setzte ich ihm zuweilen die Tonleiter nur daran, wie an eine Trommel.

Diese Uebung machte ich mit ihm im Zimmer, im Freien, bei trockener und nasser Witterung, mit hohen und niedern Tönen, mit weiblichen und männlichen Stimmen, mit Stimmen der Kinder und der Erwachsenen, mit einem einzeln oder zugleich mit zwei Stäben, bei zugeführten Augen. Die Versuche an meinem Taubstummen genügten mir nicht, in Butz lebt ein solcher Unglücklicher, 43 Jahre alt, in Kaisten einer von 7 Jahren, auch bei diesen gebrauchte ich die Tonleiter.

3. Der Erfolg dieser Versuche zeigt, daß der Tonleiter den Gehörnerven durch die eustachische Höhle erschütteret, daß weiche Knochen noch leicht hören, alte nur undeutlich einen Ton aufnehmen. Der 43jährige vernahm nichts als ein Geschrei, der in Kaisten hörte am leichtesten, der meinige sprach die Buchstaben bis auf e, s, z. Er setzte Silben zusammen und jetzt sind ihm die Worte Erdäpfel, Brot, Rüben, Hanf geläufig, auch schreibt er die ihm zugeschriebenen Worte und Buchstaben nieder, was alles das Vernehmen der Artikulation beweist (*aber auch, daß er Sprache und Schrift schon kannte*). Unter den Tonleitern haben die metallenen den Vorzug, die von 14 Zoll mehr als die von 11. Eisen unterscheidet sich hierin wenig von Stahl, besser wird das Messing, am leichtesten das Silber vernommen, am wenigsten das Holz und unter diesem nur eichenenes. Die Stäbe wirken dreimal mehr als Draht. Die Stäbe, zwischen die Zähne gelegt, wirken mehr als angesetzt. Im Zimmer oder im Freien wird wenig Unterschied verspürt, Veränderung der Witterung erleichtert den Ton, der Baßton wird vor allen andern gehört, daher besser männliche als weibliche, besser Stimmen der Erwachsenen als der Kinder; ein Stab wirkt so viel wie zwei.

4. Meines Dünkens wird der Sprachgebrauch durch Tonleiter den Taubstummen niemals beigebracht werden können. Viele Schwierigkeiten werden dem Zögling und dem Lehrer begegnen. Der junge Zögling wird zwar die artikulierten Töne leicht auffassen, selbe wieder mittheilen, aber ohne stete Uebung und mit Verhärtung der Knochen bei zunehmendem Alter wieder vergessen. Der Taube in Butz verlor erst durch eine Krankheit im zehnten Jahre ganz sein Gehör, seine Sprachfähigkeit litt Anfangs nichts dadurch, mit bloßer Lippenbewegung versteht er seine Hausgenossen, sonst niemanden, und theilt sich ihnen mit; doch ohnerachtet dieser steten Uebung lähmt sich sein Sprachorgan immer mehr, seine Worte werden schlezzend, heulend, undeutlich und vermutlich bei zunehmender Verhärtung zur Verständlichkeit untauglich. Um wie viel mehr wird der von Geburt an Taubstumme die ihm beigebrachten Worte vergessen, dessen Zunge niemals so geübt war, dessen Ohr niemals so deutlich die Töne aufgenommen hat? Und wo wäre der Lehrer zu finden, dessen Brust so gestählt wäre, daß er mit stetem Geschrei einen Taubstummen üben könnte? Ich wenigstens mußte ziemlich nachgeben, um Heiserkeit und vielleicht die üblen Folgen davon zu vermeiden. Freunde, nichts mehr wünschte ich, als daß ich mich in meinen Versuchen, Ansichten und Erfahrungen getäuscht habe, daß sie weiter geschritten und glücklichen Erfolg erwirkt haben. Ich verdanke Herrn Zschokke die freundschaftlichste Warnung, bei den Taubstummen nichts zu übereilen, alles streng zu prüfen, damit ja nicht die Menschenfreundlichkeit und das aufgeregte Mitleiden für diese Unglücklichen sündhaft geblendet werde.

Ihr thätiger Edelsinn für Taubstumme beschäftigte seit letzter Versammlung in Schinznach mein Nachdenken; Früchte davon theile ich Ihnen mit, sie dehnen sich auf Bil-

dung, Brauchbarkeit dieser Armen, auf Institute, auf häusliche Erziehung aus.

Im folgenden Kapitel spricht er kurz „vom gewöhnlichen Zustande der Taubstummen“, dann von „Instituten“, hier behandelt er knapp ein paar Grundsätze der Taubstummen-erziehung, die in dem Satze gipfeln:

Alle Arbeiten in diesem Fache haben bisher gezeigt, daß der Taubstumme auf dreierlei Art zur Brauchbarkeit und Gesittung geleitet werden könne: entweder durch Zeichensprache, durch Lippensprache oder durch Schriftsprache.

Dieser Abschnitt schließt mit den Zeilen:

Um unsere Taubstummen im Aargau zu bilden, beschränke ich mich auf Antworten der Fragen:

1. Was wird unter Brauchbarkeit im gesellschaftlichen Leben, was unter Gesittung auch in religiöser Hinsicht verstanden?

2. Welche Taubstummen sind einer Bildung fähig, welche nicht?

3. Was soll dem Geldarmen Taubstummen nicht gelehrt, was soll ihm gelehrt werden?

Die erste Frage beantwortete er in der Hauptsache, wie folgt:

Unter Brauchbarkeit eines Taubstummen im bürgerlichen Leben verstehe ich die Fähigkeit, durch Handarbeit, durch Kunstsinne seine Lebensbedürfnisse erwerben, sich eine Quelle des Unterhalts zu eröffnen, daß Bettelei ihn nicht arm herumjagt, daß Familienhärte und Geiz ihn nicht unter das Joch spannt, seinem Hunger und Blöße bevogtet, sondern daß er selbständig die erworbenen Bissen genießt, sich selbst durch Müßiggang, andere durch Kostenaufwand nicht belästigt. Brauchbar ist der Taubstumme, wenn er auch beim Mangel artikulierter Töne seine Ideen durch andere Mittel mittheilen, wenn er ebenso die Ideen seiner Umgebung aufnehmen kann.

Die zweite Frage löst er folgendermaßen (ich schäle den Kern heraus):

Auf der Liste (der oben angeführten Taubstummenzählung) sind verzeichnet Kretins, bloß Stumme, kleine Kinder, veraltete Personen, neben dem Taubstummensinn krüppelhafte, kränkliche Menschen. Sondern die Herren der Gesellschaft diese Mehrzahl von den gesunden, tauglichen Knaben ab und die Liste wird sich sehr verkürzen, damit aber die Mittel für unser Unternehmen vergrößern. Ich wünschte, die Herren mögten sich durch Anfragen bei den Bezirks-gesellschaften überzeugen, daß bei Ausstreichung der Spital-würdigen, der Veralteten unser Verwenden sehr wenige ansprechen könnten, und eben deswegen bedürfen wir nicht der Ausdehnung eines Institutes, sondern nur einer still wirkenden, bescheidenen Anstalt.

Das war einmal ein vernünftiger Vorschlag, der später von den Aargauern leider zu wenig beachtet wurde. Die dritte Frage erläutert er als die wichtigste auch am gründlichsten. Wir können es uns nicht versagen, seine ganz originellen Ansichten darüber vollständig wiederzugeben, schon nur als Beispiel, wie man damals in Bezug auf die Taubstummen-erziehung sehr im Ungewissen tappte, aus Mangel an Vorbildern, woraus wieder manches Vorurteil entstand, und auch als Beispiel, wie manche gute Erkenntnis intuitiv gewonnen werden kann. Brentano schreibt:

Die Erörterung dieser Frage soll das Wesentliche meiner Ansichten entwickeln und meine baldige Rettung der Bildungsfähigen befördern. Wenn ich mich daher weiter als bei den vorigen ausdehne, so will ich nicht die Geduld und Nachsicht der verehrtesten Herren und Freunde mißbrauchen, sondern nur ihren früheren Wünschen begegnen.

In den Instituten beobachtet man Taubstumme, die auf Landkarten wandern, welche den Mechanismus des Rechnens durch alle auch Bruchformen leicht behandeln, welche durch Zeichensprache, Lippensprache, durch Schriftsprache sich verständigen, welche in jeder Confession der Abendmahlfeier sich nähern. Freilich die gewichtige Summe in die Institute gezählt, muß mit einer andern Ware ausgemünzt werden, und wäre es zuletzt auch nur Bewunderung eines Abrichtens ohne gründliche Kenntniß, und gewiß wird oft dem Wissen des Taubstummen der Stempel der Wahrheit aufgedrückt, allein auch der Spielpfennig kann den Stempel der Dukaten tragen, ohne Gold zu sein. In einer bescheidenen Rettungsschule für arme Taubstumme finde ich jede prahlende Ueberbildung an, welche das täuschende Theatermännchen, nicht aber den nützlichen, gesitteten Mann liefert; daher müßte sich der Unterricht von allem reinigen, was nicht dem bürgerlichen Leben und vielleicht nur dem Gewinn, der Ehrsucht der Lehrer, dem blinden Anstaunen der Laien in diesem Erziehungs-zweige frommt. Bürgerliche, sittliche Brauchbarkeit bleibt der Hauptzweck des rettenden Menschenfreundes, daher wird in einer solchen Anstalt die so viel Zeit und Mühe fordernde Zeichensprache entbehret, welche nur dort nützt, wo mehrere Taubstumme zusammenleben und sich wechselweise verständigen, denn bei Zerstreuung der Taubstummen in den Familien müßte jeder ebenso schwer die Zeichensprache erlernen und üben, um den Taubstummen zu verstehen und verstanden zu werden. Die Lippensprache, zu welcher viele Taubstumme gewöhnt werden, was sind ihre schlezzenden, heulenden Töne anders als eine kostspielige, wenig fruchtende Gefälligkeit gegen eine reiche Familie, was anders als eine betrübte Mutter glauben zu machen, sie kabe kein taubstummes Söhnchen geboren, denn er könne ihr ja sagen, wie er sie liebe und schätze. Schriftsprache, Rechnen, Zeichnen, Religionsunterricht sind die Rettungs-, die Bildungsmittel für die ärmern Taubstummen und sie genügen seiner bürgerlichen Brauchbarkeit, seiner sittlichen Veredlung, und in dieser Beziehung erschöpft sich nicht die Unterstützung. Unter Schriftsprache begreife ich den Ersatz artikulierter Töne, mit welcher der Taubstumme das ihm Vorgelegte liest, ebenso seine Wünsche und Bedürfnisse andern mittheilt, seinen Wörternvorrat so syntaxisch ordnet, daß er fähig wird, sein Tagebuch zu führen. Die Abänderungen und Abwandlungen erlernt er, wie der Hörende, mechanisch; ist er darin einmal genugsam geübt, so sind ihm bald mit einigen Kunstgriffen die Vergleichungsstufen, der Unterschied der Zeiten, Personen, Bedeutungen, Arten usw. beigebracht; Mittel- und unrichtige Zeitwörter wird er nur mit später Uebung abwandeln, allein nur richtig abgewandelt bleiben sie verständlich. Für die Schriftsprache kann aber keine Zeit der Erlernung bestimmt werden, nach der verlangten Fähigkeit bleibt sie eine lebenslängliche Uebung. Ich verdeutliche mich durch Beispiele.

Das Kind auf den Armen der Mutter muß hundert- und hundertmal hören sprechen, ehe es Brot, Haus, Vater, Mutter usw. nennt, es sagt erst Mu, Mu, Mummi als Kuh, so selbst unsere erwachsenen Vorfahren ahmten zuerst den Donner nach, ehe sie Donner, tonihu sprachen, sie raabeten vorher, bis sie den schwarzen Gesellen Raab nannten. Wie dürftig ist die Sprache eines Kindes von acht Jahren, wie arm jene des Ungebildeten, wie lange und mühsam jene des Gelehrten bereichert. Wer weiß, daß Lippensprache die Frucht einer langen und steten Uebung bei vollkommenen Organen ist, der wird meine Behauptung, daß nur ebenso langsam und ebenso geübt die Schriftsprache der Taubstummen erlernt werden könne, richtig finden. Wie sehr ohne Kostenaufwand ließe sich nicht im häuslichen Leben die Schriftsprache vor- und nacharbeiten, und dadurch eine Taub-

stummenanstalt verkürzen. Lerne zu Haus das Kind Buchstaben kritzeln, Wörter schreiben, erlerne es die Abänderungen, Abwandlungen mechanisch üben, wie in einem Lesebuch Wörter ihm so oft anzeigen, als sie dem Hörenden vorgesagt werden, welche Zeit- und Kostenersparniß würde durch diesen in jedem Dorfe möglichen Vorunterricht erzielt werden; dem Lehrer einer Anstalt bleibe alsdann übrig, den Mechanismus der Syntax auf Sätze, endlich auf ein Tagebuch anzuwenden, später mit dieser Fähigkeit würde er bei einem Handwerksmann auf einer Wanderung seine Sprache stets vermehren. Verehrteste Freunde, mögen Sie diese meine Ansicht prüfen, auf Verlangen werde ich solche Lesebücher, solche Formeln der Syntax verfertigen und selbe von Ihren pädagogischen Einsichten reinigen lassen.

Notwendig zur Gedächtnißübung und für bürgerlichen Bestand ist das Rechnen für den Taubstummen, und wie leicht nicht dieses! — Ich bedurfte nur etwa sechs Würfel, mein Taubstummer und ich spielten damit, erlernte dadurch zählen, addieren, subtrahieren, und wenn ich mehr will, so geschieht es leicht. Zeichnen bleibt dem Taubstummen unentbehrlich wegen seiner gewöhnlichen Anlage dazu, wegen Vermeidung des Müßigganges, wegen seinem künftigen Berufe, wegen Bildung seines ästhetischen Gefühles; dieses Zeichnen würde wegen Mangel an Lehrern wenig vorgearbeitet werden können und daher sich bei vielen auf eine bloße Taubstummenanstalt beschränken.

Es ist doch gut, daß niemand diesen „lautlosen“ Unterrichtsplan Brentanos zu verwirklichen suchte. So vernünftig hingegen andere seiner Gedanken klingen, stellt er andererseits zu hohe Ansprüche an die religiöse Bildung der Taubstummen. Man höre ihn weiter:

Worin wird die Religion des Taubstummen bestehen? Vielleicht in der Andächtelei der Mutter? Vielleicht in Nachahmung und Beschwörung kirchlicher Formen? Freunde, keins von beiden! Der Geist des Taubstummen soll nicht verwirrt, verdunkelt, sein Gewissen nicht verwundet werden, er soll nur eine Sanktion seiner Gesittung erhalten, er soll lernen, mit ehrfurchtsvollem Blicke über das Sternenheer zu einem allliebenden Vater sich zu erheben, er soll die heiligen Ahnungen eines unsterblichen Aufschwungs nähren; was mehr getan wird, ist Versündigung an ihm. Mühsam und oft schüchtern entfesseln wir uns oft von Vorurteilen und wir sollten die Seelenruhe des Taubstummen dadurch morden, ihn in Formen zwingen — doch stille — der Talar vertrocknet meine Feder — hier nur zum Beschlusse ein Religionssystem für Taubstumme angehängt.

Natur offenbart dem Taubstummen seine Religion.

Gegenstand.	Ursache.	Gesetz.
	1.	
Rohrer Stoff, Erde, Stein, Metall.	Eine Grundkraft, die zerstört, aber wieder hergestellt werden kann.	Wahlverwandschaft, Tod.
	2.	
Kristallisation.	Bildende Kraft, die zerstört, aber nicht wieder hergestellt werden kann.	Regelmäßige Formen, Tod.
	3.	
Pflanzen, organisiert.	Lebenskraft, welche sich ernährt, stirbt.	Fortpflanzung durch Begattung, lebendig, sterblich.
	4.	
Tiere, gefühlvoll.	Eine Seele, (anima, animal), welche hienieden ihren Zweck erreicht.	Lust und Unlust, lebendig, sterblich.

Gegenstand.	Ursache.	Gesetz.
	5.	
Mensch (mens), der denkende, gemüthliche.	Geist, dessen Bedürfnisse sich hienieden nicht befriedigen.	Wahrheit.
	6.	
Unsterblichkeit.	Irdische Unbefriedigung des Geistes, überirdisches Feld der Wahrheit.	Wachsende Vervollkommnung.
	7.	
Gott.	Ordnung der Schöpfung nach Wahrheit.	Höchste Wahrheit, höchste Vollkommenheit.
	8.	
Christus.	Menschenverderben.	Erneuerung der Wahrheit.

Ein guter Mensch, aber wunderlicher Theologe! — Hier endet die Abhandlung Brentanos. An dieselbe schließt sich an: ein gründliches, mehrere Seiten langes Gutachten über Brentanos Ausführungen von Dr. Troxler, das er im Auftrag der aargauischen Kulturgesellschaft anfertigte. Er tat dies vom geschichtlichen, physikalischen, medizinischen und pädagogischen Standpunkt aus. — Zuerst spricht er von mehreren früheren ähnlichen Hör- und Sprechversuchen mittelst Tonleiter, die, weil nicht schweizerischen Ursprungs, hier nicht dargestellt werden sollen. Nur ein unglaublicher Fall, den ein Berius erzählt, mag hier angeführt werden:*

Ein sehr harthörig Gewordener, der das heftigste Geräusch nicht mehr wahrte, wußte sich in der Predigt dadurch zu helfen, daß er aus seinem Munde Stäbe an die Kanzel seines Pfarrers stemmte und nachher die Rede niederzuschreiben und andern mitzuteilen imstande war.

Dann bemerkt der scharfsichtige Troxler u. a.:

Sogenannte Taube, die durch Verstärkung des Schalles oder Anbringung von Tonleitern hörend gemacht werden können, sind so wenig taub, als diejenigen, die, um zu sehen, stärkeres Licht oder Gläser brauchen, blind sind. Alle sogenannten Taubstummen, welchen durch tonleitende Stäbe die Funktion des Gehörsinns erregt werden kann, sind also von Seite des Gehörsinns nichts anders als Schwerhörige, und deren gibt es nun unendlich viele Arten und Grade, und diese müssen nicht, wie bisher, sämtlich in eine ungeschiedene Klasse zusammengeworfen, sondern wohl geschichtet und nach Art und Grad ihrer Schwerhörigkeit anders behandelt werden, wozu nun vorzüglich die erwähnten Versuche dienen können.

Schließlich drückt er seine Meinung über Brentanos Vorschläge mit den Worten aus:

Ungeachtet der vielen eben so sehr von einem erleuchteten Verstand als menschenfreundlichen Herzen zeugenden Bemerkungen, die Herr Pfarrer Brentano seiner Abhandlung einstreut, müssen wir seinen Vorschlag, Lippen- und Zeichensprache ganz fahren zu lassen im Taubstummenunterricht, um sich einzig und allein auf die Schriftsprache (Rechnen und Zeichnen) zu beschränken, ganz mißbilligen.

Die Gründe, welche Herr Pfarrer Brentano vor dem Mißbrauch, der in den meisten Methoden mit den zwei ersten Spracharten getrieben wird, dann von der Notwendigkeit, daß auch die mit den Taubstummen Verkehrenden

Ignaz Paul Vital Troxler wurde 1780 in der luzernischen Gemeinde Münster geboren und starb erst 1866 in Aarau. War Arzt, Politiker, Pädagoge, Professor der Philosophie am Lyceum in Luzern, lebte auch in Aarau, Basel und Bern, denn er wurde oft wegen seinem Freisinn verfolgt.

seine Sprechere einstudieren müßten, ferner von der Leichtigkeit, wie die Lippensprache erlernt wird, und endlich von der Zulänglichkeit der Schriftsprache für das gesellig-bürgerliche Leben hernimmt, scheinen mir nicht statthaft genug und halten wohl sämtlich gegen den einen von uns oben aufgestellten Gesichtspunkt von menschlicher Entwicklung kaum Stand.

Den „Sprachgebrauch durch Tonleiter“ will Troxler nur da angewendet wissen, wo er möglich ist, z. B. bei Halbtauben. Auch meint er — und gewiß mit Recht — daß abstrakte Begriffe nicht durch Zeichen erklärt werden können, und die Schriftsprache betrachtet er nur als „Notbehelf und Hausbedarf“. Dann verteidigt er die „Stimmsprache“, wobei er zurückgreift auf Taubstummenlehrer alter und neuer Zeit, wie Bonet, Ramirez, Pereira, Wallis, Amman u. a. Endlich möchte er „durch seine geschichtlichen Rückblicke und anthropologischen Betrachtungen“ erstlich zu weiterer Ausbildung der erwähnten Versuche und durch sie zweitens zu einer erneuten Kultur des Gehörsinns und der Stimmsprache der Taubstummen, dann endlich auf diesem Wege zu einer würdigeren und vollkommeneren Erziehung derselben Veranlassung bieten.

1817. In demselben „Archiv“ veröffentlicht Troxler ein Jahr später eine größere Arbeit über Kretinismus, worin er in einer Fußnote Brentanos Sache wieder berührt mit den Worten :

Darum ist es in unserem Vaterlande noch von größerer Wichtigkeit als anderswo, daß Taubstummen-Unterricht eingeführt werde. Ein herrliches, wohlthätiges Beispiel gibt Herr Pfarrer Brentano in Gansingen, der menschenfreundlich sich auch diesem Zweige der Seelsorge in seiner Gegend widmet, aber noch weit und breit, wo das Bedürfnis ebenso groß, bei aller Muße vieler seiner ganz unthätigen oder zwecklos beschäftigten Hrn. Mitbrüder keine Nachahmung gefunden. Das gehört den Aerzten und Schulmeistern!

Nachher aber vernimmt man nichts mehr über Brentano und die ganze Angelegenheit kam überhaupt, trotz warmherziger Aufrufe und vielfacher Bemühungen, keinen Schritt vorwärts, wie denn auch Jahre später in den „Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ 1822 geklagt wird:

1822. Erziehungsanstalten für Blinde und Taubstumme können in unserm Vaterlande nur einige wenige bestehen. Daß solche sehr wohlthätig sind, ist ganz erprobt, unbegreiflich aber, daß nicht mehrere dieser Sinne Beraubte dahin versorgt werden. Leicht ist es, einzusehen, daß solches nicht ohne bedeutende Kosten geschehen kann; allein wie könnte ein Tischgeld auf einige Jahre menschenfreundliche Seelsorger und Gemeinden abhalten, sich solcher Unglücklichen anzunehmen, denen dadurch ihre lebenslängliche Existenz gesichert wird!

1835. Erst 13 Jahre später taucht diese Frage abermals auf, in den Verhandlungen der aargauischen Kulturgesellschaft 1835:

... Noch ist die Gesellschaft außerdem im Besitze eines aus Gastmahlssteuern zu verschiedenen löblichen Zwecken geweihten, an Zins gelegten, kleineren Kapitals von etwa 600—800 Fr.; dem Ausschuß zu Aarau stand darüber kein Verfügungsrecht zu. Sobald sich die Gesellschaft im Kanton organisiert hat, wird sie allein darüber zu entscheiden haben.

Vielleicht konnte es kaum irgend einer heiligeren Bestimmung geweiht werden, als der Begründung einer für unsern Kanton höchst notwendigen Taubstummenanstalt.

Der Gedanke an ein solches Institut für eine sehr zahlreiche, von der Natur selbst ungünstig behandelte Klasse unserer Mitbürger hat ebenfalls schon in früheren Jahren diese Gesellschaft lebhaft beschäftigt. Sollte er nicht verdienen, von Ihnen wieder aufgenommen zu werden? — Das Uebel ist ausgedehnter als vielleicht manchen in dieser Gesellschaft bekannt sein dürfte. Laut den im Frühling gegenwärtigen Jahres veranstalteten und mit vieler Sorgfalt aufgenommenen Verzeichnissen zählt man im Kanton Aargau gegenwärtig 960 Taubstumme. Sie leben in allen Bezirken zerstreut. Die meisten derselben in den Bezirken Aarau, Zofingen und Kulm, die wenigsten in den Bezirken Muri, Zurzach und Baden. Also von 200 Eingeborenen unseres Kantons ist immer Einer des edelsten Sinnes zur geistigen Ausbildung und der Gabe der Mitteilung durch Sprache beraubt.

Fast die Hälfte dieser Unglücklichen bleibt aber allen und jeden Unterrichts unfähig, durch wirklichen Blödsinn. Es sind 446 derselben, und unter diesen zählt man 159 Kretinen. Die übrigen und zwar an der Zahl 520 verrathen mehr oder weniger Geistesanlagen, wodurch sie des Unterrichts fähig werden können. Ihr sind 261 männlichen und 259 weiblichen Geschlechts, von welchen 216 Personen bemittelt, 304 aber unbemittelt sein mögen. Aber 229 von diesen sind schon über ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus. Sie werden durch ihr männliches Alter jener speziellen Aufsicht und Belehrung entrückt, welche zur Erziehung notwendig und der Jugend, besonders der taubstummen, unerlässlich ist. So bleiben noch 291 junge Leute übrig, die durch zweckmäßigen Unterricht jener thierischen Dumpfheit, in welcher sie gleich Verstoßenen ihr Leben hinbrüten, allerdings entrissen und des Trostes und des Segens der Religion theilhaftig werden könnten. Zwar haben 116 von diesen noch nicht ihr zehntes Altersjahr erreicht, aber 175 andere zwischen dem zehnten und zwanzigsten Jahr wären gegenwärtig noch jeder Belehrung zugänglich, derer sie zur Entfaltung ihrer Geistes- und Seelenkräfte so sehr bedürftig wären. Unter diesen zuletzt genannten 175 Kindern bemerkt man nur bei 6—8, daß sie einigen unvollkommenen Unterricht genossen haben.

Es wäre mir ein Leichtes, dieses Trauerbild weiter auszuführen, von dem ich nur die allgemeinsten Umrisse gegeben habe. Ich enthalte mich dessen. Jene Zahlen allein reichen schon hin, das menschenfreundliche Gemüt jedes Aargauers zu erschüttern und Wehmut und Mitleiden über diese beklagenswerten Stiefkinder der Natur zu erregen. Sie sind Mitbürger und Mitbürgerinnen von uns, Brüder und Schwestern unserer vaterländischen Familie. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zur eigenen Prüfung und als Stoff ernster Erwägungen eine gedruckte tabellarische Uebersicht von Menge und Vertheilung der Taubstummen in unserm Lande austheilen zu lassen.

Und wer hat bisher für die Verbesserung der Zustände, für die Veredlung und Vermenschlichung dieser Unglückseligen gesorgt? Niemand! — Die Kräfte des Staates sind beschränkt, — er vermag nicht alles. Aber groß sind die Kräfte des Volkes und reich ist an Mut und Edelsinn das Herz des Aargauers. — Hier, verehrteste Herren, ist eine Aufgabe, würdig einer Gesellschaft für vaterländische Kultur!

In demselben Heft wird endlich auch von einem praktischen Schritt zur Förderung dieser Sache berichtet und wieder ist es H. Zschokke, der damalige Präsident der Kulturgesellschaft. Er schreibt:

Zur Errichtung einer Erziehungs- und Lehranstalt für die vielen Taubstummen des Kantons wird der Ausschuß beauftragt, vereint mit Fachkundigen, einen vollständigen Entwurf mit Berücksichtigung der dazu erforderlichen Mittel,

tauglichen Lehrer u. s. w. anzufertigen und den Bezirks-gesellschaften beförderlich zur Prüfung und Begutachtung vorzulegen. Ebenso wird der Ausschuss anzeigen: ob und welche von den einzelnen Kapitalien, welche noch nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß haben verwendet werden können, für jene Taubstummenanstalt verwendbar seien?

Die diesmalige Gastmahlssteuer (Betrag 62 Fr. 1 Kr.) soll zum Behuf der Taubstummenanstalt als erster Beitrag in der eintragenden Ersparnißkasse niedergelegt werden.

1836. *Im nächsten Jahr (1836) entstand denn auch die erste Taubstummenanstalt des Kantons, die in Aarau, ihr folgte 1837 die in Zofingen, 1850 in Baden und 1889 in Bremgarten. Das war des Guten etwas zu viel, Zschokke aber mit seinem unverwüsthlichen Optimismus meinte im Gegenteil in seinem „Schweizerboten“ 1835:*

Ich sage euch, es wird eine Zeit kommen, da man in einer Taubstummenanstalt noch für mehrere Bezirke oder Gemeinden, wo viel der Gehörlosen sein mögen, Lehrer bilden wird. — Es wird eine Zeit kommen, da in solchen Bezirken oder Gemeinden eigene Taubstummenschulen bestehen, wo dann jedes der unbeglückten und beklagenswürdigen Kinder in seiner Ortschaft oder in der Nähe derselben, ohne allzuschwere Unkosten seiner Familie unterrichtet werden kann, und selbst in häuslichem Kreise der Gang dieses Unterrichts kennen gelernt, befolgt und fortgesetzt wird.

Dieser auf den ersten Blick bestechende, aber aus vielen Gründen undurchführbare Gedanke der „Verallgemeinerung“ der Taubstummenerziehung war bereits im Kanton Bern versucht worden. (Siehe dort.) Schon nach fünf Jahren bekannte Zschokke selbst im Rechenschaftsbericht der Taubstummenanstalt Aarau 1840/41:

Wir gaben uns, im Jahr 1836, der angenehmen Hoffnung hin, daß, durch Menschenliebe und Religiosität der Mitbürger fortwährend unterstützt, endlich fast in jedem unserer aargauischen Bezirke eine ähnliche Anstalt oder wenigstens eine Schule für Taubstumme errichtet und nur so dem großen Bedürfnis abgeholfen werden könne. Es war ein verzeihlicher, aber schöner Irrtum!

g. Kanton Basel

(Baselstadt und Baselland).

Was geschah mit den taubstummen Kindern dieser zwei Halbkantone? Auch sie gingen nicht ganz leer aus bei der durch Zschokke und Ulrich in der Oeffentlichkeit erweckten Teilnahme für diese Viersinnigen. Doch darüber wollen wir Akten aus den Archiven der beiden Halbkantone reden lassen. Auf den Plan trat zuerst:

Die Kommission zur Versorgung junger Taubstummer in Basel.

Wie es scheint, war es zuerst nur ein kleiner Verein von „Armenfreunden“, erst 1817 lesen wir von einer „Kommission zur Besorgung Taubstummer und Blinder“, als Zweigkommission der „Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen“ in Basel, die schon 1777 gegründet worden war. Im Jahr 1828 nennt sich jene Kommission einfach: „Taubstummen-Commission“ und von 1829 an bleibend „Kommission zur Versorgung junger Taubstummer“. Nun zu den Akten:

1811. 15. April 1811. Vereinigte Armenfreunde von Basel wünschten einen taubstummen Knab von 9—10 Jahren, für welchen sie sich interessieren, in einem dafür ein-

gerichteten Institut unterrichten und wo möglich zu einem vernünftigen und verständigen Menschen bilden lassen. Sie richteten ihr Augenmerk auf Zürich, wo Herr Ulrich, dessen Theilnahme an diesen unglücklichen Geschöpfen und dessen Lehrertalent rühmlich bekannt, vor einigen Jahren ein Taubstummen-Institut, unter dem Schutz löblicher Hilfsgesellschaft unternommen hatte oder wenigstens unternommen wollte, vernahm aber durch den Herrn Stadtarzt Hirzel, Vorsteher derselben, daß Herr Ulrich gegenwärtig mit Staatsgeschäften überhäuft, sich jenem Unternehmen nicht mehr widmen konnte. — So sehr dieses nun zu bedauern, wird Herr Ulrich doch so gefällig seyn, seine Ansichten über diesen Gegenstand mitzutheilen und mit einigen Worten gütigst anzuzeigen:

1. wo ein anderes taugliches Institut existiere,
2. welches er für das vorzüglichste halte,
3. welchen Zeitraum er erforderlich halte, um einen Taubstummen mit gewöhnlichen Anlagen zu einem vernünftigen Wesen mit ungewöhnlichen umzuschaffen, der sich selbst und andern nützlich würde?

Dergleichen Fragen mehr aufzuwerfen, wäre wohl überflüssig, da Herr Ulrich gewiß die Gelegenheit haben wird, diesen Gegenstand in seiner schriftlichen Antwort etwas ausführlich zu behandeln, indem seine Auskunft und sein Rath den Gönnern bemeldeten Knabens zur Richtschnur dienen werden.

Ein Hauptumstand, der jedoch nicht außer Acht zu lassen und wohl ein Hindernis zum Unterkommen in einem vorzüglichen Institut seyn möchte, ist der geringe Kostenaufwand, welchen man an diesen Zögling verwenden könnte, denn von sich und seiner Mutter hat er nichts und sein Unterhalt beruht auf der Wohlthätigkeit, theils der Staats-, theils einiger Privatpersonen, welche vereinigt schwerlich eine jährliche Pension von 20, höchstens 25 Lsr. spenden würden, da sie sich ohnedem vielleicht für 8 oder 10 Jahre dazu verpflichten müssten.

An Herrn Abt (*richtiger: Abbé*) Sicard in Paris wurde deswegen auch geschrieben und seine Auskunft war befriedigend biß auf obigen Umstand: die jährliche Pension würde allda mit den Accessieur auf 40 Louisdor zu stehen kommen; freylich verspricht er für einen armen Waisen etwas abgehen zu lassen, aber beträchtlich wird und kann natürlicherweise die Verminderung nicht seyn und auf diesen Platz muß also nolens volens Verzicht gethan werden. Noch gesellt sich dazu der Umstand, daß daselbst sämtliche Zöglinge in der catholischen Glaubenslehre unterrichtet werden, welches der Einigkeit und der Localität wegen in Paris wohl am Platz seyn mag, aber der Meynung des H. Abt Sicard ohngeachtet für den religiösen und christlichen Unterricht des Taubstummen nicht nothwendig zu seyn scheint. Jedoch beruht das Haupthinderniß immer auf der theuren Pension und hierüber insbesondere ist Herr Ulrich höflich gebeten, diejenigen Institute anzugeben, wo eine gute Lehrart, sorgfältige Besorgung mit geringen jährlichen Unkosten für den Zögling gepaart ist.

Mit verbindlichem Danke werden die gefäll. zu ertheilenden Winke benutzt werden.

Ulrichs in mehrfacher Hinsicht äußerst interessantes Antwortschreiben lautete:

In der Schweiz existiert dormalen kein Institut für Taubstumme. Meines Wissens bin ich auch der einzige, der sich in früheren Jahren mit dem Unterrichte Taubstummer methodisch beschäftigt habe. In Bern lebte und lebt vielleicht noch ein gewisser Uhrmacher Rüttsche, der an einem einzelnen Subject sein Theil an diesem schweren Werk versucht. All sein thun ist aber reine Empirio.